

2671/
62

Dr. Gehrle

Wings. 1161 II

Pracownia Śląska

VOLKSTHÜMLICHES

AUS

ÖSTERREICHISCH-SCHLESIEN.

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON PETER,

K. K. GYMNASIAL-PROFESSOR IN TROPPAU.

II.

SAGEN UND MÄRCHEN,
BRÄUCHE UND VOLKSABERGLAUBEN.

MIT UNTERSTÜTZUNG DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN WIEN GEDRUCKT.

TROPPAU 1867.

IM SELBSTVERLAGE DES HERAUSGEBERS.

2671/
162

15L9c

VOLEKSTHÜMLICHES

DRUCKERIEBENON - SCULPTEK

VERLAGS- UND DRUCKERIEBENON

1962

ANNO 1962

Mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt.

Cic. de fin. I, 2.

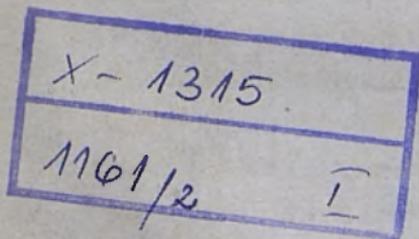
1161.2
I

Wallis

Świętochłowice

ul. Równa 4

1.3.62 [8.-27]



V o r w o r t.

Der vorliegende zweite Band bringt, wie dies in dem Vorworte zum ersten Bande versprochen ward, Sagen, Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Es enthalten dieselben der Hauptmasse nach uralte Überlieferungen, Trümmer der altdeutschen Religion, der Anschauungen unserer Altvorderen über Natur und das Walten der Kräfte in derselben und liefern unterschiedslos den Beweis, dass unser mit der Zeit rüstig vorwärts schreitendes Völkchen das Bild der einfachen, selbst rauhen Sitten der Vorältern noch nicht ganz vergessen hat. Der geneigte und kundige Leser wird sich leicht überzeugen, dass das Mitgetheilte nicht nur die Gefühlsseiten unseres Volkes bloßlegt, sondern auch einen Einblick gewährt, wie die Verstandeskräfte desselben die mannigfaltigen Erscheinungen in der Natur sich zu erklären suchten. Es begnügt sich darum der Verfasser, vorläufig wie beim ersten Bande, das Materiale mitzutheilen und durch gewissenhafte Auskunft über die Methode des Sammelns und der Zusammenstellung den Forscher

in die Lage zu versetzen, die Richtigkeit des Vorganges zu prüfen und auch nach dieser Seite hin den Wert des Buches zu ermessen.

Bei weitem der grösste Theil des Stoffes ist unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft; Büchern und handschriftlichen Aufzeichnungen wurde nur dann eine Mittheilung entnommen, wenn der Herausgeber persönlich sich überzeugte, dass die Sage, das Märchen, der Brauch noch im Bewusstsein des Volkes lebendig ist, oder wenn demselben von vertrauenswerten Personen, meist älteren Leuten aus den niederen Ständen, das frühere Vorkommen in unserem Schlesien verbürgt ward. Er kann deshalb die Versicherung aussprechen, dass die hier niedergelegten Überlieferungen ausnahmslos unbestreitbares Eigenthum unseres Volkes sind.

Der Fundort von Bräuchen und Aberglauben wurde nur bei jenen Stücken angegeben, die nach den bisherigen Ergebnissen meiner Forschung nur an einem Orte bekannt sind.

Das Materiale hätte sich ohne Schwierigkeit um ein Beträchtliches vermehren lassen, wenn ich all' die gehaltlosen Geschichten aufgenommen hätte, die von verzauberten Schätzen, Prinzen und Prinzessinnen, von Gespenstern, Geistern und Mirakeln im Troppauer Ländchen allenthalben erzählt werden, und wenn ich mehrere von jenen Märchen hätte wiedergeben wollen, die aus andern deutschen Landen bereits veröffentlicht sind und durch eigenthümliche, bedeutsame Züge mehr das Gepräge der Ursprünglichkeit an sich tragen. Ich bin überzeugt, dass die Beschränkung, die hier getübt ward, dem Buche nicht zum Nachtheile gereicht.

Die zusammengetragenen Notizen über mutmassliche heidnische Opferstätten, Begräbnisplätze, Urnen u. s. w. habe ich vor der Hand zurück behalten, weil ich sie noch zu erweitern und zu ergänzen beabsichtige, um dann darüber umständlicher und genauer berichten zu können, als mir dies heute möglich wäre. Die Rücksicht auf möglichste Vervollkommnung ist auch die Ursache, weshalb die Veröffentlichung der Trachtenbilder gegenwärtig noch unterbleibt.

Den mehrfachen Aufforderungen, die Forschungen über die deutschen Sprachinseln des Teschner Kreises auszudehnen, konnte der Verfasser für diesmal nicht entsprechen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass für die deutsche Sprach- und Mythenforschung gerade diese deutschen Vorposten im polnischen Sprachstamme von Interesse sind. Die gesteigerten Schwierigkeiten der Arbeit und die Verzögerung der Herausgabe des vorliegenden Bandes waren auch die letzten Ursachen, die den Verfasser abhielten, diese Bezirke in den Bereich seiner Forschung zu ziehen. Ermutigt vielmehr durch die beifällige Aufnahme, die der erste Band seines Werkes fand, wollte derselbe thatsächlich seine Arbeiten auf das gesammte Oesterreichisch-Schlesien ausdehnen. Dadurch aber würden die Kosten seines Unternehmens bedeutend gesteigert worden sein. Die Erledigung eines an den schlesischen Landtag gerichteten Gesuches um eine Unterstützung zur Fortsetzung seines Werkes nötigte jedoch den Verfasser, sich zunächst wieder auf das deutsche Sprachgebiet des Toppauer Kreises zu beschränken; denn die bewilligten 50 fl., für die derselbe geziemend dankt, erlaubten

nicht, dem Werke eine grössere Ausdehnung zu geben. Wol richtete ich später eine Eingabe an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, und der Bereitwilligkeit derselben, jedes wissenschaftliche Unternehmen zu fördern, verdanke ich auch die Unterstützung von 300 Gulden, wofür hiemit der tiefgefühlteste Dank ausgesprochen wird. Weil aber damals der zweite Band des Werkes schon im Drucke und das erste Heft bereits der Öffentlichkeit übergeben war, so sah ich mich gezwungen, den übrigen Theil des Buches in der Weise fortzusetzen, wie ich begonnen hatte.

Dass das hier mitgetheilte Materiale treu und wahr wiedergegeben ist, wird jeder herausfühlen, der das Buch mit einiger Liebe und Aufmerksamkeit liest. Jede Verschönerung in der Darstellung habe ich absichtlich vermieden und alles seinem wesentlichen Inhalte nach schlicht und einfach wiedererzählt, wie es mir mitgetheilt wurde. Desgleichen wurde bei Benützung von Büchern und handschriftlichen Quellen alles entfernt, was bei eingehender Untersuchung als unberechtigte Erweiterung und unnütze Ausschmückung sich erwies. Ob es mir gelungen, den natürlichen, treuherzigen Erzählton des Volkes anzuschlagen, mögen andere entscheiden.

Was die Anordnung des Stoffes, insbesondere der Sagen, anbelangt, so liess sich der Verfasser nach dem Vorgange bewährter Männer von dem Grundsatz leiten, das stofflich Zusammengehörige nach Möglichkeit zusammenzustellen. Nebst andern Gründen spricht dafür der Umstand, dass gerade dieses Verfahren die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Bu-

ches am meisten fördert. Dass für die Anordnung der Bräuche und des Aberglaubens auch noch andere, als die gewählten Gesichtspunkte hätten massgebend sein können, wird gerne zugestanden; nach sorgsamer Prüfung jedoch hat der Verfasser die eingehaltene Eintheilung als die zweckmässigste befunden, und da man natürlich nicht alle möglichen Gesichtspunkte auf einmal festhalten kann, diese allen anderen vorgezogen.

Wie bei dem ersten Bande, so habe ich auch bei diesem zweiten Bekannten und Vaterlandsfreunden für wertvolle Mittheilungen und schätzbare Beiträge zu danken. Realschuldirector A. Möller in Troppau stellte mir eine der neuesten Zeit angehörige, mit Fleiss angelegte Niederschrift heimatlicher Sagen zur Verfügung; Bildhauer S. Kutzer in Obergrund erfreute mich mit der schon S. 228 erwähnten Aufzeichnung von Segenssprüchen; Gymnasial-Professor und Müseums-Bibliothekar E. Urban machte mir, abgesehen von andern Auskünften, eine im Besitze des Troppauer Museums befindliche, von dem vor wenig Jahren verstorbenen Apotheker V. Widimsky in Olbersdorf angefertigte Handschrift zugänglich, die ausser andern Notizen auch einige vaterländische Sagen enthält; Forstamtsadjunkt J. Weiser in Freiwaldau übergab mir nebst andern Beiträgen ein altes Manuscript, das auch einzelne Volkssagen bietet. Wenn auch die beiden letztgenannten Handschriften durch willkürliche Zuthaten und Ausschmückung der Sagen die Benützung vielfach fast unmöglich machten, so haben sie doch unstreitig das Verdienst, dass sie meine Aufmerksamkeit auf einige interessante Sagen hinlenkten, die mir sonst vielleicht entgangen wären.

Dankbar erwähne ich ferner des Gemeindegemeinschaft-

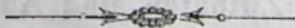
führers J. Pohl in Gurschdorf, des Güterinspectors E. Wiesner in Wildschütz, des Schullehrers J. Krause in Zossen und des Hauptschullehrers A. Fuchs in Jägerndorf, die in ihrer Umgebung mit Sorgfalt für mich sammelten. Ihnen, sowie dem Schüler der VII. Classe J. Krause, verdanke ich auch die als Nachtrag zum ersten Bande beigegebenen Volksmelodien.

Beachtenswerte Nachrichten erhielt ich auch von dem k. k. Bezirksvorsteher und Leiter der Grundentlastungs-Commission für Schlesien, J. Czegley in Troppau; dem Fabriksverwalter E. Spielvogel in Troppau; dem Bäckermeister A. Nobis in Olbersdorf; dem Stud. theol. J. Kunze aus Altrothwasser und dem Stud. phil. J. Neugebauer aus Jauernig.

Zum Schlusse sehe ich es meinerseits als angenehme Pflicht an, der regen Theilnahme zu gedenken, welche die Schüler der VIII. Classe dem Unternehmen gewidmet. Besonderen Fleiss auf die Sammlung von Material verwandten während der Ferialmonate E. Lowak, J. Schmatelka u. R. Trampler.

Troppau, an Aposteltheilung 1867.

A. Peter.



Inhalts-Verzeichnis.

S a g e n .

	Seite
Bergmännlein	3
Ein Bergweibchen heirathet einen Hirten	4
Kegelschieben bei der Schlossberg-Ruine nächst Reihwiesen	5
Die gute Stunde	5
Erdgeister auf dem Gotteshausberge bei Friedeberg	6
Venusleute	6
Die Venussteine bei Schwarzwasser	7
Der Venusstein bei Pittarn	8
Venusweiblein in der Gegend von Spachendorf	8
Die Kuchen der Venusweiblein	9
Ein Venusmännchen und ein Holzhacker auf der Hochzeit	9
Wechselbalg	10
Ein Wechselbalg in Gurschdorf	11
Ein Wechselbalg in Wigstadt	11
Wassermänner	12
Der Wassermann an der Fleischbank	13
Der Wassermann und der Knecht	14
Wassermann und Fischer	15
Die Wassermannsfrau als Kiudbetterin	16
Des Wassermannes strenges Gericht	16
Die Feuermänner	17
Der Feuermann von Altrothwasser	18
Der Feuermann bei Wigstadt	18
Der Feuermann und der Musikant	19
Die Buschmutter	20
Die Spillalutsche	21
Der Schrecken vor der Spillalutsche tödtet ein Kind	21
Die Satzemsuse in Wigstadt	22
Das Klagemütterchen	22
Das abgewandte Unglück	23
Der Alp	23
Der Alp saugt an kleinen Kindern	24
Ein Jäger in Weidenau vom Alp geplagt	24
Das Alpdrücken an einer Birke	25

	Seite
Der Hausgeist	26
Das Spielmännchen	26
Der Spiritus des Theophrastus	27
Worin die Scheu vor Waldblumen ihren Grund hat	30
Das warnende Vögelein	31
Des Vogels Warnungsruf	31
Warum die Bienen den rothen Klee meiden	32
Die Sprache der Gänse	32
Die Hausotter	33
Die Otternkönigin	33
Der Otternkönig	34
Von Basilisken	35
Dracheneier, Drachenhühner, Drachen	35
Der Drache in Dobischwald	36
Der Lindwurm bei Battelsdorf	36
Der Lindwurm auf dem Gigerberge bei Gurschdorf	37
Der Teufel in der Gestalt eines Stieres	38
Der Schänder eines Marienbildes vom Teufel geholt	39
Gideon Timmling und der Teufel	40
Die Teufelswette	42
Der Butterstein auf dem Marktplatze in Weidenau	43
Die Teufelssteine bei Ottendorf	43
Teufel als Öene-Abschüttler	44
Der Teufel als Liebhaber	45
Der Teufel und die Sechswöchnerin	46
Die dem Teufel entrissene Gräfin	47
Nächtliche Jagd	47
Geisterhafte Musik	48
Der Nachtjäger im Tschirmer Busch bei Wigstadt	48
Der Nachtjäger bei Hotzenplotz	48
Der Nachtjäger bei Siebenhuben	49
Arme Seelen vom wilden Jäger gejagt	50
Der Husar ohne Kopf bei Setzdorf	50
Die graue Frau in Krautenwalde	50
Die weisse Frau bei Oberlindewiese	51
Die weisse Frau bei Petersdorf	51
Die weisse Frau im Schwarzwasser Schlosse	51
Die Halatin in Dobischwald	52
Der gespenstische Fleischhacker	54
Der gestrafte Meineid	54
Ein Spukgeist in Freudenthal	55
Gespenster in Freudenthal	56
Von Erhenkten	56
Der Gehenkte im Walde bei Dobischwald	57
Die Alexlehne bei Gurschdorf	57
Das Todtengerippe	58
Entweihung des Feierabends	59
Das Reh mit den grossen Augen	59

	Seite
Der schwarze Pudel bei Gurschdorf	60
Das Bornloch im Glasegrunde	60
Das Kubeloch bei Dobischwald	60
Der versunkene Kuhhirt	61
Die Salzsümpfe bei Sörgsdorf	61
Der Jehoimann bei Altrothwasser	61
Der vorhängnisvolle Hemmschuh	62
Der Hexenmeister Kunze in Bennisch	62
Der Höllenzwang	63
Schabernack, den ein Förster einem Wilddiebe spielt	65
Von einem Förster, dem alle Waidburschen umkamen	66
Eine andere Sage von einem Förster	66
Bestrafter Übermut	68
Katzen werden Hexen	68
Die überlistete Hexe	69
Die Hexen und der Bassgeiger	70
Der Haushalt der Hexe	71
Die zauberhafte Küche	72
Hexen, die Butter schlagen	72
Hexen schneiden den Kühen das Fleisch aus den Hinterschenkeln	73
Die Frau mit dem Schweinskopfe auf der Heuschener	74
Eine Hexe als Kröte	74
Die wallfabrende Kröte	75
Von Welschländern, die auf einem Mantel in der Luft fahren	76
Eine Seele geht trinken	76
Blänliche Flammen am Erdboden deuten Schätze an	77
Schatzgräber	77
Der gehobene Schatz	78
Der versiegelte Schatz	79
Der Schatz im Schlosse Kaltenstein bei Friedeberg	80
Das vereitelte Schatzheben	80
Ein Schatz in einer Scheuer in Gurschdorf	81
Schatzheben am Palmsonntage, Charfreitage und Ostersonntage	82
Der Weinbrunnen in Weidenberg	84
Wasser verwandelt sich in Wein	84
Das Madonnenbild in der Wagstädter Pfarrkirche	85
Maria auf der Bründl-Heide	86
Der Fuhrmannsstein nächst der Bründl-Heide	87
Der steinerne Junge bei Jungferndorf	88
Die versunkene Mühle in Stubendorf	88
Die Wundersäule zwischen Gostitz und Überschaar	88
Gestrafte Frevel	89
Die Hostie am Kreuze in der Niederthomasdorfer Kirche	89
Der wunderbare Geldvorrath	90
Der Moosebruch und seine Sagen	91
Der im Moosebruchteiche gefundene Binderschlängel	92
Die Schätze des Moosebruchteiches	93
Eine andere Sage über die Entstehung des Moosebruches	94
Der Seehirt als Fischer	96

Des Seehirten Rache	96
Der Seehirt in Thiergestalt	97
Der Seehirt als Pferdefreund	98
Die Oberthomasdorfer Glocke	99
Die Altstädter Glocke	99
Die grosse Glocke in Niklasdorf	100
Die Glocke in der Tropplowitzer Kirche	100
Unterirdische Gänge	101
Burgruine Reichenstein	102
Burgruine Edelstein	104
Eine andere Sage über die Burgruine Edelstein	105
Die Burgruine Lobenstein oder die Schellenburg	106
Der Teufelsbader im Burgberge	111
Burgruine Wigstein	112
Schloss und Dorf Wartenu	114
Adelsdorf und der alte Friedhof in Adelsdorf	115
Sagenhaftes über Kreuzendorf	115
Ursprung von Jauernig und Johannesberg	116
Ursprung von Weidenau	116
Erbauung von Schwandorf	117
Die Entstehung des Ortes Einsiedel	117
Die Entstehung von Karlsbrunn und der Hinewiederstein	118
Ursprung von Jägerndorf	119
Ursprung des Namens Wagstadt	120
Ursprung des Namens Schlatten	120
Ursprung von Messendorf	120
Umwandlung des Namens Edelstadt in Zuckmantel	121
Die Einsiedelei bei Wagstadt	122
Die „alte Kirche“ in Jauernig, die Kirchen in Weissbach und Gostitz	122
Erbauung der Niederthomasdorfer Kirche	122
Der Cyrillus-Brunnen	123
Das Polaken-Brünnlein	123
Der Bettelstollen	123
Die Klippelshofsäule	123
Die Martersäule bei Bielau	124
Das grüne Kreuz bei Wagstadt	124
St. Josephs-Bild in Freudenthal	124
Der Peterstein	125
Die Hexensteine in Jauernig	126
Der Saustein	127
Die Todtenwiese bei Jauernig	127
Die sieben Kreuze	128
Die Hölle	128
Der kühne Sprung	129
Der Jungfernsprung	129
Die Salzlehne am Spitzberge	129
Die Galgenmühle in Troppau	130
Die 9 Linden	131

Legenden

von Christus dem Herrn und St. Petrus.

	Seite
Die Getreideähren	132
Entstehung der Schwämme	133
Entstehung der Fliegen	133
Ausgleich	134
Die fatale Verheissung	135
Wie Judas beim letzten Abendmahle das Herz des Lammes ass	136

Märchen.

Der Schäferjunge und die 3 Riesen	139
Die dankbaren Thiere	145
Der König und seine drei Söhne	151
Die ungeheuern Nasen	158
Das Pfefferkuchenhaus	164
Tones und Hans	167
Die drei Raben	169
Die Leute im Bunzeltopfe	173
Die erlöste Schlange	174
Die entzauberte Kröte	177
Der treue Hansel	180
Hasenjacket	185
Hans und der Teufel	190
Der Teufel als Dienstgeber	192
Der Teufel als Müllergeselle	193
Warum die Krähen „Paach“ schreien	196
Die heil. drei Könige	197
Der klingende Baum	199
Das Vöglein auf dem Baume	203
Der Wolf mit der goldenen Kette	204
Die Hausthiere und die Räuber	205
Scherz- und Lügen-Märchen	207
Das Würstel und das Mäusel	208

Bräuche und Volksaberglauben.

Geburt, Kinderjahre	211
Freier	212
Hochzeitsgebräuche im deutschen Gebirge	216
Hochzeitsgebräuche in der Gegend von Olbersdorf und Würbenthal	224
Das Grenzkuchenlaufen	225
Jacobs-Segen	225

	Seite
Verschiedenes	226
Krankheiten und andere Unglücksfälle	227
Segenssprüche	227
Wenn man über Land gehet	228
Gegen die Mundfäule	229
Feuersegen	229
Gegen Hexen und Gespenster	230
Wie verhexten Menschen und Vieh zu helfen	230
Gegen Krankheit und Dieberei	231
In Lebensgefahr	231
Gegen Geschwulst	231
Gegen das Fieber	232
Einen Dieb zu bannen	332
Wiederauflösung	332
Wie der Dieb das Gestolene wiederbringen muss	233
Den Schmerz einer frischen Wunde zu stillen	233
So jemand Würmer hat	234
Sichere Blutstillung	234
In Streit und Kampf	234
Gewehr- und Waffenstellung	234
Einen Stecken zu schneiden, mit dem man ein prügeln kann, so weit auch derselbe entfernt ist	235
Einen starken Gegner zu zwingen	235
Gegen Feind, Krankheit und Unglück	236
Eine Kugelabweisung	236
Gestolenes Gut wieder zu erhalten	237
So einer im Frühjahr das erstemal das Vieh austreibt	237
Gegen Zahnweh	238
Gegen Zahnweh und Gicht	238
Beim Ausgange in den Wald	239
Gegen Natternbisse	239
Schutz- und Heilmittel	239
Volksärzte und medicinische Literatur des Volkes	244
Vor, bei, nach dem Tode	246
Haus	247
Hausthiere	248
Hexen	252
Vorbedeutungen	254
Träume	257
Sitten- und Klugheitsregeln	257
Elemente, Wetter, Erfahrungsregeln	258
Aussaat	263
Schnitt	267
Weizkranz, Schnittessen, Schnittkuchen	268
Weizbraut, Haferbraut	269
Erntefeier von Seite der Kirche	269
In der Scheuer	270
Bäume	271
St. Nicolans	272

	Seite
Weihnachtsabend	273
Das goldene Lämmlein	274
Sprechen und Weissagen der Thiere	274
Christkindlein	275
Darstellung der Geburt Christi	276
Neujahrskrapfen	276
Neujahrsschreiben	276
St. Blasiussegen	277
Fastnacht und Fasten	277
Das Hahnschlagen	278
Das Schimmelreiten	279
Das Mädchenverschreiben	280
Maien	280
Todnaustragen	281
Palmsonntag	282
Judasaustreiben	282
Gründonnerstag und Charfreitag	283
Saatengehen	283
Ostermännchen	284
Das Lercheneinlegen	284
Osterei	285
Schmeckostern	285
Osterreiten	285
St. Gregorius	286
Maibäume	286
Johannisfeier	287
Königschiessen	287

Berichtigungen.

Seite 25	Zeile 12	von unten	statt eine:	ein
" 63	" 5	von oben	"	durschschritt: durchschritt
" 144	fehlt nach Zeile 28	von oben:	Weidenau.	
" 160	Zeile 1	von oben	statt Dasselbt:	Daselbst
" 160	" 16	von unten	"	As: Als
" 176	" 3	von oben	"	da: das
" 176	" 18	" "	"	übereinein: überein
" 179	" 18	" "	"	sie sich: sie
" 181	" 8 u. 10	von unten	"	Füllen: Füllens
" 182	" 10	von oben	"	dieselbn: dieselbe
" 187	" 20	" "	"	pünklichste: pünktlichste
" 191	" 6	" "	"	das dasselbe: dasselbe
" 219	" 20	" "	"	Blumenstraus: Blumenstrauss
" 222	" 14	von unten	"	Die Gäste tragen ihren gewöhnlichen Schmuck, und: Die weiblichen Gäste tragen ihren gewöhnlichen Schmuck. nur
" 225	" 1	von unten	ist hinzuzufügen:	Jacobs-Segen heisst er, weil der Priester, während er denselben spricht, die Hände kreuzweise übereinander legt, wie dies der Patriarch Jacob that, als er die Söhne Josephs, Ephraim und Manasses, segnete.
" 225	" 2	von unten	statt zum heil. Jacobus:	zu Gott dem Herrn.
" 225	" 8	" "	"	St. Jacobs-Segen: Jacobs-Segen
" 226	" 17	von unten	"	Paucken: Pauken
" 231	" 5	von oben	"	gespsochen: gesprochen
" 236	" 18	" "	"	allerzeit: aller Zeit
" 239	" 5	von unten	"	beigeschaft: beigeschafft
" 240	" 8	von oben	"	Locretias: Lokreezias
" 250	" 9	" "	"	Heil', Heil': Heil', heil'
" 265	" 10	" "	"	Ackerhacken: Ackerbaken
" 276	" 13	" "	"	Schteazkrappe: Schtaezkrappe
" 276	" 18	" "	"	gesweihter: geweihter
" 276	" 19	" "	"	da: das
" 286	" 15	" "	"	welchen: welche

S A G E N.

H. H. D. A. Z.

Bergmännlein.

Die Bergmännlein, häufig auch Graumännlein genannt, sind nach der Vorstellung unseres Volkes kleine, höchstens vierhalb Schuh hohe Gestalten. Sie tragen gewöhnlich einen langen, aschgrauen Rock und einen breitkrämpigen Hut von derselben Farbe. Das Gesicht derselben ist von einem herabhängenden, grünlichen Barte geziert. Ihre Aufenthaltsplätze sind in Wäldern und in Bergen zu suchen. Den Zugang zu ihren eigentlichen Wohnungen bilden in der Regel Felsenschluchten, durch die man zunächst an eine grosse, eiserne Thür gelangt. Dort angekommen schlägt man mit einer Ruthe an dieselbe, und es eröffnet sich dem Auge gewissermassen eine neue Welt. Da stehen Schlösser von den schönsten Gärten umgeben, Bäume mit den kostbarsten Früchten behangen. Auf blumenreichen Wiesen lustwandeln die Kinder dieses Völkchens. Das eine derselben trägt eine Eule in der Hand, anderen sitzt ein Rabe auf dem Kopfe, noch andere spielen mit niedlichen Katzen. Die Beschäftigung der Bergmännlein ist getheilt zwischen den Arbeiten in ihren unterirdischen Wohnungen und der Thätigkeit in Angelegenheiten der Menschen. Diesen leisten sie bei beschwerlichen und gefährvollen Unternehmungen bereitwillig Beistand. Diejenigen, die sich in Wäldern verirrt, weisen sie auf den rechten Weg; Kranken und Krüppeln reichen sie Arzeneien und Salben dar, die sie aus Wunderpflanzen bereitet, welche in ihren unterirdischen Gärten zahlreich wachsen. Doch auch als Feinde der Menschen treten sie auf, namentlich dann, wenn sie wegen ihrer kleinen Gestalt von ihnen verlacht werden. Dann reizen sie gegen dieselben die wilden Thiere des Waldes, Eulen und Raben umkreisen die

Unglücklichen und hacken ihnen die Augen aus, und da ihnen auch die Irrlichter dienstbar sind, so führen diese solche Frevler in Sümpfe, wo sie ersticken, oder stürzen sie in Abgründe, wo sie zerschmettert werden. Was das Leben derselben im eigenen Bereiche anbelangt, so treiben sie dort Beschäftigungen mancherlei Art, wie gewöhnliche Sterbliche. Sie stehen patriarchalisch regiert unter dem sogenannten Bergältesten. Er übt strenges Regiment, Schlag 10 Uhr Abends muss alles zu Hause in den Bergen sein, soll nicht harte Strafe dem Ungehorsam auf dem Fusse folgen.

Jauernig, Zuckmantel, Wigstättl.

Ein Bergweibchen heirathet einen Hirten.

Ein Bergweibchen hatte sich in einen sehr hübschen Hirtenknaben verliebt. Sie theilte ihm mit, er könne sie heirathen, wenn er die Macht des Ältesten, des strengen Oberhauptes, zu brechen im Stande sei. Könne er das, so werde sie ihm auch ungeheure Schätze zur Hochzeitsgabe mitbringen. Er willigte mit Freuden ein; denn einmal zogen ihn die versprochenen reichen Schätze an, und zweitens war auch die Jungfrau, ihre kleine Gestalt ausgenommen, wunderschön. Sie gab ihm, damit das Unternehmen gelinge, folgende Weisung: Der Alte, sagte sie, hat einen Raben bei sich, der sich vor den übrigen dadurch auszeichnet, dass er ein goldenes Kettlein am Halse trägt. Diesen Raben suche zu tödten und nimm ihm dann das goldene Kettlein vom Halse. Über den Verlust seines Raben wird der Alte zornig werden, und mit seinem Herrscherstabe in der Hand, um den eine giftige Natter sich windet, wird er in den Wald sich begeben und dich zu vernichten trachten. Doch sei ohne Furcht, suche drei frischgebackene Brote zu bekommen, schneide aus jedem etwas „Weichel“ heraus und drehe daraus ein Kügelchen, bestreiche dasselbe mit der rothen Flüssigkeit, die ich dir hier in diesem Fläschchen reiche, und wirf es der Natter vor, während sie sich vom Stabe loswindet. Gierig wird sie das Kügelchen erhaschen; sobald sie es aber verschluckt hat,

wird sie bersten. Der Alte ist sodann überwunden. Der Hirte that, wie ihm geheissen, und erhielt ausser der Hand der schönen Jungfrau noch die versprochenen Schätze.

Wigstadt.

Kegelschieben bei der Schlossberg-Ruine nächst Reihwiesen.

Nach einem alten Manuscripte und mündlich.

Vor ziemlich langer Zeit hüteten einmal einige Hirten aus Obergrund an einem Sonntage ihr Vieh nahe bei der Burg-Ruine auf dem Schlossberge. Als die Zeit des vormittägigen Gottesdienstes kam, vernahmen sie plötzlich ein Geklirr. Sie giengen diesem nach und sahen hinter dem Wallgraben, in der Nähe des Thurmes, drei prächtig gekleidete Männlein, die sich mit Kegelschieben auf goldener Bahn unterhielten. Die Hirten wurden von diesen aufgefordert, die Kugeln wieder zurückzuschieben und die umgeschlagenen Kegel wieder aufzustellen, was sie auch bereitwillig thaten. Schon waren mehrere Stunden verstrichen, als sich die Hirten der ihnen anvertrauten Herden erinnerten. Auf ein gegebenes Zeichen liefen sie fort, suchten und lockten ihr Vieh, aber es war nicht zu finden. Endlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen und den Verlust anzuzeigen. Neugierig eilten nicht allein die beteiligten Eigenthümer, sondern auch viele andere Leute auf den Schlossberg. Nach langem Suchen fand man wol das verlorene Vieh, aber nie sah man weder die Männlein, noch das goldene Spielzeug wieder.

Die gute Stunde.

Auf einem Felde bei Gurschdorf säete einmal ein Landmann, Namens Tamme, Lein. Da kam ein kleiner Mann, der blieb vor ihm stehen und sprach: „Ihr säet wol Lein?“ „Ja,“ antwortete Tamme. „Jetzt ist keine gute Stunde,“ erwiderte das Männlein, „ihr könnt zwar machen, was ihr wollt, aber ich sage euch, höret auf zu

säen. Ich will nun eine kleine Strecke weiter gehen; achtet darauf, wenn ich unter dem Kobelsberge sein werde, will ich stehen bleiben und warten, bis die böse Stunde vorüber ist. Sobald ich aber mit dem Hute schwenke, könnt ihr zu säen fortfahren.“ Hierauf entfernte sich das Männlein. Unter dem Kobelsberge angekommen blieb dasselbe eine Weile stehen und schwenkte dann den Hut. Nun erst säete Tamme weiter. In einigen Wochen zeigte es sich, dass auf den Beeten, die er später besäet hatte, wunderschöner Flachs wuchs, während auf den andern Beeten, die er vor der Ankunft des Männleins besäet, Unkraut wucherte.

Erdgeister auf dem Gotteshausberge bei Friedeberg.

Auf dem Gotteshausberge bei Friedeberg waren einmal zwei Holzhacker beschäftigt. Der eine von ihnen schlug sich mit der Hacke ein Grübchen in den Erdboden, um festen Tritt zu bekommen. Da kam er auf einen seltsamen Stein, der wie ein Karpfen geformt war. Den hob er verwundert auf und zeigte ihn seinem Gefährten, der sich gleichfalls über die eigenthümliche Gestalt desselben gar sehr verwunderte. Er beschloss den Stein mit nach Hause zu nehmen und warf ihn einstweilen auf seine in der Nähe am Erdboden liegende Jacke; er traf jedoch nicht genau, und der Stein fiel nebenhin auf die blosse Erde. Nach dem Feierabende war der Stein verschwunden, und doch war kein Mensch dazu gekommen. Die Erdgeister hatten ihn hinab gezogen, was nicht geschehen wäre, wenn der Stein auf die Jacke des Mannes gefallen wäre, weil Erdgeistern über Gegenstände, welche auf fremdem Eigenthume liegen, keine Macht zusteht.

Venusleute.

Die Venusleute unterscheiden sich von den Bergmännlein durch eine etwas grössere Körpergestalt, obwohl auch sie die Grösse eines Menschen nicht er-

reichen. Sie leben gesellschaftlich, doch nicht wie die Bergmännlein in Bergen und in grossen Wäldern, sondern mehr in Gebüsch, im Innern einzelner Anhöhen und Felsenhügel. Mit den Umwohnern treten sie, besonders die Venusweibchen, in vielfachen Verkehr und erweisen sich denselben, namentlich den Hirten, dienstbar. Sie befreien diese von körperlichen Übeln und Leiden mit wunderbaren Heilmitteln, die sie ihnen geben. Nicht selten fanden Kuhhirten des Morgens an den Eingangsplätzen zu den Wohnungen der Venusleute frischgebackene Kuchen. Anstandslos assen sie dieselben, und sie schadeten ihnen nicht. Auch sah man öfter frühzeitig wunderschöne, weisse Tücher, Kleider und Wäsche theils auf dem Boden ausgebreitet, theils an die Äste der Bäume geschlungen. Bei Sonnenaufgang waren diese Sachen verschwunden. Kein Mensch hat je freventlich die Hand nach denselben ausgestreckt.

Hotzenplotz, Olbersdorf, Jägerndorf, Wigstadtl.

Die Venussteine bei Schwarzwasser.

In der Nähe von Schwarzwasser befindet sich auf einer Anhöhe eine Anzahl Steine, die einem Stuhle nicht unähnlich sehen. Von diesen Steinen geht die Sage, dass sie die einstigen Wohnsitze der Venusweiblein bildeten. Diese Wesen liebten die Bewohner der umliegenden Ortschaften, brachten ihnen Glück und Segen, und waren ihnen insbesondere zur Nachtzeit bei ihren Arbeiten behilflich. Die Frau eines Schneiders in Schwarzwasser, dem sie oft des Nachts die Arbeit fertig machten, hätte dieselben gar zu gerne einmal gesehen und beobachtet. Nach vielen vergeblichen Versuchen streute sie einmal vor dem Schlafengehen Erbsen im Zimmer herum, indem sie glaubte, die „Feen-swaiwla“ würden darüber fallen und nicht so leicht verschwinden können. Als sie jedoch auf ein von den Venusweibchen herrührendes Geräusch herbeieilte, waren sie schon verschwunden, und diesmal für immer.

Der Venusstein bei Pittarn.

Nach einem Manuscripte im Besitze der Troppauer k. k. Oberrealschule und mündlich.

Beim Dorfe Pittarn steht auf einem bewaldeten Berge ein grosser Felsen, zu dessen Spitze Stufen führen. In diesem Felsen ist eine Höhle, die ziemlich umfangreich sein mag. Der Felsen heisst allgemein der Venusstein. Die Sage bezeichnet ihn als Wohnsitz der Venusweibchen, welches kleine, sehr schöne Wesen sind. Diese schieben während des Tages Kegel mit goldenen Kegeln und Kugeln; nur des Nachts gehen sie bis zu einer gewissen Entfernung aus dem Felsen heraus. Wen sie da treffen, den überreden sie mit lockenden Worten, ihnen in die Felsenhöhle zu folgen. Wer sich gutwillig bewegen lässt, sie hinein zu begleiten, sieht sich bald von einer Menge Venusleute umgeben, die ihm drei Fragen vorlegen. Beantwortet er dieselben richtig, so wird er wieder fortgelassen und mit neun goldenen Kugeln und eben so viel goldenen Kegeln beschenkt. Gibt er keine entsprechende Antwort, so wird auch er zu einem Venusmännchen oder Venusweibchen und muss bei ihnen bleiben.

Venusweiblein in der Gegend von Spachendorf.

Vor langer Zeit hielten sich in der Gegend von Spachendorf Venusweiblein auf. Nun liess einmal eine Prinzessin daselbst eine Burg erbauen. Damit der Bau rascher vor sich gehe, fand sich dieselbe mit den umwohnenden Landleuten dahin ab, dass sie ihr bei den Baue helfen und dafür jährlich am 1. Mai ein Gericht aus Holunderbrei erhalten sollten. Auch die Venusweiblein wurden zur Arbeit herangezogen; dafür sollten sie nach Vollendung des Baues noch 100 Jahre in der Gegend verbleiben können. Die Venusweiblein arbeiteten gewöhnlich bei Nacht und brachten stets ein tüchtig Stück Arbeit hinter sich. Als der Bau vollendet war, verheirathete sich die Prinzessin. Der Ehe entspross ein Prinz, nach dessen Geburt die Burgfrau starb. Der Burgherr behandelte das zarte

Kind sehr hart, ja er liess es einmal sogar in den Garten hinauswerfen, damit es dort verkomme. Die Venusweiblein hoben das Kind auf, nahmen es indessen zu sich und pflegten es; des Nachts aber brachten sie es dem Burgherrn wieder zurück, setzten demselben arg zu und zwangen ihn, das Kindlein besser zu behandeln. Auf gleiche Weise nahmen sich die Venusweiblein der Landleute an, als ihnen der Burgherr den zugesagten Holunderbrei nicht verabreichen wollte. Überhaupt traten sie gegen diesen und gegen jeden der folgenden Burgbesitzer, so oft sie ein Unrecht sich zu Schulden kommen liessen, rücksichtslos in die Schranken, bis die bedungenen 100 Jahre abgelaufen waren. Dann aber waren sie plötzlich verschwunden.

Die Kuchen der Venusweiblein.

Bei Messendorf, unweit Freudenthal, war eine Höhle, in welcher Venusweiblein sich aufhielten. Einst fuhr ein Mann vor dem sogenannten „Venusloche“ vorüber und hörte, wie die Kinder der Venusweibchen herumspringend riefen: „Muttr, bäckt m'r an Plääz! Muttr, bäckt m'r an Plääz!“ In seiner guten Laune stimmte der Mann in die Rufe der Kinder ein und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Bäckt m'r aa an mit!“ Als er zurückfuhr, wurde er aufgefordert, in der Venushöhle einzukehren und dort seinen Plääz zu essen. Er folgte der Aufforderung, ass seinen Kuchen und zog unbehellig weiter.

Ein Venusmännchen und ein Holzhacker auf der Hochzeit.

Es waren einmal mehrere Holzhacker beisammen. Der eine bekam Durst und gieng zur nächsten Quelle trinken. Da kam ein Venusmännchen zu ihm und bat um einen Trunk Wassers. Der „Holzmacher“ gab ihm zu trinken. Da sprach das Venusmännchen zu ihm;

„Wie soll ich dich dafür belohnen? Komm mit mir zur Ponsdorfer Hochzeit.“ Der Mann erwiederte: „Was würden die Leute sagen, wenn ich hinkäme; ich bin ja doch ganz fremd.“ Das Venusmännchen antwortete: „Dafür werde ich sorgen. Hier hast du eine Kappe; damit kannst du dich unsichtbar machen, aber du darfst dabei nicht lachen.“ Nun giengen sie mit einander in das Hochzeitshaus und stellten sich, jeder mit einer solchen Kappe versehen, zur Stubenthür. So oft ein Diener eine Speise an ihnen vorübertrug, nahmen sie davon, soviel sie mochten, für sich weg und assen. Als das schon öfter stattgefunden, und die Aufwärter immer halb ausgeleerte Schüsseln auf die Tafel setzten, alle Gäste aber darüber stutzig wurden, entfuhr dem Holzhacker ein Lachen. Auf einmal stand er sichtbar da. Das Venusmännchen hatte ihm die Kappe vom Kopfe gerissen, und weil er einen Theil der entwendeten Speisen in den Händen hielt, musste er sich eine Tracht Schläge gefallen lassen.

Weidenau.

Wechselbalg.

Unter dem Wechselballe denkt sich das Volk misgestaltete, mit aussergewöhnlich grossem Kopfe und dickem Unterleibe, aber kurzen, dünnen Beinen ausgestattete Kinder, die den Müttern gegen ihre wolgestalteten Kinder von den Venusweibchen, oder vom Teufel mit Hilfe der Hexen eingewechselt werden. Solche Wechselbälge bleiben auch in späteren Jahren hässlich und verrathen durchaus keine geistigen Fähigkeiten, kaum dass sie das Nöthige sprechen lernen. Erwachsene zeichnen sie sich durch unvergleichliche Bosheit aus. Um das Umtauschen der Kinder unmöglich zu machen, soll bei dem neugeborenen, noch nicht getauften Kinde ein Rosenkranz liegen, oder in seiner Nähe eine geweihte Kerze brennen. Aus demselben Grunde soll die Kindbetterin die ersten neun Tage nicht das Bett verlassen, auch vor Ablauf der

ersten sechs Wochen nicht aus dem Hause gehen, wenigstens nicht, bevor sie eingeseget ist.

Wagstadt, Bennisch, Odrau.

Ein Wechselbalg in Gurschdorf.

Eines Sonntags früh gieng ein Gurschdorfer Bauer am nahen Walde vorbei. Plötzlich hörte er in demselben hacken. Er wunderte sich, wer hier an einem Sonntage mit Hacken sich beschäftige, und gieng auf den Schall zu. Nachdem er eine kurze Strecke gegangen, traf er einen kleinen Mann, welcher an einem Stücke Holz herum hackte. Der Bauer fragte ihn, warum er am Tage des Herrn arbeite, und was er aus diesem Holzstücke anfertigen wolle. Er erhielt zur Antwort: „Es soll ein Kind für dein Weib werden. Ich werde mir nämlich deines Weibes Kind holen und ihr dieses Stück Holz dafür geben als Strafe, dass sie nicht in ihrem Wochenbette bleibt.“ Der Bauer erschrak und eilte nach Hause. Als er in seiner Wohnung ankam, lag das Stück Holz schon als Wechselbalg im Bette seines Kindes, und sein Kind war weg. Unser Bauer aber wusste, was er zu thun hatte. Er holte sich Birkenruthen und schlug mit denselben das eingewechselte Kind. Sehr bald traten Venusweibchen unter die Wand und baten, er möchte doch endlich dem Schlagen ein Ende machen. Er aber hörte nicht auf ihre Bitten und fuhr fort auf das Kind loszuschlagen. Da endlich warfen die Venusweibchen dem Bauer sein Kind hin, nahmen sich den Wechselbalg und eilten mit ihm von dannen.

Ein Wechselbalg in Wigstadt.

Ein Wigstadtler Bauernweib war einst mit ihrem noch nicht sechs Wochen alten Kinde auf's Feld gegangen, um Flachs zu jäten. Sie machte ihrem Kleinen aus einem „Grastuche,“ welches sie an zwei am Raine nur einige Schritte von einander stehende Bäume befestigte, eine

„Feldwiege“ zurecht und legte es hinein. Darauf gieng sie an ihre Arbeit. Nach einiger Zeit hörte sie das Kind schreien. Sie sah nach, was ihm fehle, aber wie erschrak sie, als sie statt ihres hübschen Kindes einen hässlichen Wechselbalg erblickte. Indem sie entsetzt um sich sah, gewahrte sie eine Frau von kleiner Gestalt, die mit einem Kinde auf dem Arme dem Walde zulief. Sie eilte ihr nach bis in den Wald hinein. Dort kam sie an einem Bergmännlein vorüber, welches ihr die Worte zuflüsterte: „Schlage drei grosse Kreuze, und sie muss das Kind fallen lassen.“ Sie that das, und wirklich liess jene das Kind fallen. Die Mutter eilte hin, hob es auf, und als sie auf ihr Feld zurückkam, war der Wechselbalg verschwunden.

Wassermänner.

Als es in unserm Schlesien noch mehrere umfangreiche Fischteiche gab, hatten, wie in Brunnen und Bächen, so namentlich in diesen Teichen Wassermänner mit ihren Familien ihren Sitz aufgeschlagen. Sie galten als Nachkömmlinge der verstossenen Engel, die anstatt in die Hölle in das Wasser gesprungen seien. Von den anderen Landesbewohnern unterschieden sie sich dadurch, dass sie von kleiner Statur, ungefähr von der Grösse eines zwölf- bis vierzehnjährigen Kindes waren. An ihren Kleidern hatten sie einen drei Finger breiten, nassen Saum. Der Älteste von ihnen zeichnete sich überdies noch durch ein grünes Röckchen, eine gelbe Hose und ein rothes Käppchen mit grüner Bräme aus. Ihre Wohnungen am Grunde der Teiche waren gross und schön, mit prächtigen Gärten umgeben, darinnen auf Bäumen goldene Früchte hiengen, von denen sie bisweilen einem mittheilten, der das Glück hatte, an irgend einem bestimmten Tage an den Teichen vorüberzugehen. In die Wohnungen hinab führten Stiegen, und wollte einer der Wassermänner hinein, so schlug er mit einer Ruthe dreimal auf's Wasser, worauf die Stiegen sicht-

bar wurden. Sie führten zunächst zu einem kunstreich gearbeiteten Thore, das sich ohne Schwierigkeit öffnen liess. An den Teichen liegende Wiesen wurden nicht selten mit Wäsche zum Bleichen und Trocknen bedeckt gefunden, was oft Veranlassung gab, dass Hirten, die in der Nähe ihre Herden weideten, mit Steinen oder Erdklößen darauf warfen und dafür einen derben Fluch vom Ältesten der Wasserbevölkerung zu hören bekamen. Mit den Bewohnern nahe gelegener Ortschaften standen sie insofern in Verkehr, als sie ihren gesammten Nahrungsbedarf: Brot, Fleisch, Gemüse u. s. w. von ihnen bezogen. Auch an den Tanzunterhaltungen derselben sollen sie häufig Antheil genommen haben. Allgemein glaubte man, Wassermänner könnten nur mit dem Baste gewisser Bäume gefesselt und bewältigt werden.

Am heil. Abend gab der Müller des Ortes dem Wassermanne, der sich im Bache aufhielt, von den Speisen seines Tisches, damit er ihm im Laufe des Jahres das Wehr nicht durchbreche.

Wigstadt, Odrau, Elbersdorf, Hotzenplotz.

Der Wassermann an der Fleischbank.

Zu einem Fleischer des Städtchens Wigstadt kamen die Wassermänner allsonntäglich Fleisch kaufen. Unter diesen war auch einer, dem nicht leicht ein Stückchen gefiel. Dabei pflegte er immer auf jene Stücke Fleisch zu zeigen, die er haben wollte. Der Fleischermeister ärgerte sich darüber oft im Stillen, hatte aber noch nie etwas gesagt, um es mit dem Wassermanne, der ihm wochentlich eine schöne Summe Geldes brachte, nicht zu verderben. Eines Sonntags kam der Wassermann wieder um Fleisch. Wie gewöhnlich zeigte er mit seinem Finger auf die ihm zusagenden Fleischstücke hin. Der Meister, der heute besonders viel zu thun hatte, war darüber ärgerlicher, als sonst. In seinem Unwillen hieb er ihm mit einem grossen Schlachtmesser den Zeigefinger ab. Darüber erhob der Wassermann ein Zetergeschrei

und schwur, er werde es dem bösen Fleischer vergelten. Darauf steckte er seinen abgehauenen Finger ein und entfernte sich. Seitdem war eine geraume Zeit verflossen, der Wassermann war nicht wieder gekommen, und der Fleischer hatte den Vorfall vergessen. Einmal gieng er auf das nächste Dorf, um Kälber einzukaufen. Sein Weg führte an jenen Teichen vorbei, wo die Wassermänner hausten. Der Fleischer kam nicht mehr zurück. Einige Tage darauf fand man ihn todt in der Nähe des einen Teiches liegen, ein schmales, rothes Band um den Hals geschlungen. Der Wassermann hatte seine Rache, die er geschworen, ausgeführt.

Der Wassermann und der Knecht.

Bei Dittersdorf, ungefähr eine halbe Meile von Wigstadtl entfernt, hielt sich auf der sogenannten Hutung (Hutweide) vor mehr als fünfzig Jahren ein Wassermann auf, der schon mehrere Knechte getödtet hatte, wenn sie in der Nähe des Wasserhälters ihre Pferde weideten. Ein Bauer hatte einen neuen Knecht bekommen und trug ihm auf, Samstag Abends die Pferde auf die Hutung zu treiben. Nur sollte er sich in Acht nehmen, dass er dem Gebiete des Wassermannes nicht zu nahe trete, sonst komme er um's Leben, zweien seiner Knechte sei es schon so gegangen. „Da wird der dritte sich vorzusehen wissen,“ entgegnete der Knecht. Er flocht sich einen Strick aus Bast, band drei Knoten hinein und machte eine Schlinge bereit. Sodann nahm er seine Pferde und trieb sie gerade an den verhängnisvollen Ort. Dasselbst kroch er in einen Sack und hielt ein scharfes Messer zur Hand. Denn die früheren Knechte hatten, um vor dem Nachtfroste geschützt zu sein, sich ebenfalls in einen Sack gesteckt und waren dadurch in die Gewalt des Wassermannes gekommen, dass dieser jedesmal die Säcke zuband und so die darin befindlichen wehrlos machte. Nach 11 Uhr Nachts kam

der Wassermann heran, band, wie er es bei den andern gethan hatte, den Sack zu und lud ihn auf seinen Rücken. Der Knecht aber schlitzte den Sack mit seinem Messer auf, sprang heraus, warf rasch dem Wassermanne den Baststrick um den Hals und zog die Schlinge zu. Der Wassermann versuchte zuerst sich dadurch zu befreien, dass er die verschiedensten Gestalten annahm und bald Hund, bald Katze, bald Hahn wurde. Der Knecht aber kehrte sich nicht daran. Da versuchte der Wassermann durch Bitten seine Befreiung zu erlangen. Diese Bitten steigerten sich immer mehr, je näher die Mitternachtsstunde herankam. Endlich, nachdem er hoch und heilig versprochen hatte, sich nicht wieder in dieser Gegend blicken zu lassen, machte der Knecht die Schlinge auf und entliess ihn. Von dieser Stunde an war kein Wassermann mehr auf der Hutung von Dittersdorf zu sehen.

Wassermann und Fischer.

Ein Fischer sass am Ufer der Oder vom frühen Morgen an bei der Angel, konnte aber keine Fische fangen. Da kam ein kleiner Mann zu ihm, dessen Kleid unten am Saume nass war. „Wenn du mir das gibst,“ sprach er zu dem Fischer, „was du zu Hause nicht kennst, so sollst du Fische fangen, so viel du nur immer willst.“ Der Fischer bedachte sich, konnte sich jedoch an nichts erinnern, was ihm in seinem Hause unbekannt wäre, und willigte ein. Als er reich beladen mit Fischen in seiner Wohnung ankam, hielt ihm seine Frau ein neugeborenes Knäblein entgegen, das er allerdings noch nicht kannte. Bei dem Anblicke des Kindes überfiel den Vater grosse Angst, er betete ohne Unterlass und suchte so das böse Geschick von seinem Söhnchen abzuwenden; doch half sein Flehen und Bitten nicht. Als der Knabe schon ziemlich herangewachsen war, begleitete er einst den Vater über Feld. Unterwegs kniete der Knabe bei einer Quelle

nieder, um zu trinken; im nächsten Augenblicke hatte der kleine Mann ihn zu sich hinabgezogen.

Odrau.

Die Wassermannsfrau als Kindbetterin.

Eine Wassernixe sollte niederkommen. Ihr Mann eilte in die Stadt, um eine Hebamme zu holen. Diese weigerte sich anfangs aus Furcht, es könnte ihr etwas Leides wiederfahren. Auf vieles Bitten liess sie sich endlich bewegen mitzugehen. Nachdem sie ihre Pflicht erfüllt, bat sie der Wassermann, sie möchte vor ihrem Fortgehen noch das Zimmer reinigen. Als sie das gethan, forderte er sie auf, sich als Lohn für ihre Mühe das Kehricht mit nach Hause zu nehmen. Um nur ohne Schaden loszukommen, stellte sich die Hebamme zufrieden, nahm stillschweigend die unscheinliche Gabe in die Schürze und gieng fort. Eine kurze Strecke von dem Orte entfernt warf sie unwillig das Kehricht von sich und begab sich in ihre Wohnung, um auszuruhen. Des andern Morgens war ihr Erstaunen nicht gering, als sie an der Schürze einige Goldkörner hängen fand. Sie eilte zurück zu demselben Platze, wo sie des Nachts das Kehricht weggeworfen, allein es war nicht mehr zu finden. Der Wassermann hatte es schon wieder abgeholt.

Wagstadt, Weidenau.

Des Wassermannes strenges Gericht.

In das sogenannte Schenkhaus im Oberdorfe in Wigstadt, wo in früheren Zeiten jeden Sonntag Tanzmusik war, kamen sehr häufig auch zwei von den Töchtern des Wassermannes. Sie tanzten und unterhielten sich mit den jungen Männern die sich zahlreich in der Schenke einfanden; aber kurz vor 10 Uhr verschwanden sie jedesmal, was den Burschen unangenehm war, die solche Tänzerinnen ungern vermissten. Zwei derselben nahmen sich eines Sonntags vor, die Wassernixen um

zehn Uhr nicht fortzulassen, sondern sie mit List oder Gewalt zurückzuhalten. Wie sie es verabredet hatten, so führten sie es aus. Als gegen 10 Uhr die beiden Wasserbewohnerinnen, wie gewöhnlich, weggehen wollten, widersetzten sich die beiden Burschen, und weder Bitten noch Flehen half. Der einen aber, die sich scheinbar endlich gefügt hatte, gelang es unbemerkt zu entkommen. Um so fester wurde dann die andere zurückgehalten. Gegen 12 Uhr bat sie den einen der Burschen, mit dem sie grösstentheils getanzt hatte, sie nach Hause zu begleiten. Dieser, ein beherzter junger Mann, folgte ohne Bedenken. In der Nähe des Teiches sagte sie traurig zu ihm: „Du hast mich, ohne es zu wissen, dem Tode überliefert. Mein Vater wird strenges Gericht über mich halten und mir das Haupt abschlagen, weil ich nicht zur bestimmten Stunde nach Hause gekommen bin. Sobald du 3 Blutstropfen aus dem Wasser aufsteigen siehst, bin ich todt.“ Darauf zog sie ein Rüthlein hervor und schlug dreimal auf die Wasserfläche. Diese theilte sich, und die junge Nixe gieng auf einer breiten Stiege hinab. Das Wasser schloss sich alsbald wieder. Kurze Zeit darauf stiegen 3 Blutstropfen auf. Der Wassermann hatte sein Kind gerichtet. Darüber betrübt gieng der Bursche nach Hause, in jener Schenke aber erschien seitdem von den Töchtern des Wassermannes keine beim Tanze.

Die Feuermänner.

Es sind kaum 50 Jahre her, als in den meisten Bezirken Schlesiens zur Herbstzeit des Abends noch Feuermänner gesehen wurden. Die Art und Weise ihrer Erscheinung war verschieden. Bisweilen zeigte er sich in der Gestalt eines gewöhnlichen Menschen, nur etwas geschwärzt im Gesichte und mit feurigen Augen. Mitunter trug er in der Hand eine Laterne, mit der er etwas zu suchen schien. Ein anderesmal glich er einem Todtengerippe, in dessen Innerem

eine Feuerflamme brannte. In Altrothwasser bei Weidenau wurde er als brennende Strohschütte gesehen. In Niederwalde bei Jauernig nahm er die Gestalt eines etwa eine Klafter hohen, ziemlich dicken Rindes an, aus dessen Rippen es heraus zu brennen schien. Die Bewegungen dieser Feuermänner waren sehr schnell, in kurzer Zeit vermochten sie bedeutende Strecken zurückzulegen. Jetzt ist nur noch wenig von Feuermännern zu hören. Nach dem Volksglauben sind es Leute, die im Leben die Grenzsteine verrückten und zur Strafe dafür in den eben erwähnten Gestalten nach dem Tode herumirren müssen. Sie schaden nur den Bösen, indem sie dieselben auf Abwege und in Sümpfe führen. Den Guten leuchten sie an finstern Abenden gerufen oder ungerufen nach Hause. Ein andächtiges „Vater unser“ während des Geleites gebetet, auch ein „Vergelt's Gott!“ oder „Bezahlt's Gott!“ kann sie erlösen, und dann sind sie, sagt man, des Dankes voll und entfernen sich. Sie gehen aber auch nicht früher ab, als bis sie diesen Dank erhalten haben.

Jauernig, Weidenau, Wigstadt, Odrau.

Der Feuermann bei Altrothwasser.

In der Nähe von Altrothwasser verirrte sich einst des Nachts ein Bauer und rief daher den Feuermann um Hilfe an. Der gerufene erschien sofort und führte ihn auf den rechten Weg. Für diesen Dienst sprach der Bauer ein „Vergelt's Gott!“ und betete ein „Vater unser.“ Kaum hatte er sein Gebet beendet, so stand der Feuermann in Gestalt eines grauen Mannes vor ihm und bekannte ihm die im Leben begangenen Verbrechen. „Nun ist meine Seele gerettet,“ fügte er hinzu und war verschwunden.

Der Feuermann bei Wigstadt.

Ein Bauer war von Wigstadt nach Fulnek mit Schindeln gefahren. Es war schon dunkel, als er den

Rückweg antrat. Der Weg führte ihn durch einen Wald, in welchem er sich infolge des eingetretenen Nebels verirrte. Lange war er hin und her gefahren, ohne auf den rechten Weg zu kommen. Endlich liess er sein Fuhrwerk im Stiche, in der Absicht, in irgend ein Dorf um eine Laterne zu gehen. Nachdem er ungefähr eine halbe Stunde gegangen war, kam er anstatt in ein Dorf zu seinem Wagen zurück. Rathlos, wie er war, beschloss er an jener Stelle zu übernachten. Plötzlich aber bemerkte er in der Ferne einen Lichtstrahl. So sehr er auch anfänglich darüber erfreut war, so erschrak er doch nicht wenig, als er bald ein Todtengerippe vor sich sah, das in der Brust eine helle Flamme trug. Es war der Feuermann, der ihm Hilfe brachte. Er führte den Bauer auf den verlorenen Weg zurück, indem er beständig vor dem Wagen hergieng. An der Grenze von Kunzendorf und Wigstadtl blieb er stehen. Denn der Wald war zu Ende, und der Bauer konnte den Weg nicht mehr verfehlen. Jetzt wandte sich dieser an seinen Führer und sagte zu ihm: „Vergelt's Gott tausendmal!“ „So viel hab' ich nicht gebraucht,“ antwortete der Feuermann und verschwand, indem er brennend an einem Baume in die Höhe fuhr.

Der Feuermann und der Musikant.

Allabendlich sah man in früheren Zeiten in Wigstadtl einen Feuermann, welcher von der ehemaligen herrschaftlichen Windmühle aus auf den Kreuzweg zu gieng, der in den nahen Wald führt. Um 10 Uhr beiläufig tauchte er auf, und, nachdem er einigemal den Weg hin und her zurückgelegt, verschwand er gegen 11 Uhr. Einst kehrte während der letzten Faschingstage ein Musikant aus dem benachbarten Dorfe nach Wigstadtl zurück, sein Instrument, eine Clarinette, unter'm Arm tragend. Mühsam wanderte er durch den hohen Schnee und stand dabei viel Kälte aus. Als er noch nicht weit hinter dem Kreuz-

wege war, vermisste er sein Instrument. Dieses war nämlich, weil er weniger darauf achtete, sondern seine erstarrten Glieder zu erwärmen suchte, seinem Arme entglitten und in den tiefen Schnee gefallen. Sobald er den Verlust gewahr wurde, gieng er zurück und suchte eifrig, aber vergebens; denn die Nacht war ziemlich dunkel. Auf einmal sah er von der Windmühle her einen Mann mit einer Laterne kommen. In der Nähe des Kreuzweges stand derselbe still. Der Musikant gieng auf ihn zu und sah mit Schrecken, dass der Mann ein schwarzes Gesicht und feurige Augen hatte. Schon wollte er umkehren, als er in demselben Augenblicke dicht vor sich sein Instrument im Schnee liegen sah. Erfreut darüber hob er es schnell auf und sagte zu dem Manne mit der Laterne: „Bezahl' dir's Gott tausendmal! Ohne dich hätte ich meine Clarinette nicht gefunden.“ „Gott vergelt' es auch dir!“ war die Antwort, „ich bin erlöst.“ Darauf war der Mann verschwunden, und der Musikant sah weiter nichts, als einen schwarzen, angebrannten Pflock in der Erde stecken. Sich bekreuzend gieng er eiligst dem Städtchen zu.

Die Buschmutter.

Von der Buschmutter wissen die Leute nichts Gutes zu erzählen. Sie ist eine hässliche Alte mit zerrauftem Haar und zerrissenen Kleidern und einem Krückenstock in der Hand. Die Hirten insbesondere können nur mit Abscheu von ihr erzählen; denn gar häufig milkt sie ihnen auf der Weide die Kühe aus, und mancher Hirt wurde von ihr, wenn er vor Müdigkeit auf eine Viertelstunde eingeschlafen war, äusserst unsanft mit dem Krückenstocke geweckt. Den Kindern, die in dem Walde Beeren pflücken, nimmt sie dieselben weg und zerschlägt ihnen die Gefässe. Sie dient darum auch als Schreckmittel bei unfolgsamen Kindern.

Die Spillalutsche.

Zur Zeit, als im nördlichen Theile Schlesiens während der Wintermonate das Spinnen die einzige Beschäftigung der Dorfbewohner war, wurde Kindern, welche sich nicht fleissig genug damit beschäftigten, gedroht, dass die Spillalutsche*) kommen und sie holen werde, und zwar mit den Worten:

Spennt, Kendala, spennt,
D' Spillalutsche kemmt;
S' guckt zu älla Lächlan rai,
Ebs Straanla watt baale fertich sain.

In der Hutung bei Niederwalde befand sich ein Stein, unter dem die Spillalutsche ihren Wohnsitz hatte. Er hiess allgemein der Spillalutschenstein. Des Nachts kamen sieben Lichter aus demselben zum Vorscheine. Zu ihm trug die Spillalutsche die saumseligen Kinder. Auch Eltern schleppten ihre Kinder, welche nicht spinnen wollten, dahin, um ihren Fleiss rege zu machen.

Der Schrecken vor der Spillalutsche tödtet ein Kind.

Ein Kind, welchem seine Mutter eine gewisse Anzahl Garngebände (20 Fäden zu 4 Ellen auf ein Gebänd) zu spinnen aufgegeben hatte, war damit bis zum Schlafengehen nicht fertig geworden. Die Mutter legte ihm Nachlässigkeit zur Last und verurtheilte es, seine Aufgabe (gewöhnlich die Zahl „Zäääl“ genannt), nach dem Schlafengehen der Eltern und Geschwister zu vollenden; dabei drohte sie ihm, dass die Spillalutsche zu ihm kommen werde. Mit Furcht und Angst setzte sich das Kind, nachdem alle schlafen gegangen waren, zum Spinnrade. Da öffnete sich plötzlich die Stubenthür, und ein Ding wie ein Pelzärmel kam auf

*) In Braunsdorf im Jägerndorfer Bezirke die Spillmarthe (Spellmatte).

dem Fussboden dahengerollt und rollte einigemal die Stube auf und ab. Dabei seufzte es die Worte:

„Verzage nicht, verzage nicht!
Warum spinnst du die Zahl am Tage nicht?“

Früh morgens wurde das Kind bei seinem Spinnrade als Leiche gefunden. Der Schrecken hatte es getödtet.

Jauernig, Weidenau.

Die Satzemsuse in Wigstadt.

(Satzichkater, Satzichziege; Rilpen).

Wenn Knechte und Mägde bei der ihnen aufgegebenen Arbeit (Sätz'm, Sätzich) sehr saumselig zu Werke gehen, so kömmt die Sätz'msuse, sie zu bestrafen. Es ist dies eine hässliche Alte, der äusseren Erscheinung nach der Buschmutter ähnlich. Den faulen Spinnern und Spinnerinnen erscheint sie, wenn sie bis zum Feierabende nicht genug gesponnen haben, mit einer glühenden Spule. Diese drückt sie ihnen in die Hand und verursacht ihnen empfindliche Schmerzen. Manchmal setzt sie sich auch, zum grössten Entsetzen der lässigen Spinner, in den Schooss derselben und sitzt so lange, bis das Versäumte nachgeholt ist.

Auch der Sätzichkäätr und die Sätzichziige und die „Relpa“ sind koboldartige Wesen, mit denen man in Spachendorf, in Bennisch und in Jauernig ungehorsame und unfleissige Kinder schreckt.

Das Klagemütterchen.

Wenn in der Nähe eines Hauses das Jammern des „Klagemütterchens,“ welches dem kläglichen Weinen eines Kindes gleicht, durch drei auf einander folgende Nächte gehört wird, so stirbt entweder jemand im Hause, oder es geschieht sonst ein Unglück.

Jägerndorf, Jauernig.

Das abgewandte Unglück.

Eine Dienstmagd wurde einst von Jammerlauten unter den Fenstern ihrer Stube aus dem Schlafe geweckt. Sie horchte und vernahm die Worte: „Morgen wird das Scheuerthor den Bauer erschlagen.“ Es war dies eine Warnung des Klagemütterchens. Die Magd, welche wol wusste, dass man in solchen Fällen, um das prophezeite Übel abzuwenden, dem Klagemütterchen einen entbehrlichen Gegenstand als Ersatz nennen müsse, war sogleich gefasst und sprach: „Es wird wol vielleicht nur den Hund erschlagen.“ Und in der That stürzte den nächstfolgenden Tag unversehens das Scheuerthor ein und erschlug den Haushund, der in der Nähe lag.

Weidenau.

Der Alp.

Nach dem Volksglauben gibt es Menschen, die verschuldeter oder unverschuldeter Weise dazu verurtheilt sind, des Nachts andere Menschen zu quälen. Sie legen sich ihnen über die Brust und drücken sie so lange, bis ihnen fast der Athem ausgeht. Manche behaupten, der sie drückende Alp sei ein grosser, schwarzer Kater, während andere gar nichts wahrnehmen, sondern nur eine starke Beklemmung der Brust fühlen, infolge deren sie kein Glied des Körpers zu rühren im Stande sind. Ruft man eine eben vom Alp gedrückte Person beim Namen, so verlässt sie der Alp sogleich. Will man für immer von ihm befreit sein, so bestellt man ihn auf den andern Tag in's Haus und verspricht ihm eine Gabe, gewöhnlich „a Klääbruutla.“ Die Person, die am nächsten Morgen zuerst in's Zimmer kömmt, ist der Alp. Man gibt ihr die versprochene Gabe und jagt sie mit dem Besen zur Thür hinaus. Auch macht man, um den Alp fern zu halten, mit geweihter Kreide an Thür und Bett den sogenannten Alpzirkel, d. i. den doppelten Dru-denfuss, eine achteckige Sternfigur.

Wigstadt, Jaurnig, Weidenau, Zuckmantel.

Der Alp saugt an kleinen Kindern.

Es gibt hin und wieder neugeborene Kinder, denen die Brüste so anschwellen, dass Milch aus den Warzen quillt, was ihnen viel Schmerz verursacht. Von diesen glaubt man, dass der Alp an ihnen sauge. Das bewährteste Mittel dagegen ist folgendes: Es wird aus Stroh, Lumpen und ähnlichen Gegenständen eine hässliche Caricatur hergerichtet, die wenigstens die Grösse des Kindes haben muss. Nach einigen soll dieser Popanz an dem Boden der Wiege, in welcher das vom Alp geplagte Kind zu schlafen pflegt, angebracht, nach anderen über der Stubenthür innerhalb oder ausserhalb der Stube angenagelt werden.

Weidenau.

Ein Jäger in Weidenau vom Alp geplagt.

Ein Jäger in Weidenau wurde allnächtlich vom Alpdrücken gequält. Er erzählte dies einst seinen Freunden, und diese riethen ihm, um von dieser Plage erlöst zu werden, das nächstemal dem Alp etwas zu versprechen. Als in der folgenden Nacht der Alp wieder sich über ihn legte, versprach er ihm ein kleines Brot, und auf der Stelle liess der Druck nach. Tags darauf kam ein altes Weib aus dem nahen Dorfe zu ihm in's Zimmer und blieb stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Jäger fragte das Weib, was es wolle. Er erhielt aber keine Antwort. Da sagte der Jäger: „Ach, nun merk' ich, was du willst. Du bist sicherlich mein Alp und willst das versprochene Brot haben.“ Das Weib nickte bejahend. Der Jäger reichte ihr nun das Brot und jagte sie mit einem Besen hinaus. Von dieser Zeit an drückte ihn der Alp nicht mehr.

Das Alpdrücken an einer Birke.

Ein junger Mann, der eine hübsche Landwirtschaft besass, heirathete ein Bauernmädchen, die das leidige Schicksal hatte, das Alpdrücken jede Nacht treiben zu müssen. Vor der Vermählung war ihm das unbekannt geblieben; denn die Braut fühlte kein Interesse, es ihm mitzutheilen. Auch nach der Verheirathung blieb sie verschwiegen. Aber der junge Ehemann nahm mit Befremden wahr, dass sein Weib jede Nacht um die zwölfte Stunde aus ihrem Bette verschwinde. Dies wunderte ihn je länger je mehr. All sein Sinnen und Nachdenken führte ihn jedoch auf keine sichere Spur. Da stellte er sich einmal des Nachts, als sie eben wieder fort war, bei Mondschein an's Fenster und wartete gedankenvoll auf ihre Wiederkehr. Nach längerem Warten bemerkte er endlich, dass sie vom Thore her über den Hof geschritten kam. Nach ihrem Eintreten in die Stube fragte er sie mit Entschiedenheit und Ernst, wo sie sich doch alle Nächte herumtreibe. Sie erschrak sehr über diese Frage und gestand ihm ihr Schicksal. Schmeichelnd und un Nachsicht bittend sagte sie, dass es sie unwiderstehlich treibe, jede Nacht das Alpdrücken zu üben. Sie wandle daher allemal um die Mitternachtsstunde bis zu einer Birke an der Grenze der Wirtschaft, diesen Baum müsse sie wie ein Alp drücken. Ohne das könne sie keine Ruhe finden. Gut, dachte der Bauer, wenn dies eine unvermeidliches Bedürfnis ist, will ich Rath schaffen; ich werde die Birke absägen und in den Hof bringen lassen, dann braucht sie nicht erst eine weite Strecke zu gehen. Das that er schon am folgenden Tage; allein damit war seinem Weibe nicht geholfen. So lange der Stock der Birke noch stand, musste sie den Stock besuchen, um ihre fatale Bestimmung zu erfüllen. Als dies dem Manne kund wurde, beschloss er, auch den Stock hereinschaffen zu lassen. Dadurch wurde dem Weibe wenigstens einige Linderung verschafft. Allein damit noch nicht zufrieden kam der

Mann auf den Gedanken, den Stock völlig zu vernichten, weil dann das unselige Treiben gewiss ganz aufhören müsse. Er befahl daher den Stock in kleinere Stücke zu zerspalten und dann zu Asche zu verbrennen. Als bald aber wurde sein Weib krank und starb.

Weidenau, Jägerndorf.

Der Hausgeist.

Bei manchen Landwirten hat sich der Glaube erhalten, dass ihr Gehöfte einen Hausgeist habe. Dieser Hausgeist reitet, wenn er nicht gut behandelt und gepflegt wird, des Nachts die Pferde müde und macht sie dadurch für die Tagesarbeit untauglich. Wenn man ihm aber wenigstens an einem Tage in der Woche vor dem Schlafengehen den Tisch mit Speisen deckt, so ist er befriedigt, nützt den Hausbewohnern, insbesondere den Dienstleuten, indem er ihnen des Nachts ihre Arbeiten verrichtet.

Freiwaldau.

Das Spielmännchen.

Ein Bauer bat seinen Freund, einen Fuhrmann, welcher öfters nach Wien kam, ihm doch einmal ein Spielmännchen mitzubringen. Er war nämlich ein leidenschaftlicher Kartenspieler, kam aber häufig in Verlust dabei. Nun hatte er gehört, dass das Glück des Spielers auf einem Spielmännchen beruhe, das der Kartenspieler in der Tasche herumtrage. Der Fuhrmann versprach ihm das. Als er nun kurz darauf wieder aus Wien zurückfuhr, fiel ihm unterwegs ein, dass er auf seinen Freund vergessen habe. „Was soll ich thun?“ sprach er zu sich selbst. „Leer zurückkommen will ich nicht, wo aber soll ich ein Spielmännchen hernehmen?“ Plötzlich sah er einen schwarzen Käfer über den Weg laufen. Halt, dachte er, du kömmt mir eben recht. Er fieng ihn, sperrte

ihn in ein dazu bestimmtes Fläschchen und nahm ihn mit nach Hause. Sein Freund war darüber sehr erfreut und versuchte sogleich sein Glück. Wirklich fielen ihm die Karten von nun an so günstig, dass er kein Spiel mehr verlor. So mehrte sich sein Geld zusehends. Als er sich für hinlänglich reich hielt, versuchte er's, ohne das Fläschchen zum Spiele zu gehen. Aber das Spielglück verliess ihn auch so nicht. So oft er, wenn er von einer Spielgesellschaft nach Hause gieng, seine Taschen musterte, fand er das Fläschchen mit seinem Spielmännchen darin, wenn er es auch, wie bemerkt, vorsätzlich in seiner Wohnung zurückgelassen hatte. Jetzt wurde ihm bange. In der Besorgnis, dass es zuletzt keinen guten Ausgang nehmen werde, kam er endlich auf den Gedanken, das eigene Haus anzuzünden und den Spielgeist darin zu verbrennen. Diesen Entschluss führte er auch aus. Er steckte das Haus, wo er das Zauberfläschchen in einem Schranke verwahrt hatte, in Brand und lief fort, so schnell er es nur vermochte. Als er vom Laufen müde ausruhen wollte und sich nach der Stelle des niedergebrannten Hauses umsah, rief eine Stimme aus seiner Tasche:

„Gotts Blitz ån Lant!
Wi saiw'r grannt.
Wäärw'r nü asuu grannt,
Do wäärw'r frbrannt.“

So war das Spielmännchen wieder bei ihm, und es war keine Möglichkeit, seiner los zu werden.

Weidenau, Jägerudorf.

Der Spiritus des Theophrastus.

Es war einmal ein Doctor, der hiess Theophrastus. Auf einem Spaziergange kam er einstens in ein Gehölz. Dort bemerkte er eine hohle Tanne mit sieben Wipfeln. Aus dem hohlen Baume aber hörte er eine Stimme rufen: „Lass mich heraus! Lass mich heraus!“

Er trat nun ganz nahe hinzu, guckte in die Höhlung und fand ein Fläschchen, welches sehr fest verstopft war. Theophrastus nahm es in die Hand und betrachtete es. Da ertönte aus demselben abermals die frühere Stimme. Der Spiritus im Fläschchen bat um Befreiung und versprach, wenn er ihn heraus lasse, ihm das Kraut des Lebens zu zeigen, mit dessen Saft er alle Krankheiten heilen und Eisen in Gold verwandeln könne. Theophrastus gieng darauf ein und öffnete das Fläschchen. Da sah er, wie aus einem Pünktchen eine Figur sich gestaltete, die nach und nach ein ungeheurer Mann wurde. Dieser forderte ihn auf, ihm zu folgen, und führte ihn etwas tiefer in den Wald. Dort zeigte er ihm das Kraut des Lebens. Dem Theophrastus wäre es nun am liebsten gewesen, wenn er den Spiritus wieder in's Glas hätte bannen können. Er stellte sich darum sehr erstaunt über die Körpergrösse des Mannes und fragte ihn: „Sage mir, bist du denn wirklich das Wesen, das im Glase sich befand?“ „Ja,“ war die Antwort. „Das scheint mir“ entgegnete Theophrastus, „unmöglich, wenn ich mir den Umfang deines Leibes und den Umfang dieses Fläschchens betrachte; ich kann es nicht glauben, wenn ich den Hergang nicht mit aufmerksamem Auge beobachten kann. Jetzt fieng die Gestalt an, sich allmählig zu verkleinern, bis sie der Art zusammen geschrumpft war, dass sie mit Leichtigkeit in's Glas hineinschlüpfte. Plötzlich drückte Theophrastus den Stöpsel wieder fest in's Glas und sagte: „Hast du früher in diesem Raume gewohnt, so bleibe auch ferner darin.“ Mit diesen Worten steckte er das Glas wieder in die Tanne. Beim Weggehen hörte er die Worte seufzen: „Undank ist der Welt Lohn!“ Theophrastus sprach: „Wenn das wahr ist, so magst du bleiben, wo du bist, finde ich aber das Gegentheil bestätigt, so will ich nicht der einzige Undankbare unter den Menschen sein und schenke dir die Freiheit.“ Bald kam er auf einen Platz, wo er ein mageres Pferd an einem Baume angebunden fand. „Wie kömst du hieher?“ fragte er das arme Thier. Das Pferd wieherte ihm die

Antwort zu: „Undank ist der Welt Lohn. Ich habe einem hartherzigen Manne die ganze Zeit meines Lebens treu gedient. Nun ich aber alt geworden bin und meine Kräfte geschwunden sind, wurde ich zum Lohne dafür hier angebunden und dem Hungertode preisgegeben.“ Theophrastus gieng weiter. „Dein Urtheil ist gefällt,“ sprach er, indem er an den Bewohner der Tanne dachte. Er sammelte nun das Kraut des Lebens und machte zu Hause davon Gebrauch in allerlei Krankheiten. Der Ruf seiner Wunderkuren verbreitete sich durch die Welt und erweckte ihm den Neid der übrigen Ärzte. Es kam so weit, dass sie ihn vergifteten, und zwar mit einem Gifte, dessen Wirkung durch das Kraut des Lebens nicht vernichtet werden konnte. Als das Ende seines Lebens herannahte, rief er seinen Diener zu sich und sprach: „Ich fühle, dass ich in Kurzem sterben werde. Höre und achte auf meine Worte. Packe meine Bücher zusammen und wirf sie in's Wasser. Verschone kein einziges Stück und nimm nichts für dich.“ Der Diener gieng, packte die Bücher zusammen und trug sie fort. Unterwegs aber that es ihm leid, eine so wichtige Sammlung von verborgenen Geheimnissen in's Wasser zu werfen. Er beschloss, die Bücher für sich zu behalten, um wo möglich daraus Nutzen zu ziehen. Als er zurückkam, fragte ihn Theophrastus: „Hast du meinen Befehl vollzogen?“ „Ja,“ sagte der Diener. „So berichte mir,“ sprach Theophrastus, „was du an dem Wasser wahrgenommen.“ Der Diener antwortete: „Nichts.“ „So hast du nicht gethan, wie ich dir befohlen,“ fuhr Theophrastus ihn an. „Geh und vollzieh meinen Auftrag. Du kannst mich nicht täuschen, aus deinem Berichte werde ich erkennen, ob du die Wahrheit sprichst.“ Wenn es denn sein muss, dachte der Diener, so will ich gehorchen. Er gieng und warf die Bücher in die Fluth. Kaum war das geschehen, so bekam das Wasser an dieser Stelle eine gelbe Farbe, wie Gold. Verwundert hierüber gieng er nach Hause und berichtete seinem Herrn, was er gesehen. Nun gab ihm Theophrastus noch folgende Weisungen: „Sobald ich gestorben sein

werde, träufe etwas von dem Balsam, den ich dir hier übergebe, auf meinen Leichnam und zerhacke diesen in lauter Brei; gib jedoch Acht, dass nicht das kleinste Theilchen verloren geht. Dann spünde ihn in ein Fass, so dass keine Luft eindringen kann, und verwahre das Fass an einem verborgenen Orte sieben Jahre lang. Wenn die Zeit um ist, kein Tag weniger und keiner mehr, dann öffne das Fass, und du wirst ein merkwürdiges Wunder sehen.“ Kurz darauf starb Theophrastus. Der Diener entkleidete die Leiche und verfuhr genau so, wie ihm geheissen worden. Nach langer Zeit fiel es ihm ein, dass die sieben Jahre um sein könnten, und erschrocken darüber, dass es vielleicht schon zu spät sei, eilte er an den verborgenen Ort und fieng an das Fass zu öffnen. Da sah er den vollständigen Körper des Theophrastus darin in knieender Stellung, aber ohne Leben. In dem nämlichen Augenblicke jedoch zerfiel derselbe durch die eindringende Luft zu Staub. Jetzt erst nahm sich der Diener die Mühe, genau die Zeit von dem Sterbetage an zu berechnen, und siehe, es fehlte noch ein Vierteljahr. Dadurch war das Wunder der Wiederauflebung des Theophrastus vereitelt.

Weidenau, Odrau.

Worin die Scheu vor Waldbäumen ihren Grund hat.

In Waldbäumen wohnt, wie noch jetzt alte Leute glauben, ein höheres Wesen. Nicht jeder Landmann gestattet es, dass man ohne besondere Veranlassung in die Rinde eines Waldbaumes hineinschneide. Er hat von seinem Vater und Grossvater gehört, der angeschnittene Baum blute, und die ihm zugefügte Wunde verursache ihm nicht geringere Schmerzen, als einem verwundeten Menschen. — Wenn man einen bejahrten Holzhacker im Walde belauscht, so kann man hören, wie er dem Baume, den er eben fällen will, Abbitte leistet. Fragt man ihn nach der Ursache dieses son-

derbaren Vorganges, so antwortet er, er müsse das thun; in jedem Baume wohne eine arme Seele, der er dadurch, dass er ihr Abbitte leistet, Erlösung bringt, während sie leiden und im „Baumstrunke“ fortleben müsse, wenn er das zu thun unterlasse.

Wigstadt.

Das warnende Vögelein.

Bei einem Gewitter soll man sich nicht unter einen Zwiselbaum stellen; denn in einem solchen waltet ein böser Geist, und diesen sucht der Blitz zu vernichten. Einmal stellte sich eine Magd unter einen Zwiselbaum, um sich vor einem Gewitterregen zu schützen. Da kam ein kleines, graues Vögelein geflogen und barg sich hinter einem Schollen des nahen Ackers. Bald liess vom Acker her eine Stimme sich hören, welche die Magd aufforderte, so schnell als möglich den Platz zu verlassen. Und kaum hatte diese sich einige Schritte vom Baume entfernt, so wurde derselbe vom Blitze zersplittert.

Odrau.

Des Vogels Warnungsruf.

Wenn jemand bei einem Gewitter schläft, so soll man ihn schlafen lassen; wer aber während des Gewitters aus dem Schläfe erwacht, soll die Lagerstätte verlassen. So wurde einst bei einem Gewitter eine Magd durch die gewaltigen Donnerschläge aus dem Schläfe erweckt. In der Angst rief sie zu Gott um Erbarmen. Da hörte sie in der Nähe einen Vogel die Worte rufen:

„Gott wird sich dein erbarmen,
Heb du dich aus dem Warmen.“

Die Magd gehorchte der Warnung. Wenige Minuten darauf wurde das Haus vom Blitze getroffen.

Odrau.

Warum die Bienen den rothen Klee meiden.

Die Bienen saugen ihren Honig aus allen Blüten, nur nicht aus dem rothen Klee. Nach dem Volksglauben ist der Grund hievon folgender: Als der Herr die Bienen erschaffen hatte, fragte er sie, ob sie auch am Sonntage arbeiten wollten. „Jedesfalls!“ sagten die fleissigen. „Wollt ihr das,“ erwiderte der Herr, „so müsst ihr den rothen Klee meiden.“ Sie waren damit zufrieden und flogen von da an den verschiedenartigsten Blumen zu, nur den rothen Klee liessen sie stets beiseite liegen.

Odrau, Wagstadt.

Die Sprache der Gänse.

Ein vornehmer Herr brachte einmal eine weisse Natter nach Hause und gab sie seinem Diener mit dem Befehle, ihm dieselbe zum Essen zuzurichten, verbot ihm aber strenge, selbst davon zu essen. Der Diener nahm die Natter und bereitete daraus ein Essen. Er dachte aber bei sich: Wenn eine solche Kost dem Herrn nicht schadet, so könnte wol auch ich ohne Gefahr davon essen. Und er ass einen Bissen davon. Das Übrige verzehrte der Herr, wusste aber nicht, dass der Diener aus Neugier auch davon gegessen hatte. Kurze Zeit nachher gieng er mit dem Diener über Feld. Da kamen eine Anzahl Gänse auf ein Rübenfeld zu und schnatterten fleissig durcheinander. Der Herr fragte den Diener, ob er ihre Sprache verstände. „O ja,“ antwortete er. „Sie sagten eben: Wir werden dort zu jenem Bauer in die Rüben gehen.“ Darauf sprach der Herr: „Wenn du das verstanden hast, so bist du auch vorwitzig gewesen und hast von der weissen Natter gegessen.“ Der Diener sah sich verrathen und leugnete es nicht. Nun giengen sie mit einander zu dem Bauer, dem das Rübenfeld gehörte, und meldeten ihm, dass die Gänse seinen Rüben einen Besuch machen wollen. Der Bauer eilte auf's

Feld, wo er wirklich die Gänse in seinen Rüben fand. So hatte denn der Genuss von dem Fleische der weissen Natter bewirkt, dass die beiden die Sprache der Gänse verstanden.

Weidenau.

Die Hausotter.

Jedes Haus hat nach dem Glauben des Volkes eine Hausotter. Sie wird als guter Geist angesehen, bewacht das Haus, bringt Glück in dasselbe, vertreibt Krankheiten und hält alle schädlichen Einflüsse fern. Dafür darf man sie aber auch nicht beunruhigen, wenn sie sich einmal sehen lässt, im Gegentheile soll man ihr von Zeit zu Zeit frisch gemolkene Milch an einen ruhigen Ort in der Nähe des Hauses hinstellen. Sie hat ihren Wohnsitz gewöhnlich unter der „Gredel,“ dem freien, etwas erhöhten Platze zwischen dem Hause und der Traufrinne. Aus diesem ihrem Verstecke kömmt sie nur sehr selten hervor, und geschieht dies, dann warnt sie vor einem nahen Unglück. Pfeift sie bei ihrem Erscheinen, so stirbt in Kurzem der Hausvater.

In einem Hause sah man bisweilen das kleinste Kind seinen Teller voll Milch mit einer schönen, weissen Hausotter theilen. Selbe liess sich geduldig von dem Kinde mit dem Löffel auf Kopf und Rücken schlagen und schied, wenn die Milch aufgezehrt war.

Odrau, Wigstadt, Jägerndorf.

Die Otternkönigin.

Die Otternkönigin zeichnet sich vor den übrigen Ottern dadurch aus, dass sie eine goldene Krone auf dem Kopfe trägt. Sie ist selten allein zu sehen, sondern immer von mehreren Ottern umgeben, unter denen sie auch schon durch ihre beträchtliche Grösse auffällt. Die Krone der Otternkönigin kann man erhalten. Allein selten wagt jemand den Versuch wegen seiner

Gefährlichkeit. Man nimmt nämlich ein weisses Tüchlein und sucht unbemerkt an den Ort zu gelangen, wo die Otternkönigin sich aufzuhalten pflegt. Dort breitet man das Tüchlein aus und hält sich in der Nähe verborgen. Erscheint die Otternkönigin auf ihrem gewohnten Plätzchen, so legt sie die Krone auf das Tüchlein nieder. Nun gilt es, sich heranzuschleichen und mit der Krone im Tüchlein so rasch als möglich zu entkommen. Gelingt das und gelangt man früher über das nächste Wasser, als die Otter, so bleibt man im Besitze der kostbaren Krone; mislingt aber der Versuch, so wird man von der Otter gebissen, und der Tod ist unvermeidlich.

Wigstadt, Jägerndorf.

Der Otternkönig.

Unter den Ottern gibt es eine, welche noch dreimal so stark ist, als die andern. Diese trägt des Jahres einmal zu einer gewissen Zeit auf dem Haupte eine goldene Krone. Man nennt sie den Otternkönig.

Einst gieng eine Magd in's Gras und sah diese Krone am Rande eines Baches liegen, in welchem der Otternkönig badete. Sogleich schlich sie sich in die Nähe, nahm die Krone in die Schürze und lief damit fort. Nach kurzer Zeit hörte sie hinter sich in den Bäumen ein Prasseln und Krachen. Sie errieth sogleich, dass dasselbe von dem sie verfolgenden Otternkönig herrührte und flüchtete auf einen hohen Baum. Der Otternkönig schlug nun unten mit seinem Schweif die meisten Äste vom Baume ab, konnte aber die Magd nicht erreichen und zerbarst vor Wuth darüber.

Ein andermal hatte ein Reiter das Glück, eine solche Krone zu erhaschen; allein trotzdem er ungewein schnell ritt, konnte er sich nur durch das Wegwerfen seines Mantels retten. Die Otter verwickelte sich in denselben und zerriss ihn. Unterdes gewann der Reiter Zeit zu entkommen.

Odrau, Jauernig.

Von Basilisken.

Vor ungefähr einem Menschenalter wurde im Jauerniger und Weidenauer Bezirke viel von eigenthümlichen Ungethümen gefabelt. Es wurden solche in jedem Walde, in jedem Verstecke gewittert. Gieng jemand mit noch nüchternem Magen aus und begegnete er einem solchen Ungeheuer, so starb er unfehlbar noch an demselben Tage, wenn es ihn früher sah, als er dasselbe erblickte. War es umgekehrt der Fall, so musste das Ungethüm zu Grunde gehen.

Dracheneier, Drachenhühner, Drachen.

Oft legen die Hühner am Ende ihrer Legezeit noch ein oder zwei kaum halb so grosse Eier, als die früheren. Das sind die Dracheneier, aus denen die Drachenhühner ausgebrütet werden, die auf Kornböden, in Ställen und Scheuern grossen Schaden anrichten und endlich als Drachen davonfliegen. Solche Dracheneier muss man, um nicht später zu Schaden zu kommen, über's Dach des Hauses werfen. Was ein Drache fortschleppt, muss er zuvor in die Schale eines Eies sammeln, aus dem ein Drachenhuhn ausgebrütet wurde. Einst hörte ein Bauer im „Bansen“ seiner Scheune ein lautes „Knatschen“ (Kauen). Verwundert fragte er: „Was zum Teufel knatscht denn so?“ Eine rauhe Stimme antwortete ihm: „Du würdest wol auch knatschen, wenn du ein Malter Getreide in eine Eierschale bringen solltest.“ Es war das nämlich ein Drache, der sich dort seinen Raub zurecht machte.

In Wildschütz hielt sich ein Drachenhuhn längere Zeit in einem Hause in Gestalt einer schwarzen Henne auf. Man glaubte, dass sich dieselbe in das Gehöfte verlaufen habe, und duldete sie. Als man aber nach ihrem Verschwinden mehrere kleine Getreidehäufchen unter der Tenne fand, erkannte man, dass die Henne ein Drachenhuhn gewesen war.

Der Drache in Dobischwald.

In Dobischwald sahen die Leute bei mondheiler Nacht öfter, besonders im Advent und in der Fastenzeit, einen Drachen. Er erschien in verschiedenen Gestalten. Der eine sah ihn als geflügelte Schlange, ein anderer in Gestalt einer feurigen Stange von der Länge eines Wiesbaumes in der Luft fliegen. Auch zieht er als brennende Strohschütte mit grünlichem Kopfe und einem langen, feurigen Schweife langsam dahin. Lässt er sich in grauer Farbe sehen, so hat er eine Menge Ungeziefer an sich, das er auf denjenigen herabschüttelt, welcher ihm zuruft: „Drache, schütt'le dich!“ Ist er roth von Farbe, so führt er Geld mit sich und lässt dasselbe auf den obigen Zuruf herabfallen. Auch stiehlt er an manchen Orten Getreide und Geld und trägt es Leuten zu, die es mit dem Teufel halten.

Beim Ausdreschen des Getreides darf man das Seil der Garben nicht über die Ähren herab ziehen, sonst nimmt der Drache die Körner.

Der Lindwurm bei Battelsdorf.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Bei Battelsdorf, welches etwas über eine Meile von Hotzenplotz entfernt ist, liegt ein Berg, der Lindberg genannt. Auf dem Berge sind drei grosse Gruben. In diesen Gruben hielt sich einst, wie schon der Name des Berges andeutet, ein Lindwurm auf, der Hirten und Herden, welche in die Nähe des Berges kamen, auffrass, ja selbst bis in's Dorf hinein kam, dort Menschen angriff und verzehrte. Niemand vermochte ihn zu bezwingen. Da Gewalt nichts half, so griff man zur List. Man nahm aus einem frischgeschlachteten Kalbe die Eingeweide heraus, füllte dasselbe dafür mit ungelöschtem Kalke und legte es auf den Weg zwischen der Höhle des Drachen und dem Bache, aus dem derselbe zu

trinken pfl egte. Als der Lindwurm bald darauf das Kalb fand, hielt er es für lebendig und verschlang es. Dann begab er sich zum Wasser, um dort zu trinken. Der Kalk gerieth durch das genossene Wasser in Brand, und das Ungeheuer zerplatzte. So war die Gegend von der schweren Plage befreit.

Der Lindwurm auf dem Gigerberge bei Gurschdorf.

Oberhalb der Ortschaft Gurschdorf hauste vor Zeiten ein böser Lindwurm. Die Gegend, wo er sein Unwesen trieb, ist eine mässige Anhöhe, die früher bewaldet war, aber seit langer Zeit schon in Ackerfeld verwandelt ist. Nur etwa die kleinere Hälfte ist noch mit Gebüsch bewachsen. Die Stimme dieses Unthieres liess sich in einer Art Brüllen oder Geschrei vernehmen, welches wie „Giger“ zu lauten schien. Alle Thiere der Gegend, selbst Wölfe und Bären, deren es damals noch viele im Gurschdorfer Forste gegeben haben soll, wurden ihm zum Raube; denn sie konnten der Macht nicht widerstehen, welche sie in dessen Nähe beherrschte. Selbst Menschen waren nicht sicher vor demselben, wenn sie sich von seinem Gigergebrüll nicht bei Zeiten warnen liessen. Doch hatte seine Herrschaft endlich ihr Ende erreicht. Einige Menschen, die in der Zauberkunst erfahren waren, begaben sich einmal in den Wald, wo er gewöhnlich sein Nest hatte. Hier trugen sie unter zauberhaften Spruchformeln eine ungeheure Menge Ruthen zusammen, die sie anfangs in einem sehr grossen, nach und nach aber immer engeren Kreise um das Lager des Lindwurmes herumlegten, bis er zuletzt endlich in einer Art ohnmächtiger Verlassenheit, unfähig sich zu erheben, zu vertheidigen oder zu entfliehen, von dem Ruthenwerke um und um bedeckt war. Jetzt wurde diese Hecke von den Männern angezündet; denn das Feuer war das einzige Element, welches dem Drachen den Untergang bereiten konnte. Da erscholl die

Stimme des geängsteten Ungethüms in kläglichem Geheul immer die Töne „Giger“ wiederholend, aber so schauerlich durchdringend, dass es im ganzen Forste wiederhallte und die herzhafteſten Männer erzitterten. Als endlich das Feuer das Nest des Ungethüms erreicht hatte, verlor ſich das Geheul in immer ſchwächerem Gewinsel, bis es endlich ganz verſtummt war. Als das Feuer erloſchen und die Gegend ringsum davon verſengt war, räumten die Leute, welche in groſſer Anzahl dazugekommen waren, die Aſche weg — ſie ſoll viele hundert Malter betragen haben — und kamen an die Stelle, wo der Lindwurm gelegen war. Da fanden ſie ein Gerippe von ungeheurer Grösſe; das Fleiſch war nämlich verbrannt, aber ſo viel Fett aus demſelben geſchmolzen, daſſ ſie darin wie in einem Sumpfe waten muſſten. Von dieſer Zeit an erſcholl das gefürchtete „Giger“ nicht mehr in dieſer Gegend, die Anhöhe aber bekam den Namen Gigerberg, und die Leute machten ſich daran, die mit der Aſche gedüngte Feuerſtätte nach und nach umzuroden.

Der Teufel in der Geſtalt eines Stieres.

Ein Fleiſchhacker aus Wagſtadt gieng einmal in der Mitternachtsſtunde in ein entferntes Dorf um Schlachtvieh. Als er eine Strecke gegangen war, bemerkte er ſeitwärts von der Strasse, in der Nähe einer Muttergotteskapelle ein Weſen, daſſ ſo viel das Dunkel der Nacht die Unterſcheidung möglich machte, die Geſtalt eines Rindes hatte. Er trat näher hinzu und fand einen ſtatlichen Stier, der auf dem Boden ausgeſtreckt dalag. Ohne langes Bedenken ſchickte er ſich an, daſſ herrenloſe Thier nach Wagſtadt in ſeine Wohnung zu treiben. Mit einem Stocke aus Schleh-dorn, der in der Kirche geweiht war, ſuchte er zuvörderſt den Ochſen zum Aufſtehen zu bewegen; allein alle ſeine Bemühungen waren fruchtloſ. Da er mit dem Stocke nichts ausrichtete, ſo wollte er ſein

„Beigirl,“ einen Ledergurt, der ihm als Geldtasche diente und ebenfalls geweiht war, vom Leibe loschnallen, um das Thier daran zu befestigen und so in die Höhe zu ziehen. Zu seinem Erstaunen war er nicht im Stande, den Gurt vom Leibe loszulösen. Als alle Versuche, den Stier vom Flecke zu schaffen, vergeblich waren, entfernte er sich in der Absicht, ihn auf dem Rückwege im Vereine mit einigen kräftigen Männern nach Wagstadt zu führen. Kaum aber hatte er dem Thier den Rücken zugewendet, so hörte er ein lautes Lachen und vernahm ganz deutlich die Worte: „Hättest du nicht den geweihten Schlehndorn und das geweihte Beigirl bei dir, wärest du sicher meiner Macht verfallen.“ Der Fleischer sah sich um und erblickte mit Schrecken statt des vermeintlichen Stieres den Teufel vor sich. Er bekreuzte sich und eilte schnell hinweg, erfreut, so glücklich der Gewalt des Bösen entkommen zu sein.

Der Schänder eines Marienbildes vom Teufel geholt.

Ein Bauer aus Glemkau fuhr eines Tages mit Getreide nach Hotzenplotz zu Markte. Am Wege stand ein Marienbild. Der Bauer stieg vom Wagen, kniete vor dem Bilde nieder und betete inbrünstig, dass das Getreide auf dem Markte einen hohen Preis erlange. Als er in die Stadt kam, war das Getreide so billig, wie noch niemals zuvor. Der Bauer fuhr ergrimmt zurück und hieb, als er beim Marienbilde vorüberkam, mit der Peitsche auf dasselbe los, dass die Mutter Gottes an der Wange einen blutigen Streifen erhielt. Als er weiter fuhr, bemerkte er auf dem Wagen einen schwarzen Pudel, der sich als Begleiter aufdrängte. Zu Hause angelangt setzte er sich mürrisch zu Tische. Der Pudel aber wich nicht von seiner Seite. Nachdem er nun von den aufgetragenen Speisen gegessen hatte, packte ihn der Pudel, unter dessen Gestalt der Teufel verborgen war, und fuhr mit ihm zum Fenster hinaus.

Gideon Timmling und der Teufel.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Unterhalb des Schlosses Johannesberg lag einst statt des jetzigen Städtchens Jauernig ein selichtes Dorf. Dort lebte ein armer Hirtenjunge. Dieser war mit seiner Lage keineswegs zufrieden. Einst, als er am nahen Galgenberge seine Herde weidete und das Schloss so stolz auf sich herüberschauen sah, verwünschte er seine Armut und sehnte sich nach Reichthum und Unabhängigkeit. Auf einmal stand ein grüner Jäger vor ihm. Gideon Timmling, so hieß der Hirt, erhob sich, nahm seine Mütze ab und grüßte den Fremden mit dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Jäger schoss anfangs giftige Blicke auf ihn, wurde aber dann freundlicher und brachte ihn nach und nach so weit, dass er ihm seine Seele verschrieb, wogegen er sich verbindlich machte, ihn auf das Schloss zu bringen und ihn bis zum Tode seines Vaters, wenigstens auf sieben Jahre, zum Gebieter desselben zu machen. Timmling musste den Vertrag mit seinem Blute unterzeichnen, der Teufel — das war nämlich der Jäger — steckte denselben zu sich, sagte unserem Hirten noch, dass er sich des andern Tages beim Schlossgärtner melden solle, und verschwand. Timmling aber verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf, in dem er bis zum Morgen des andern Tages verharrte. Als er erwachte, that er, wie ihm geheissen war, und meldete sich beim Gärtner, der ihn zum Schlossherrn führte. Dieser, der Fürstbischof von Breslau, der an ihm Gefallen fand, behielt ihn bei sich und machte ihn in kurzer Zeit zum Castellan des Schlosses. Von nun an war Timmling ein ganz anderer Mensch. Er ergab sich, um die Mahnungen an den Teufelspact zu übertäuben, den aufregendsten Genüssen und stürzte sich in einen Strudel von Sünden und Lastern. So oft er sich diesem wüsten Leben zu entziehen suchte und auf Augenblicke vor der Stimme

des Gewissens Ruhe zu finden hoffte, schreckte ihn der Klang eines Glöckleins auf, das von unsichtbarer Hand im Schlossthor aufgehängt war, und mit dem Klage tone „Timmling, Timmling“ ihn an sein Schicksal erinnerte. Gar rasch waren die sieben Jahre abgelaufen, auf welche der Vertrag abgeschlossen war, auch Timmlings Vater war inzwischen gestorben. Da klopfte es eines Abends spät unten im Dorfe bei einem Schmiede an: „Alter, mach' auf!“ rief eine rauhe Stimme, „es ist ein Reisender da, der Eile hat, du sollst sein Pferd beschlagen.“ Der Schmied that unverzüglich, was ihm befohlen ward. Als Bezahlung warf ihm der Fremde ein Goldstück hin. Es fiel auf die Erde, der Schmied bückte sich nach demselben, bemerkte dabei an dem Fremden einen Pferdefuss und erkannte in ihm den Bösen. Erschrocken bekreuzte sich der fromme Meister, eilte zu seiner Frau und theilte ihr seine Befürchtungen mit. Diese lief an's Fenster und sah noch, wie der Reiter gegen das Schloss hin sprengte. Nun beteten beide inbrünstig für das Seelenheil des Castellans, über den schon lange die absonderlichsten Gerüchte verbreitet waren. Alle Thore des Schlosses sprangen bei der Ankunft des Satans von selbst auf. Er schritt ohne Aufenthalt in das Zimmer, in dem Timmling sich befand. Dieser sass eben in seinem Lehnstuhle und wollte, als der Teufel eintrat, nicht recht begreifen, dass die sieben Jahre schon um sein sollten. Doch wollte er sein Leben und seine Seele nur nach schwerem Kampfe opfern und wehrte sich verzweiflungsvoll. Fast hätte er ihn bezwungen; aber infolge übermässiger Anstrengung verliess ihn sehr bald alle Kraft, so dass der Teufel die Oberhand über ihn behielt. Er riss ihn zum Fenster hinaus, schlug ihn mit dem Kopfe an die Mauer und flog mit ihm durch die Lüfte dahin. Das Blut Timmlings, welches an der Mauer kleben blieb, soll die rothen Flecke verursacht haben, die noch jetzt an der gegen die Stadt Jauernig gelegenen Seite des Schlosses sichtbar sind. Man erzählt, dass diese Flecke sich nicht abwaschen lassen.

und selbst übertüncht immer wieder zum Vorschein kommen. Das Glöcklein, das der Teufel hingehangen, hängt noch heute daselbst. Man glaubt, wenn es geläutet wird, ein wehmütiges „Timm — ling, Timm — ling“^{*)} zu vernehmen.

Die Teufelswette.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Eine Frau in Freudenthal, die ihren kranken Mann gern todt gesehen hätte, gab demselben Gift von Pflanzen, welche sie, vorgeblich um die lästigen Fliegen zu tödten, gesammelt hatte. Nachdem er das drittemal von dem Gifte genossen, starb er. Man erkannte, dass er vergiftet sei, und zog sogleich seine Frau ein. Diese leistete jedoch einen Eid, dass sie unschuldig sei, und wurde wieder entlassen. Sie starb hochbetagt, nachdem sie wegen dieser und mehrerer anderer Frevelthaten die lebhafteste Reue empfunden hatte, nach langem, schmerzhaftem Krankenlager. Nach ihrem Tode stritten sich die heil. Maria und der Teufel um die Seele. Maria behauptete, ein Recht auf dieselbe zu haben, weil sie ihre Sünden bereut, der Teufel, weil sie so grosse Missethaten begangen. Man einigte sich endlich dahin, dass derjenige von beiden die Seele haben sollte, welcher vom Köhlerberge aus am weitesten ausschreiten und sodann fest stehen würde. Am Feiertage aller Heiligen kamen sie zu festgesetzter Stunde bei der Köhlerbergkirche zusammen. Nun schritt der Teufel, der alle Kraft zusammennahm, auf die etwa 3 Meilen entfernte Bischofskoppe, fiel aber dann gegen Preussen hin auf jene Stelle, an der noch heute kein Gras mehr wächst. Maria aber machte einen kleineren Schritt, blieb dann fest stehen und gewann so die Wette. Auf der Stelle, wo Maria auf die Erde trat, sieht man noch jetzt den Abdruck eines Fusses in einem Steine, von dem erzählt wird, dass er am Jahrestage dieser Wette alle Farben spielt.

*) Vergl. Peter, Volksthümliches etc. I. Band S. 72.

Der Butterstein auf dem Marktplatze in Weidenau.

In Weidenau lebte einst ein reicher Mann, der sich dem Teufel verschrieb, gegen das Versprechen, dass er ihm eine grosse, schöne Mühle baue. Die Mühle aber sollte fertig sein, bevor am nächsten Tage der Hahn das erstemal gekräht. Schon stand das Gebäude da, nur ein grosser Stein fehlte, der zur Unterlage in der „Radstube“ bestimmt war. Der Teufel war genöthigt, nördlich von Weidenau um einen solchen Stein sich umzusehen. Als er mit demselben über den Ringplatz von Weidenau hinüberzog, krähte der Hahn, und der Teufel musste den Stein fallen lassen. Noch heute liegt er unverrückt auf jenem Platze, auf den er damals fiel, und sollte derselbe eines Tages verschwunden sein, so ist, wie der Volksmund berichtet, der jüngste Tag nicht fern.

Die Teufelssteine bei Ottendorf.

Ungefähr eine Viertelstunde von Ottendorf entfernt liegen einige Basaltblöcke, die sogenannten Teufelssteine. Wie dieselben dahin gekommen, darüber läuft im Munde des Volkes folgende Sage: Vor langen, langen Zeiten wohnte in der Nähe von Ottendorf eine reiche Müllerin. Sie war kinderlos und hatte deshalb ihre junge, schöne Nichte an Kindesstatt zu sich genommen. Freier aus Nah und Fern fanden sich bald zahlreich ein. Die Müllerin aber erklärte, dass nur ein vornehmer Mann, welcher in einem goldenen, mit sechs Rappen bespannten Wagen angefahren komme, ihre Muhme zur Frau erhalte. Und wirklich fand in kurzer Zeit ein Brautwerber sich ein, der den Anforderungen der Alten vollkommen entsprach; sie gab darum auch gern ihre Einwilligung, dass nach wenigen Tagen schon die Hochzeit begangen werden sollte. Der Bräutigam machte sich nun unverzüglich daran, ein prächtiges Schloss aufzubauen, das er nach der

Hochzeitsfeier mit seiner Frau bewohnen wollte. Nach Verlauf von drei Tagen, während welcher Zeit die ganze Gegend in dichte Finsternis gehüllt war, stand der Bau vollendet da.

Zu derselben Zeit diente in der Mühle ein sehr frommer Knecht, der fast täglich zu dem Kreuze beten gieng, das jetzt noch wenige Schritte von den Teufelsteinen zu sehen ist. Diesem Knechte erschien gerade an dem Tage, an dem die Hochzeit vor sich gehen sollte, in früher Morgenstunde ein Engel und gab ihm ein Kreuzlein, mit dem Bedeuten, er möge dasselbe dem fremden Bräutigam kurz vor der Trauung entgegenhalten. Er that, wie ihm geheissen worden. Sofort brach das neu aufgeführte Gebäude unter furchtbarem Krachen zusammen. Von den Trümmern desselben sah man am andern Tage nichts, als die oben erwähnten Steinblöcke. Der Teufel, das war nämlich der vornehme Brautwerber, hatte sich lärmend und tobend entfernt, indem er die Alte mit sich führte. Die schöne Muhme aber liess sich nach einiger Zeit statt des verkappten Teufels von dem Knechte zum Traualtar führen.

Teufel als Öene-Abschüttler.

Wenn in Dobischwald an langen Winterabenden die Mägde des Ortes einige Stunden vereint beim Spinnrocken gesessen, pflegen nach gethaner Arbeit auch die Knechte bei ihnen sich einzufinden und an ihren Gesängen und Erzählungen sich zu betheiligen. Bei ihrem Eintreten in die Stube nun gilt es als Scherz, den Mägden die dem Flachse bisher entfallenen Stengelsplitterreste von der Schürze abzuschütteln.

Einst hatten die Spinnerinnen bereits mehrere Stunden gesponnen, und noch immer kam kein Knecht, um ihnen diese Reste, die Ahnen „Öene“ abzuschütteln. Da sprach eine von ihnen: „Heute müssen noch Öeneschüttler kommen, und wenn's Teufel wären.“

Es währte nicht lange, so kamen einige muntere Knechte in die Stube und setzten sich hinter den Tisch, worauf die unterbrochene Unterhaltung ungestört ihren Fortgang nahm. Zufällig fiel einer der Mägde die Spindel aus der Hand. Sie bückte sich nach derselben, konnte sie jedoch nicht sogleich finden. Es musste das Licht genommen werden. Da bemerkte man nun, dass die angekommenen Knechte Pferdefüße hatten. Jetzt gieng es wie der Blitz in der Reihe der Spinnerinnen herum, dass der Teufel mit seinen Gesellen leibhaftig unter ihnen sei. Ungesäumt fieng man an, heilige Lieder zu singen und den Rosenkranz zu beten. Das konnten die Teufel nicht lange aushalten und entfernten sich mit Ärger und Ingrim.

Der Teufel als Liebhaber.

Eine sehr tanzlustige Magd war an der Kirmes zur Musik gegangen, hatte aber die ganze Zeit dort sitzen müssen, ohne auch nur einmal zum Tanze aufgefordert zu werden. Zu Hause angelangt weinte sie darüber, gieng aber nächsten Tag nichts desto weniger wieder zum Tanze, um nochmals ihr Glück zu versuchen. Lange hatte sie schon da gesessen, als plötzlich ein schmucker Jäger hereintrat und sie zum Tanze aufforderte. Bereitwillig folgte die Magd, und das Paar drehte sich lustig im Kreise. Von nun an musste sie fortwährend mit dem unermüdlichen Jäger tanzen. Nach Mitternacht gieng man nach Hause. Seit dieser Zeit war nun der Jäger allabendlich ihr Gesellschafter bis zwölf Uhr Nachts. Bald aber bekam sie Ursache ihr Treiben zu bereuen, denn sie hatte den Jäger erkannt. Niemand wusste ihr anzugeben, wie sie seiner los werden könnte, nur ein altes Mütterchen rieth ihr, einen sehr langen Faden zu spinnen, diesen in einen Knäuel zu winden und ihn dem Teufel, wenn er wiederkäme, mit dem einen Ende um den Fuss zu schlingen. Während die Magd den Faden spann, grub man auf Veranlassung der Alten in der Kirche unter

dem „Sohlbaume“*) ein Loch, durch welches die Magd, den Rest des Knäuels in der Hand, durchgezogen werden sollte, wodurch, wie die Alte meinte, der Teufel seine Gewalt über sie verlieren müsste. Abends kam der Teufel nach seiner Gewohnheit wieder. Die Magd schlang ihm, ohne dass er es merkte, den Faden um den Fuss. Als er von ihr weggegangen, eilte sie, wie früher bestimmt, den Knäuel mit sich nehmend, der Kirche zu. Und es war die höchste Zeit, dass sie dort anlangte; denn schon war der Teufel so weit gegangen, dass nur noch ein kleiner Theil des Fadens in ihrer Hand blieb. Schnell zog man darum die Magd unter dem Sahlbaume durch, und kaum hatte man sie zur Hälfte durchgezogen, als der Teufel mit grosser Hast und wildem Geschrei herbeirannte. Seine Macht aber war gebrochen, er musste leer abziehen.

Odrau.

Der Teufel und die Sechswöchnerin.

Eine Kindbetterin soll nicht vor Ablauf von sechs Wochen das Haus verlassen, oder doch wenigstens, wenn sie es thut, in ihre Schuhe Stroh aus dem Wochenbette geben, weil sonst der Teufel Gewalt über sie erhält. Einst stieg eine Sechswöchnerin auf einen Kirschbaum, um Kirschen zu pflücken. Bald vernahm sie ein Sausen und Tosen in ihrer Nähe. Sie ahnte, dass der Teufel im Anzuge sei, und stieg eiligst vom Baume herab; aber nur mit genauer Noth war sie im Stande, den Fuss in einen der Schuhe zu setzen, welche sie unter den Baum hingestellt hatte. Glücklicher Weise hatte sie in die Schuhe Stroh aus dem Wochenbette gegeben, und das rettete sie.

Odrau.

*) Sahlbaum oder „Sohlbaum“ heisst im Odrauer Bezirke bei hölzernen Kirchen jener unterste Balken, der zugleich die Thürschwelle bildet.

Die dem Teufel entrissene Gräfin.

Eine gottlose Gräfin peinigte ihren Mann und die Dienstboten sehr. Einmal beschied sie ihre Kammerjungfer allein zu sich und sprach: „Wenn ich gestorben sein werde, dann musst du meiner Leiche, wenn man dieselbe fortfahren wird, so weit nachsehen, als du nur kannst.“ Bald darauf starb die Gräfin. Sie wurde eingesargt und bewacht. Als man sie begraben wollte, kamen Leute herbei, um den Sarg auf den Wagen zu heben; aber es gelang ihnen nicht, denn der Sarg war zu schwer. Darauf öffnete man ihn und fand eine schwarze Katze darin, die Gräfin aber war verschwunden. Und es kamen vier schwarze Männer mit einem eisernen Wagen, der von vier schwarzen Pferden gezogen wurde. Sie luden den Sarg mit Leichtigkeit auf den Wagen und fuhren davon. Die Kammerjungfer sah fort und fort dem Wagen nach, so weit die Augen reichen konnten, und die Gräfin war erlöst. Die vier schwarzen Männer waren nämlich Teufel. Diese liessen daher den Sarg fallen, und als man denselben öffnete, fand man den Leichnam der Gräfin darin, der nun in gebührender Weise beerdigt wurde.

Weidenau, Jauernig.

Nächtliche Jagd.

In Lindewiese und den in der Nähe von Lindewiese gelegenen Dörfern Wilhelmsdorf und Thomasdorf sieht man bei mond heller Nacht bisweilen einen grösseren Schatten inmitten mehrerer kleinerer Schattengebilde über die Felder dahinziehen. Dabei erschallt ein lautes Hundegebell. Nicht selten auch werden Leute aus den genannten Ortschaften, wenn sie am frühen Morgen auf's Feld zur Arbeit gehen, durch ein unheimliches Piffen und Paffen verscheucht.

Geisterhafte Musik.

Bei Niederforst und Sörgsdorf lässt sich im Advent und in der Fastenzeit des Nachts eine Art Musik hören. Auch wird auf den nahe gelegenen Feldern um diese Zeit bisweilen Gewehrknall, Hilferufen u. s. w. vernommen.

Der Nachtjäger im Tschirmer Busch bei Wigstadt.

In dem sogenannten Tschirmer Busch, eine halbe Stunde von Wigstadt entfernt, hauste einst ein wilder Jäger, ein gespenstisches Wesen, von dem jetzt nichts mehr zu hören ist. Wenn die zehnte Abendstunde vorüber war, hörte man Hundegebell und ein lautes „Holoho“ rufen, häufig auch hörte man Schüsse fallen. Das dauerte bis um zwölf, oft auch bis um ein Uhr, dann war alles wieder ruhig. Vor ihm musste man sich besonders in Acht nehmen; denn was ihm in die Nähe kam, schoss er nieder. Trug man nicht Doste (*Origanum vulgare*) und Weissdorn (*Wiidorn, Crataegus oxyacantha*) bei sich, oder konnte man sich nicht schnell genug auf einen Kreuzweg retten, so war man verloren.

Der Nachtjäger bei Hotzenplotz.

Zwischen dem Dorfe Petersdorf und der Stadt Hotzenplotz befindet sich eine grosse Au. Dort soll es umgehen. So sieht man dort bei Mondenschein zuweilen einen Jäger inmitten einer Menge kleiner Hunde. Man nennt ihn den grünen Nachtjäger. Wer ihn anspricht, von dem weicht er nicht mehr und begleitet ihn, bis er zu Hause angekommen ist. Auch wird an jenem Orte Nachts oft ein Pferd ohne Kopf gesehen.

Der Nachtjäger bei Siebenhuben.

An der Grenze der Wildschützer und Siebenhubner Felder trieb noch vor ungefähr sechzig Jahren der Nachtjäger sein Unwesen. Jedes Jahr um die Adventzeit war derselbe des Nachts zu hören, und ein Gebell, wie von kleinen Hunden, und zeitweise der Knall aus einem kleinen Gewehre bezeichneten sein Treiben auf der sogenannten Sumpfwiese und den nahen Feldern. Die Bewohner von Siebenhuben, wenn auch an das Treiben gewohnt, hatten gleichwol Furcht vor ihm und niemand wagte es um diese Zeit auf's Feld zu gehen. Als nun einmal der Nachtjäger wieder zu hören war, äusserte eine übermütige Magd gegen ihre Hausgenossen, sie wolle denselben rufen. Von allen gewarnt stand sie von ihrem Vorhaben ab, in einem unbewachten Augenblicke jedoch begab sie sich hinaus, liess den Haushund von der Kette los und hetzte ihn gegen den Nachtjäger. Ohne jemandem etwas davon zu sagen, kehrte sie wieder in die Spinnstube zurück. Kurz darauf wurde ein Stück Fleisch zum Fenster hineingeworfen mit den Worten:

„Hoste helfa jåån,
Kånste helfa tråån.“

In hohem Grade erschrocken wollte der Dienstherr das Fleisch wieder hinauswerfen, war aber sammt seinen Leuten nicht im Stande, dasselbe zu erheben. Das verursachte ihm Unruhe; er gieng daher des andern Tages nach Gurschdorf zum Pfarrer, berichtete ihm den Vorfall und bat ihn um Rath. Dieser rieth ihm, ein gutes Werk zu stiften; dann möge er wieder versuchen, das Fleisch in die Höhe zu heben. Gelingen ihm dieses, so solle er dasselbe an einem Abende, an welchem er den Nachtjäger wieder jagen höre, mit den Worten hinaustragen: „Es ist noch keine Petersilie dabei.“ Der Bauer setzte neben seiner Wohnung ein Kreuz und verordnete, dass es bis zu ewigen

Zeiten jeder nachfolgende Besitzer zu erhalten habe. Als er das angeordnet hatte, gelang ihm zu seiner Freude die Entfernung des Fleischstückes. Das gestiftete Kreuz zeugt noch heute von dem Vorfalle.

Arme Seelen vom wilden Jäger gejagt.

Wenn eine arme Seele vom wilden Jäger gejagt wird, so findet sie ein Asyl auf dem Holzstocke eines Baumes, in den beim Fällen vom Holzhauer mit dem Beile drei Kreuze geschlagen wurden. Eine sichere Zufluchtsstätte bietet in diesem Fall auch ein Flachs-feld, auf dem Dorant (*Tauerand*, *Antirrhinum*) wächst.

Als einst eine arme Seele von demselben verfolgt wurde, rief eine Stimme laut:

Lauf auf der Mutter Flachsland,
Dort wächst Tauerand;
Berührt der dein roth Gewand,
Dann entkömmst du seiner Hand.

Darum soll man auch auf dem Felde keinen Rechen auf der Rückenseite liegen lassen, ebensowenig eine Egge, weil sonst die arme Seele auf ihrer Flucht vor dem wilden Jäger sich an den spitzigen Zähnen beschädigen und so aufgehalten werden könnte.

Wigstadt, Odrau.

Der Husar ohne Kopf bei Setzdorf.

In den sogenannten Stenzelbirken ausserhalb Setzdorf befindet sich aus dem Schwedenkriege her die Grabstätte eines Husaren. Dieser Husar geht des Nachts sehr oft ohne Kopf aus dem Grabe heraus und treibt mit den Leuten seinen Spuk.

Die graue Frau in Krautenwalde.

Nördlich vom Dorfe Krautenwalde, in den Waldungen des Patschkauer Forstes, befindet sich ein Steinfels, der graue Stein genannt. An ihn knüpft

sich folgende Sage. Ein Ehepaar, welches in stetem Unfrieden lebte, begab sich einst in diesen Forst. Der Mann, welcher vielleicht die Gelegenheit gesucht, sich seiner Frau zu entledigen, führte dieselbe von der rückwärtigen Seite auf diesen Felsen und stürzte sie rücklings von der schwindelnden Höhe hinab, so dass die Frau jämmerlich zerschmettert wurde. Seit dieser Zeit wandelt die Frau als graues Gespenst zur Mittagsstunde und in der Abenddämmerung dort herum. Da dieser Ort infolge dessen sehr verrufen ist, viele auch dort sich schon verirrt, so meiden die Bewohner der nächsten Ortschaften zu den angegebenen Tageszeiten sorgsam den Weg, der dort vorüber führt.

Die weisse Frau bei Oberlindewiese.

Auf der Koppe des „Oberbusches“ bei Oberlindewiese sieht man bisweilen um die Abendzeit eine weiss gekleidete Frau, welche, während sie einen wunderbar schönen Gesang ertönen lässt, von Todteneulen verfolgt wird.

Die weisse Frau bei Petersdorf.

Zwischen Gurschdorf und Petersdorf liegt ein Hügel, der sogenannte Peschelberg, auf welchem ein Bauer von Petersdorf schon öfter eine weiss gekleidete Frau sitzen sah, welche Geld zählte. Bei seiner Annäherung soll sie stets sitzen geblieben sein.

Die weisse Frau im Schwarzwasser Schlosse.

Zur Zeit, als die Gegend um Weidenau herum noch wenig bewohnt war, erbaute daselbst ein schlesischer Herzog ein Jagdschloss, welches später an Privatbesitzer übergieng. Unter diesen soll einst eine sehr böse Frau gewesen sein, welche ihre Unterthanen nicht genug zu quälen wusste. Einmal zur Erntezeit befahl sie

strengstens allen ohne Unterschied zur Arbeit zu erscheinen. Alle kamen mit Ausnahme einer Sechswöchnerin. Die harte Schlossfrau liess auch diese sammt ihrem Kinde abholen und auf's Feld schleppen. Hier angelangt musste die arme Frau das Kind auf einen Feldrain legen und den ganzen Tag angestrengt arbeiten, ohne auch nur einmal zu ihrem Kinde sehen zu dürfen. Erst als der Abend herannahte, wurde ihr gestattet, zu ihrem Kleinen zu gehen; aber zu ihrem Schrecken fand sie an dessen Stelle einen misgestalteten Wechselbalg. Das arme Weib brach in Verwünschungen gegen die Schlossfrau aus. Sie würde, so drohte sie, selbst nach dem Tode keine Ruhe finden, wofern sie ihr nicht ihr rechtes Kind herschaffe. Wie lange die Schlossfrau noch lebte, ist nicht bekannt, doch die Drohung gieng in Erfüllung. Denn sehr oft will man bis in die neueste Zeit herab die Schlossfrau mit verstörtem Antlitz, in weisse Kleider gebüllt, ein Kind auf den Armen, in den Fenstern des Schlosses gesehen haben.

Die Halatin in Dobischwald.

Vor etwa zweihundert Jahren lebte in Dobischwald eine durch ihren schlechten Lebenswandel weit und breit verschrieene Bäuerin, gewöhnlich die Halatin genannt. Nach ihrem Tode ward sie dazu verdammt, mit dem Körper, den sie im Leben getragen, auf der Erde zu wandeln. Als man sie den ersten Tag auf die Bahre gestellt hatte, wurde sie schon Mittags hinter'm Ofen gesehen, wo sie ihr Mittagessen verzehrte. In ähnlicher Weise wurde sie des Tages öfters getroffen. Und als man sie begraben hatte, sass sie täglich gegen Abend auf dem Thore der Kirchhofsmauer. Gewöhnlich kämmte sie sich dort die Haare, bisweilen nähte sie auch oder hatte sonst eine Beschäftigung. Musste man an ihr vorübergehen, so war es gerathen, sie weder anzusprechen, noch anzusehen. Einst gieng

ein Knecht an ihr vorüber und fragte sie, was sie da mache. Sie antwortete ihm:

„Heute kämm' ich mich,
Morgen kämm' ich dich.“

Und am andern Morgen wurde der Knecht todt in seinem Bette gefunden. Ein andermal schmähte sie ein Knecht, der in der Mühle mahlen half, und als ihm der Müller scherzend sagte, dass beim Nachhausegehen wol die Halatin ihm das Geleite geben werde, sagte er keck: „Sie soll nur kommen, ich werfe sie sammt ihrem Haarkamm in's Wasser, dass sie bis zum Mühlwehr herunterschwimmt.“ Kaum war der Knecht einige Schritte von der Mühle entfernt, als die Halatin erschien, sich ihm auf den Nacken setzte und ihm den Hals so zusammenschnürte, dass er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Nur mit Aufgebot aller Kraft erwehrte er sich ihrer, doch starb er bald darauf. So trieb sie lange Zeit ihr Unwesen, bis ein frommer Priester daran gieng, sie zur Ruhe zu bringen. Verschen mit geweihter Kreide, Weihwasser und einer geweihten Ruthe von einer Hängebirke trat er vor sie hin, beschrieb mit der Kreide einen Kreis, stellte sich in denselben hinein und beschwor sie vom Thore zu weichen. Sie lachte anfangs darüber und hielt ihm entgegen, dass er mit ihr nichts zu schaffen habe, weil er selbst nicht frei von Sünden sei. „Du hast ja,“ sagte sie, „deiner Mutter ein Reibquargel und eine Nähadel gestolen.“ „Das Quargel,“ erwiderte er, „brauchte ich zum Essen und die Nadel zum Nähen.“ Bei den letzten Worten hieb er ihr drei Streiche über den Rücken und sagte: „Marsch hinein und bleibe drein.“ Da endlich fügte sie sich und trat in den Kreis hinein; da sie jedoch immer durch ein Loch, so gross wie das einer Maus, aus dem Kreise hinaus und wieder hineinkroch, so sprengte er in Form eines Kreuzes Weihwasser über dieses Loch und vertrat dasselbe mit seinem rechten Fusse. So wurde sie auf immer zur Ruhe gebracht.

Der gespenstische Fleischhacker.

Ein Fleischhacker hatte durch ein gottloses Leben und durch die roheste Behandlung sein Weib genöthigt, sich von ihm zu trennen. Er führte nunmehr das zügelloseste Leben und häufte Sünde auf Sünde. Endlich starb er, wie er gelebt hatte. Nach seinem Tode gieng er jede Nacht als Poltergeist in seinem Hause, welches zugleich ein Wirtshaus war, um, und da fiengen nun alle Gläser an zu tanzen und zu klirren, als wenn eine Menge von Gästen anwesend wäre. Diese Sache kam endlich auch vor den Geistlichen des Ortes, welcher sich entschloss den Poltergeist zu beschwören. Er begab sich zu diesem Zwecke eines Abends an Ort und Stelle, und als der Spuk sich wieder anmeldete, begann der Geistliche die Beschwörung, infolge deren der Geist gestand, dass durch sein Verschulden drei Kinder umgebracht worden seien, deren Leichname im Stalle unter den Dielen begraben lägen. Der Geistliche vollendete hierauf die Beschwörung und verbannte den Geist auf die Heuscheuer, die bekannte Bergkuppe in der Grafschaft Glaz, in einiger Entfernung von Albendorf.

Weidenau.

Der gestrafte Meineid.

Ein Bürger in Freudenthal leistete auf dem Rathhause einen Eid und bekräftigte denselben mit der Betheuerung, dass er den Stein vor der Thüre seines Hauses nicht überschreiten wolle, wofern er falsch geschworen habe. Beim ersten Schritt auf jenen verhängnisvollen Stein stürzte er todt zusammen. Durch das offenbare Gottesurtheil gestraft fand er im Grabe keine Ruhe, er wandelte als Gespenst umher und verbreitete allenthalben Angst und Schrecken. Um die Bewohner Freudenthals von diesem Übel und dieser Plage zu befreien, entschloss sich der damalige Hoch- und Deutschmeister Caspar von Ampringen

den Geist zu beschwören und womöglich zu erlösen. Er begab sich daher zur Mitternachtszeit von seinem Kammerdiener begleitet bis in die Nähe des Posthauses, liess sich zwölf Servietten reichen, befahl dem Diener dort zu warten, und wenn er nach einer Stunde nicht zurückgekehrt sein sollte, ihn beim Friedhofe aufzusuchen. Hierauf kroch er auf den Knien von der Post bis zum Friedhofsthore. Während der bestimmten Zeit hörte der Kammerdiener einen fortwährenden, heftigen Wortwechsel. Nach Verlauf einer Stunde kehrte der fromme Beschwörer ganz erschöpft zurück, übergab dem Diener die ganz durchnässten Servietten und erklärte, dass er ein solches Unternehmen in seinem Leben nicht mehr wiederholen wolle. Von dieser Zeit an war der Geist zur Ruhe gebracht. Zum Andenken wurde nächst dem Posthause eine steinerne Säule errichtet, später aber zur Erweiterung der Passage wieder beseitigt.

Ein Spukgeist in Freudenthal.

Eine Weibsperson, gewöhnlich Rumm Rosina genannt, stürzte sich in längst vergangener Zeit in selbstmörderischer Absicht in den auf dem Stadtplatze in Freudenthal befindlichen Brunnen. Sie wurde auf dem dortigen Friedhofe begraben, fand aber im Grabe in geweihter Erde keine Ruhe. Da sie die Friedhofsmauer nicht überschreiten konnte, lief sie zur Nachtzeit nach dem Abendläuten, wenn alle Hexen los waren, als schwarze Katze unter fürchterlichem Miauen auf der Kirchhofsmauer herum. Ein Kaufmann, welcher bei Mondschein einst vorüberfuhr, schlug mit der Peitsche nach ihr. Sie fasste dieselbe, wurde aber von der Mauer auf die ungeweihte Erde herabgerissen. Vom Friedhofe ausgeschlossen wählte sie sich die Häuser der Stadt zu ihrem Tummelplatze und setzte die Einwohner durch fortwährendes Herumpoltern in derartigen Schrecken, dass endlich nichts übrig blieb, als in der Kirchhofsmauer

ein Loch zu graben, das Grab der Selbstmörderin zu öffnen, den Sarg verkehrt hinauszuziehen und den darin befindlichen Leichnam an einem Stillstande, d. h. an einem Orte, wo die Grenzen dreier Dörfer zusammenstossen, zu verscharren. Seit dieser Zeit war die Ruhe wieder hergestellt.

Gespenster in Freudenthal.

Schlesiens curiose Denkwürdigkeiten, Frankfurt a. M. 1689, Th. 7, S. 2293 und mündlich.

Anno 1651 vexierten die Gespenster zu Freudenthal des Nachts die Leute abscheulich. Die Obrigkeit liess nun einen verdächtigen Körper aus dem Grabe nehmen und demselben den Kopf abschneiden. Da aus der Wunde frisches Blut quoll, so wurden die geängstigten Einwohner nur noch bestürzt, so dass ein Theil davon zog und anderwärts Ruhe suchte.

Von Erhenkten.

Jemand, der sich erhenkt hatte, liess niemanden, der in seine Nähe kam, in Ruhe. Endlich wurde er durch Beschwörungen in den Wald zu einer Himbeerhecke verbannt. Nun traf es sich, dass einmal zwei Leute in den Wald um Himbeeren giengen. Ohne es zu merken, waren sie zu dem Grabe des Erhenkten gekommen. Da sahen sie einen schönen Plan mit Himbeersträuchen voller Früchte. Sie giengen darauf zu; aber nachdem sie eine Weile gepflückt hatten, entstand plötzlich ein umheimliches Geräusch, und sämtliche Himbeersträuche wurden lebendig. Da erst fiel ihnen ein, dass an diese Stelle der Gehenkte verbannt sei, und sie rannten eiligst fort.

Von Erhenkten erzählt man, dass bei ihrem Tode der Teufel entweder in Gestalt einer schwarzen Katze oder eines Eichhörnchens sich einfinde, um die Seele des Todten zu holen.

Weidenau, Jauernig.

Der Gehenkte im Walde bei Dobischwald.

Unweit Dobischwald ist ein ziemlich grosser, düsterer Wald, der unter dem Namen „der böhmische Wald“ bekannt ist. Einst erhenkte sich dort ein Bauer aus Heinrichswald. Längere Zeit wusste man nicht, wo er hingekommen, bis im nächsten Sommer ein Weib, das im Walde Gras sammelte, ihn an einem Baume hängen fand. Durch den Anblick desselben erschreckt eilte sie in's nächste Dorf und berichtete den Vorfall. Die herbeigeholten Leute schnitten nun den Mann los und begruben ihn. Seit dieser Zeit ist es in dem Walde nicht geheuer, und jedermann hütet sich, denselben bei Nacht zu passieren. Vor etwa acht Jahren waren in dem Walde „Holzmacher“ mit dem Fällen einer Tanne beschäftigt. Plötzlich vernahmen sie in ihrer Nähe ein furchtbares Getöse, die Äste brachen von den Bäumen, und die Säge sprang entzwei. Als sie darauf eine andere Säge nahmen, so fielen bei jedem Schnitt rothe Sägespäne herab. Auf einmal hörten sie ein starkes Krachen, der Baum war gefallen. Mit seinem Falle legte sich auch ringsum das Geräusch und Getöse. Einige Jahre später gieng ein Bauer aus Dobischwald durch denselben Wald, da begleitete ihn ein Pferdchen ohne Kopf bis zum Dorfe.

Die Alexlehne bei Gurschdorf.

In Gurschdorf erhenkte sich vor beiläufig hundert Jahren ein Mann, von dem man heute nur noch den Namen Alexander kennt. Seine Leiche wurde im Walde, hinter dem sogenannten Luderplane, begraben. Die Waldgegend, in deren Mitte sich diese Grabstätte befindet, heisst seitdem von dem Namen des Gehenkten die „Aaläxlaane“ und eine Wasserquelle in der Nähe der „Aaläxgrååba“. Bei seinen Lebzeiten trug dieser Mann ein rothes Käppchen auf

dem Kopfe. Im Walde, wo er begraben liegt, geht sein Geist als Gespenst um, und jeden, der über den Alexgraben schreiten, oder auf die Alexlehne gehen muss, überrieselt unheimlicher Schauer. Eine Weibsperson gieng einmal in die berühmte Waldgegend, um Gras für ihr Vieh heimzuziehen. Als sie mit ihrer Bürde über den Alexgraben gieng, wollte sie sich einen Spass machen, blieb stehen und rief: „Aaläx, läck a Poodäx, läck m.rs Quärkmass'r åå.“ Da sprang ihr auf der Stelle der Gehekte mit dem rothen Käppchen auf die Bürde, und sie musste sich mit aller Anstrengung ihrer Kräfte fortschleppen, bis sie in Schweiss gebadet und athemlos aus dem Walde in's Freie kam. Dort erst wurde sie der Last des Gespenstes los.

Das Todtengerippe.

In einer Dorfschenke gieng's lustig zu. Alle Gäste hatten so ziemlich fleissig dem Biere zugesprochen und wurden übermütig. Endlich forderten sie einen aus ihrer Mitte auf, ein Todtengerippe, das auf dem Friedhofe in einem Winkel zwischen zwei Ästen lag, herbeizuschaffen. Versprechungen, die man ihm machte, lehnte er ab, erbot sich jedoch ohne Belohnung das Gerippe zu holen. Nicht lange dauerte es, und das Gerippe lag vor den entsetzten Trinkern, die nun in nicht geringer Verlegenheit waren, wie sie dasselbe wieder an Ort und Stelle bringen sollten. Man kam schliesslich überein, dass einer der Gäste in Begleitung aller übrigen das Gerippe auf den Friedhof zurücktragen sollte. Es war jedoch nicht möglich, dasselbe vom Tische aufzuheben, bis derjenige hinzu trat, der das Herbeiholen desselben am dringendsten verlangt hatte. Dieser hob es auch ohne Schwierigkeit auf und trug es nun unter Begleitung aller Anwesenden auf den Friedhof. Hier wollte er es auf seinen Platz legen, es gelang ihm jedoch nicht, sich desselben zu entledigen. Endlich befreite ihn von demselben der-

jenige, der es in das Wirtshaus gebracht hatte, und legte es an die Stelle, von der er es genommen.

Odrau.

Entweihung des Feierabends.

Der alte David, ein Schuster in der Colonie Neu-häuser bei Petersdorf, pflegte öfters an Feierabenden, d. h. an Abenden, welche einem Sonn- oder Feiertage vorausgehen, zu arbeiten, was als eine schwere Sünde betrachtet wird. Einmal entheilgte er eben wieder einen Feierabend durch Arbeiten, da trat eine scheussliche Gestalt unter das Fenster, bei dem er sass, und rief ihn an: „Siehst du meine grosse Nase?“ Der Schuhmacher war sonst unter seines Gleichen ein beherzter Mann und wollte hier ebenfalls Mut zeigen; darum drohte er zurück: „Siehst du mein grosses Klopffholz?“ Gleich darauf klopfte es an die Thür und, ohne eine Antwort abzuwarten, ward dieselbe geöffnet, und herein schritt eine so widerlich hässliche Figur, dass der Schuhmacher erschreckt sein Werkzeug fallen liess und in die Schlafkammer entfloh. Das Licht war von selbst ausgelöscht. Von dieser Nacht an verredete es der Mann, je wieder einen Feierabend mit Arbeiten zu schänden.

Das Reh mit den grossen Augen.

Wenn man von Brosdorf (im Königsberger Bezirke) nach Wagstadt geht, so befindet sich zur rechten Seite des Weges in der Nähe eines rothen Kreuzes ein grüner Platz. Dort soll zur Nachtzeit zwischen zwölf und ein Uhr öfter ein Reh sich zeigen, das sich durch ungewöhnlich feurige, fauststark hervortretende Augen kennzeichnet. Auch erzählt man, dass jener grüne Platz eine Begräbnisstätte von Russen sei, die vor langen Zeiten im Kampfe daselbst den Tod fanden.

Der schwarze Pudel bei Gurschdorf.

Auf dem Wege, welcher von Gurschdorf über die ehemaligen Viehweiden nach Niesnersberg, auch Glasegrund genannt, führt, stand vor 30 Jahren eine grosse Erle, an der ein Bild hieng; daher dieselbe auch die Bilderle genannt wurde. Sehr oft haben Leute, welche des Nachts an diesem Baume vorbeigiengen, neben demselben einen schwarzen Pudel sitzen sehen, der für einen auf Erlösung harrenden Geist gehalten wurde.

Das Bornloch im Glasegrunde.

In dem Glasegrunde — so genannt von einer Glashütte, die sich einst dort befand, — stand vor alten Zeiten eine hohe Fichte, und daneben ein Brunnlein, das Bornloch genannt. Dort sah man sehr oft ein fahles Männchen, welches einem in der Nähe wohnenden Weibe, der alten Reinold, wenn sie im Dunkeln vorbeiging, die Füße vorzuhalten pflegte. Sie konnte nur durch das Kreuzzeichen sich gegen die Tücke des Männleins schützen.

Das Kubeloch bei Dobischwald.

Auf der Grenze zwischen Dobischwald, Heinrichswald und Wessidl, auf dem sogenannten Ziegenrücken, war in dem daselbst fließenden Bache in früheren Zeiten ein grosses Loch. Einstmals gieng ein Heinrichswälder dort vorüber und sah einen grossen Fisch am Ufer liegen. Er steckte denselben ohne langes Bedenken in einen Sack, den er bei sich trug, nahm ihn auf den Rücken und gieng getrost seines Weges weiter. Kaum war er einige Schritte gegangen, so hörte er hinter sich rufen: „Kube (Jakob), wo bist du?“ Und aus dem Sacke am Rücken folgte die Antwort: „Im Sack.“ Erschreckt warf der Mann den Sack von sich und lief eiligst davon. Seit jener Zeit heisst die Stelle des Baches, wo der Fisch lag, das Kubeloch.

Der versunkene Kuhhirt.

Nördlich vom Kirchgrunde in Lindewiese hütete eines Tages ein Hirt seine Kühe. Da er nichts, als trockenes Brod zu essen hatte, so schlug er aus Zorn freventlich auf dasselbe mit seiner Peitsche. Zur Strafe dafür versank er bald darauf mit seiner Herde. Des Nachts noch kann man hören, wie er seine Kühe bei ihren Namen ruft. Im Winter soll er oft schon Fuhrleuten, die in dem Schnee nicht fortkommen konnten, weiter geholfen haben, dann aber wieder schnell verschwunden sein.

Die Salzsümpfe bei Sörgsdorf.

Bei Sörgsdorf führt nicht weit vom sogenannten rothen Wässerchen die Strasse vorüber. Einst fuhr dort ein Salzhändler bei finsterner Nacht mit einer Ladung Salz und Brod, mit dem er ebenfalls handelte, vorüber. Er verirrte sich und gerieth in die nach ihm benannten Salzsümpfe. Als der Wagen zu sinken begann, legte er Brote unter die Räder. Sogleich aber versank er zur Strafe für diesen Frevel unter Hilferufen und Flüchen. Noch jetzt hört man in diesen Sümpfen Nachts seinen Ruf: „Helft mir raus! Helft mir raus!“

Der Jehoimann bei Althrothwasser.

Ein Mann fuhr einst, wahrscheinlich im Schwedenkriege, Commisbrot. Er kam nicht weit von der Losche, einem kleinen Flüsschen bei Althrothwasser, in einen Sumpf und war nahe daran zu versinken. Unter Flüchen und Verwünschungen legte er statt Steinen Brote unter die Räder. Zur Strafe für diesen Frevel versank er mit Ross und Wagen. Nun muss er Jahr aus Jahr ein in jener Gegend herumfahren und seinen Ruf: „Jehoi, Jehoi!“ ertönen lassen. Nach dem Abend-

läuten kann man ihn hören. Ahmt ein Fuhrmann seinen Ruf nach, so läuft er hinter ihm her und sucht ihn zu verderben. Nur durch fleissiges Beten und dadurch, dass man auf dem „Deichselrändchen“ geht, kann man ihm entkommen.

Der verhängnisvolle Hemmschuh.

Nach einem Manuscripte im Besitze des Troppauer Museums und mündlich.

Ein Bauer aus dem Dorfe Olbersdorf war im ganzen und grossen kein sehr guter Wirt, und so kam's, dass ihm einst im Winter das Brennholz ausgieng. Er war gezwungen, sich eiligst solches zu verschaffen und fuhr zu diesem Zwecke, es war gerade Christabend, in den Wald. Zur Vorsorge nahm er sich einen Leib Brot mit. Auf dem Rückwege war er ungehindert bis auf die Anhöhe über der Burgwiese gelangt. Er sollte nun einhemmen, hatte aber den Hemmschuh vergessen. Unser Mann besann sich nicht lange, er schnitt den Leib Brot entzwei, hüllte die eine Hälfte in Form eines Hemmschuhes aus und legte dies unter das Rad. Hierauf trieb er seine Pferde an mit den Worten: „Bio! Bio! in Teufels Namen!“ Kaum war er einige Schritte gefahren, so öffnete sich die Erde und verschlang den Bauer sammt seinem Fuhrwerke. Wer seit dieser Zeit am Christabende diesen Weg betritt, hört, ohne jemanden zu sehen, die Rufe: „Bio! Bio! in Teufels Namen!“

Der Hexenmeister Kunze in Bennisch.

In dem Städtchen Bennisch lebte im 16. Jahrhunderte ein sehr verrufener Mann, der in der Zauberkunst wol bewandert war. Was Geburt und Abstammung desselben anbelangt, so weiss man nur, dass er aus der Umgebung von Bennisch war. Das Volk kennt ihn als „Hexenmeister Kunze“ und erzählt manche unheimliche Geschichte von ihm. Häufig gieng er in der Mitternachtsstunde auf den Friedhof, trat

dort auf die Gräber der kleinen Kinder und sprach über jedem Grabe die Worte: „Täpp anooch (Geh langsam nach)!“ Mit diesen Worten weckte er die Kindlein aus dem Todtenschlafe und zwang sie ihm zu folgen. In einem langen Zuge durchschritt er sodann mit ihnen die Friedhofsräume. War die Mitternachtsstunde abgelaufen, so kehrten die Kinder in ihre Gräber zurück, und Kunze verliess den Friedhof. Als die Obrigkeit davon hörte, wurde eine Untersuchung eingeleitet. Man öffnete die Gräber der Kinder und fand wirklich, dass die Todtenhemden derselben beschlumpert (unten beschmutzt) waren. — Als Kunze gestorben war, und die Leiche an den Fleischbänken vorbei getragen wurde, sass er auf dem Dache derselben und fragte die Vorübergehenden: „Waan b'grääbt'rn?“ Als man seinen Namen nannte, sagte er: „Ich bien ju doo uon laab ju nooch.“ Man öffnete den Sarg und fand denselben mit Steinen gefüllt. Von diesem Tage an beunruhigte er die Bewohner der Stadt bei Tag und bei Nacht in der mannigfaltigsten Weise. Um endlich vor ihm Ruhe zu haben, bannte man ihn in die Bennscher Kirchhofsmauer. An der Stelle der Mauer, wo er sich befindet, soll noch jetzt kein Mörtel haften bleiben. — Auf dem Gräänz'r Hiebl, einem Waldhügel an der Bennisch-Spachendorfer Grenze, treibt sich, wie man erzählt, noch jetzt der dreibeinige Schimmel herum, den Kunze bei Lebzeiten zu reiten pflegte. Kömmt ein Fuhrmann auf der Strasse, die an dem genannten Hügel vorbeiführt, nicht vorwärts, so braucht er nur diesen Schimmel zu rufen. Ohne Verzug kömmt derselbe herbei, lässt sich einspannen und hilft weiter bis zu der Kapelle, welche an derselben Strasse nicht weit von Bennisch steht. Dort aber ist er ebenso schnell verschwunden, als er gekommen.

Der Höllenzwang.

Ein Mann in Woitzdorf, der unter dem Namen Gärtner Franz in der ganzen Umgegend gekannt war,

vor ungefähr 50 Jahren noch lebte und Kurpfuscherei trieb, war eines Tages zum Nachbar gegangen, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Während seiner Abwesenheit gieng ein Fremder in sein Haus, da die Thür nicht verschlossen war. Der Fremde kam in die Stube, und weil er da niemanden fand, beschloss er zu warten, in der Meinung, die Leute könnten, weil keine Thür verschlossen war, nicht weit entfernt sein. Um sich nicht zu langweilen, griff er nach einem alten Buche, das er zufällig auf einem Stubenbalken bemerkte. Er setzte sich damit zu einem Tische und las, wusste sich aber das, was er darinnen fand, nicht eben zu erklären. Um diese Zeit aber kam den beim Nachbar befindlichen Eigenthümer des Hauses eine ungewöhnliche Angst an, so dass er sagte: „Ich weiss nicht, wie es kömmt, dass mich jetzt eine solche Unruhe befällt; es ist mir, als ob ich nach Hause gehen müsste.“ Der Freund redete ihm zu, noch zu warten, es werde ja daheim nichts Besonderes vorgehen. Gärtner Franz machte ihn aufmerksam, dass er die Thüren unverschlossen gelassen habe, und meinte, man wisse doch nicht, was passieren könne. Er gieng. In einer kleinen Entfernung vom Hause nahm er eine Menge schwarzer Krähen wahr, die sich auf der First seines Daches versammelt hatten. Noch näher gekommen bemerkte er, dass auch jedes seiner Fenster von derlei Vögeln wimmelte. Was tausend, dachte er, hat denn das zu bedeuten? Als er in's Haus gekommen und in die Stube getreten war, sah er den fremden Gast, welcher ganz eifrig in einem Buche las. Er fragte ihn, was er da mache, und erhielt zur Antwort: „Ich kam herein, traf niemanden, wollte aber doch nicht wie ein Spitzbube davon gehen, ohne einen von den Hausbewohnern abzuwarten, und griff zum Zeitvertreibe nach einem Buche und las darin.“ Der Eigenthümer schob ihm das Buch vor den Augen weg und bedeutete ihm, dass er mit seinem Lesen nur Unheil angerichtet hätte. In einer kleinen Weile, meinte er, würde ihm angst und bange geworden sein. Jetzt setzte sich der Hausbesitzer selbst vor das auf-

geschlagene Buch und las soweit rückwärts, als der Nachbar vorwärts gelesen hatte. Nach und nach verloren sich die schwarzen, unheimlichen Vögel vom Fenster und Dache, und der Spuk war wieder gehoben. Das Buch war nichts anderes, als der Höllenzwang, ein Zauberbuch, mit dessen Hilfe man Gespenster bannen und Teufel citieren konnte. Und so hatte auch der Fremde, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Schaar Teufel citiert.

Schabernack, den ein Förster einem Wild- diebe spielt.

In einem Dorfe wurden Soldaten einquartiert. Einen von diesen, der ein eingefleischter Wilddieb war, kam nun auch hier die Lust an, sich einen billigen Hasen zu verschaffen. Er nahm sich den Carabiner unter den Mantel und schlenderte auf das Feld. Nicht lange, so traf er auf einen Hasen und schoss nach ihm. Aber anstatt zu fallen, kam der Hase, obschon er getroffen war, stracks auf den Schützen losgerannt, entriss ihm den Carabiner, lief damit auf den Platz zurück, wo er getroffen worden war, und verschluckte die Waffe. Den folgenden Tag sollte Kirchenparade sein, bei welcher auch unser Schütz zu erscheinen hatte, und zwar in voller Rüstung. Der Soldat war rathlos und jammerte, wie es ihm ergehen würde. Die Leute, welche das hörten, hatten Mitleid mit dem armen Tropf und gaben ihm den Rath, zum Jäger jenes Revieres zu gehen und ihm die ganze Sache zu erzählen. Denn der sei ein Zauberkünstler und habe ihm unfehlbar diesen Streich gespielt. Der Soldat befolgte den Rath. Der Jäger aber liess sich lange bitten; endlich sprach er: „Ich will Erbarmen an dir üben; geh morgen frühzeitig auf den Platz, wo du geschossen hast, dort wirst du deinen Carabiner wieder bekommen.“ Dem Soldaten wurde leichter um's Herz, er befolgte die Weisung und begab sich früh morgens

auf den Platz, von wo er gestern nach dem Hasen geschossen hatte. Da kam derselbe, spie den verschluckten Carabiner heraus und lief davon.

Weidenau.

Von einem Förster, dem alle Weidburschen umkamen.

Zu einem alten Förster kam ein „Jungjäger“ und wünschte von ihm in Dienst aufgenommen zu werden. Der Förster bezeigte keine Lust, den angekommenen bei sich zu behalten. Es waltete nämlich in diesem Hause ein schlimmes Verhängnis; jeder eingetretene „Jungjäger“ kam auf geheimnisvolle Weise um's Leben. Endlich jedoch gab der Alte auf langes Bitten und Zureden nach, wiewol er bedauerte, dass derselbe dem unvermeidlichen Tode entgegen gehe. Den folgenden Tag nun begab er sich mit dem „Jungjäger“ in den Forst und führte ihn in's Revier ein. Als sie zu einem freien, grünen Platze kamen, bedeutete der Alte seinem Begleiter, dass noch jeder neuaufgenommene „Jungjäger“ in wenigen Tagen hier seinen Tod gefunden habe; er möge daher diesen Ort meiden, wenn ihm sein Leben lieb sei. Der junge Mann versprach zu folgen. Aber nach wenigen Tagen schon übertrat er absichtlich das warnende Verbot und gieng auf die verpönte Stelle. Er nahm sein Mittagsbrot hervor, setzte sich neben einen freistehenden Baumstock und legte den Hut mit dem Deckel nach unten auf diesen Stock. Gleich darauf fiel eine Kugel in den offenen Hut hinein. Der junge Mann nahm sie, lud dieselbe in seine Flinte und schoss sie in derselben Richtung zurück, in der sie gekommen war. Als er nach Hause kam, fand er seinen Herrn erschossen.

Weidenau.

Eine andere Sage von einem Förster.

Zu einem Förster kam einmal ein rüstiger Weidbursch, der um Aufnahme anhielt. Der Förster aber

erklärte, dass er aus Besorgnis für dessen Leben ihm die Bitte abschlagen müsse. Es sei nämlich im Reviere eine Bude, in welcher die Jäger übernachteten, wenn sie mehrere Tage im Forste zu thun hätten; aus dieser Bude sei bisher von all den Weidburschen keiner mehr zurückgekommen; gewiss werde es auch ihm so ergehen, und doch sei es schade um sein junges Leben. Der Weidbursche liess sich aber nicht warnen und drang solange in den Förster, bis er sich entschloss, ihn zu behalten, aber nur unter der Bedingung, dass er ihm versprach, niemals in der besagten Bude über Nacht zu bleiben. Der Weidbursch aber war ein unerschrockener junger Mann, den es bald nach dem verpönten Abenteuer gelüstete. Er gieng daher des folgenden Tages in das Waldrevier und kam zur Bude. Als er nun des Nachts eine Weile in derselben gesessen, miaute eine grosse Katze aussen auf dem kleinen Fensterchen jämmerlich um Einlass. Er erbarmte sich des Thieres, öffnete das Fenster und liess sie herein. Kaum hatte diese einen Sprung hereingemacht, so folgten ihr noch viele auf dem Fusse nach, und eine nach der andern setzte sich auf die Ofenstange. Eine Weile darauf hub die grösste von ihnen an: „Fangen wir bald an?“ Jetzt wurde ein allgemeiner Tanz zuerst auf dem Ofen begonnen, dann auf dem Fussboden fortgesetzt, ein Tanz, der immer wilder und rasender wurde. Der Weidbursche war dabei ein stummer, aber äusserst aufmerksamer Beobachter. Auf einmal machte die grosse Katze einen verwegenen Sprung auf den Tisch und schien es auf den Burschen abgesehen zu haben. Dieser aber hatte sich mit einem geladenen Gewehr und einem Hirschfänger auf jeden ernstlichen Angriff vorbereitet und diese Waffen vor sich hin auf den Tisch gelegt. Im Nu hatte er mit dem Hirschfänger der Katze eine Pfote abgehauen. Diese sprang unter kläglichem Gewinsel durch das noch offen stehende Fenster hinaus, und alle jagten ihr pfeilschnell nach. Jetzt wollte er sich die Pfote erst recht ansehen, da war es eine Menschenhand geworden, die einen Ring trug. Er

packte sie in sein Schnupftuch, und als der Morgen zu grauen begann, gieng er nachdenklich nach Hause. Der Förster konnte nicht genug erstaunen, als er den Weidburschen frisch und gesund daher kommen sah. Indessen war aber die Hausfrau krank geworden. Da spürte der Bursch Wind und wollte die Frau im Krankenzimmer besuchen. Auf vieles Andringen wurde er endlich zu ihr eingelassen. Er bezeugte ihr sein Beileid und brachte mit vieler List endlich heraus, dass ihr eine Hand fehle. Jetzt berichtete er seinem Herrn, was ihm in der Nacht begegnet sei, und zeigte ihm die Hand, die er in seinem Schnupftuche mitbrachte. Erschrocken erkannte dieser die Hand seiner Frau und merkte, dass er eine Hexe zum Weibe habe, die ihm alle seine früheren Weidburschen umbrachte. Sogleich wurde sie dem Gerichte ausgeliefert und von vier Ochsen zerrissen.

Weldenau.

Bestrafter Übermut.

Ein Schäfer hütete einst in der Nacht seine Herde und stand auf freiem Felde rücklings auf seinen Stab gestützt. Da kamen zwei Jäger vom Anstande zurück. Dem einen von ihnen, einem trefflichen Schützen, kam es in den Sinn, dem Schafhirten den Stab in der Mitte entzwei zu schiessen. Gedacht, gethan. Er legte an, traf und der Schäfer fiel rücklings zu Boden. Dieser sprang auf, zog seinen Mantel aus und hieb mit der einen Hälfte des zerschossenen Stabes, was er nur konnte, auf denselben. „O weh! o weh!“ schrie nun der boshafte Jäger. Denn jeder Streich, womit jener auf den Mantel hieb, hatte den Jäger schmerzlich getroffen.

Zuckmantel.

Katzen werden Hexen.

Eine Katze, die sieben Jahre alt ist, wird eine Hexe. Als solche versteht sie, was man spricht, be-

sonders das, was sich auf sie bezieht. Ein Knecht kam einmal zu einer Herde Katzen, als sie eben ihren Hexentanz aufführten. Da sagte der Knecht in seinem Mutwillen zu einer der Katzen: „Miizla, wellste ruuta Knoowlich?“ Es wird nämlich auch behauptet, dass die Katzen den Knoblauch nicht leiden können. Die angeredete Katze gab zur Antwort: „Willst du etwa ein böses Bein?“ Von dem Augenblicke an hatte der Knecht ein wundes Bein, und sein Lebtage konnte ihm dasselbe von niemand geheilt werden. Er musste frühzeitig an den Folgen sterben.

Odrau, Weidenau.

Die überlistete Hexe.

Ein magerer Junge diente bei einem Bauer. Da sprach einmal ein sehr corpulenter Schmiedegesell: „Warum bist doch so mager? ich bin doch so fett.“ Der Junge antwortete: „Wenn du es auch so schlecht hättest, wie ich, so würdest du gewiss auch mager sein. Jedesmal, wenn ich Abends schlafen gehe, wirft mir die Bäuerin einen Zaum über den Kopf, und ich werde ein Pferd; dann reitet sie auf mir fort. Dabei spricht sie jedesmal: Uuwa naus ån närnts åå! (Fahr oben hinaus und stoss nirgends an!) Und sie reitet auf den Hexenplan, wo die Hexen mit einander tanzen.“ „Ha,“ sprach der Schmiedegesell, „da lege dich einmal in mein Bett und ich werde mich in das deinige legen. Und wenn dann die Frau zu mir kömmt, will ich ihr den Zaum entwinden und über den Kopf werfen.“ Es gelang ihm, und mit dem Rufe: „Uuwa naus ån iiv-råll åå!“ ritt er, nachdem er sie mit schon bereit gehaltenen Hufeisen beschlagen hatte, auf den Hexenplan, er als Hexe, sie als Pferd. Während sie nun dahin trabte, stiess sie an alle im Wege liegenden Hindernisse, so dass am ganzen Körper kein heiler Fleck zu finden war. Am Hexenplan angekommen wurde er von allen versammelten Hexen für ihres Gleichen gehalten, und das Pferd blieb unbeachtet. Die Hexen tummelten sich in wilden Tänzen herum,

zuletzt fiengen sie in trunkener Lust an mit einander zu fechten und heulten dabei den Spruch:

Ich haa äne Wonde,
Di häält ai ar Stonde.

Der Schmied focht als Hexe auch fleissig mit, sprach aber bei jedem Hiebe die Worte:

Ich haa äne Wonde,
Di häält zu kär Stonde.

Dadurch kamen die Hexen mit ihm in Streit, und er fand es endlich für gut, nach Hause zu reiten. Am andern Morgen kam die Frau nicht aus dem Schlafgemache, ja es vergieng der ganze Tag, ohne dass sie aufstand. Da sahen die Hausgenossen nach, und nun zeigte sich's, dass sie eine Hexe war. Denn an Händen und Füßen waren noch die Hufeisen befestigt.

Jauernig.

Die Hexen und der Bassgeiger.

Ein Bassgeiger aus Schwarzwasser wollte eines Abends nach Friedeberg gehen, um dort für Geld zu spielen. Da kam er unterwegs zu einer grünen Wiese, die theilweise mit Erlen bewachsen war. Hier erblickte er eine Anzahl Weiber, von denen mehrere ihm wolbekannt waren. Diese tanzten mit einander. Einige aus ihnen sprachen zu dem Manne: „Wenn du uns nicht verräthst, so kannst du dir bei uns noch viel Geld verdienen. Wirst du aber an uns zum Verräther, so brechen wir dir den Hals.“ Da gelobte er ihnen, sie nicht zu verrathen. Und sie nahmen ihn mit und erhoben sich mit ihm hoch in die Lüfte und zogen weit fort in fremde Gegenden. Endlich liessen sie sich auf einem Tanzboden nieder. Der Bassgeiger wurde nun aufgefordert zu spielen. Er that es und strich die Saiten aus aller Kraft. Da kamen die blanken, harten Thaler einer nach dem andern auf ihn zugerollt, auch berauschende Getränke wurden ihm gereicht. Es war

ihm aber von den Hexen streng verboten worden, zu sagen: „Helf Goot! an Sääns Goot! hoot mäncha Mään ems Gäld g'broocht“*). Dies pflegte nämlich beim Trinken sonst sein Sprichwort zu sein. Nun war er aber vom Trinken schon in halb berauschten Zustand gerathen. Unversehens sprach er nun, als er wieder das Glas ansetzte: „Helf Goot! an Sääns Goot! hoot mäncha Mään ems Gäld g'broocht.“ Plötzlich entstand eine dichte Finsternis in dem ganzen Saale, und es schwanden ihm alle Sinne. Erst am Morgen erwachte er und fand sich in Ungarn über einem Galgen auf einem Bündel Stroh.

Der Haushalt der Hexe.

Es waren einmal zwei Schwestern. Einst besuchte die eine von ihnen die andere. Als sie vor deren Wohnung angekommen war, sah sie zwei Hunde Holz spalten und mehrere Katzen den Stall ausmisten. In der Mistlache da schwammen viele Kröten herum. In's Vorhaus gekommen fand sie eine Tonne mit Blut und Haaren angefüllt. Hierauf guckte sie durch's Schlüsselloch in die Wohnstube ihrer Schwester. Diese hatte statt eines Menschenhauptes den Kopf eines Ziegenbockes, und war damit beschäftigt, auf ihrem eigenen Kopfe, den sie im Schoosse liegen hatte, Läuse zu suchen. Verwundert trat jene in's Zimmer. Da riss die andere augenblicks den Ziegenkopf herunter und setzte sich den eigenen auf. „Aber Schwester,“ sagte jene, „was hat es denn zu bedeuten, dass da draussen zwei Hunde Holz spalten?“ „„Ei, das sind ja meine Knechte,““ erwiderte sie. „Aber im Stalle,“ fuhr jene fort, „sah ich ja Katzen den Mist hinausräumen.“ „„Ei, das sind ja meine Mägde.““ „Aber Schwester, was war denn das, in der Mistlache kamen so viele Kröten herangeschwommen?“ „„Ei,

*) Trinkt ein schlesischer Bauer dem andern zu, so geschieht es mit den Worten: „Helf Gott!“ oder „Segne es Gott!“

das sind meine Gänse und Enten.“ „Aber die Tonne mit Blut und Haaren in der Hausflur draussen?“ „Das ist mein Winterfleisch.“ „Und als ich zum Schlüsselloch hereinsah, hattest du statt deines natürlichen Kopfes den Kopf eines Ziegenbockes.“ „Schwester!“ rief sie, „ich breche dir den Hals,“ und kaum gesagt, so war es gethan.

Wigstadt.

Die zauberhafte Küche.

Eine Bäuerin gieng alle Tage früh mit ihrem Gesinde auf das Feld arbeiten. Sobald es aber halbzwölf Uhr geworden, gieng sie allein nach Hause und befahl den übrigen Leuten, um zwölf Uhr nachzukommen. Jedesmal fanden sie dann Knödel und gelbe Eiertunke auf dem Tische. Da sagte einmal einer der Knechte zu den übrigen Dienstboten: „Ich will doch einmal aufpassen und schauen, wie die Frau in einer halben Stunde das Essen kocht.“ Eines Tages, kurz vor der Mittagszeit, stal er sich heimlich in's Haus und beobachtete aus einem Schlupfwinkel die Frau. Nach halb zwölf Uhr kam die Frau vom Felde und heizte ein. Darauf nahm sie eine grosse Schüssel, stellte sich mit derselben vor das Ofenloch und sprach: „Gäcke, Märta, gäcke Heefakliissla än 'n gaala Schlicks driib-r!“ Da kamen nun die Knödel und der gelbe Schlicks vom Rauchfange herunter und füllten die Schüssel voll. Hierauf setzte sie das Gericht auf den Tisch und gab es den heimkehrenden Hausgenossen zu essen. Der Knecht meldete das Gesehene seinem Herrn. Dieser trieb die Frau sogleich aus dem Hause, weil er daraus erkannte, dass sie eine Hexe sei.

Odrau, Weidenau.

Hexen, die Butter schlagen.

Ein Bauer in Petersdorf, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte, war dem Trunke sehr ergeben. Es kam sehr oft vor, dass er des Abends

aus dem Wirtshause abgeholt werden musste, zu welchem Zwecke ihm gewöhnlich ein Pferd geschickt wurde. So reitet er auch einmal des Nachts aus dem Wirtshause fort, und wie er zur sogenannten Beierbrücke in Petersdorf kömmt, hält das Pferd auf einmal an und ist nicht mehr fortzubringen. Der Trunkenbold trieb es aus Leibeskräften an, aber vergeblich. Jetzt wurde er auf einmal von einem Schauer befallen, der ihn ziemlich ernüchterte. Er nahm nämlich eine Menge Hexen wahr, die über und unter der Brücke emsig beschäftigt waren. Da ward Milch in Butterfässer geschüttet, Butter geknetet und dergleichen mehr, alles im Wirrwarr durcheinander. Einzelne von den Hexen glaubte er sogar zu kennen. Da es ihm unmöglich war, über die Brücke zu gelangen, so sah er sich genöthigt, umzukehren und auf einem Umwege nach Hause zu reiten. Die Hexen aber drohten ihm, wenn er sie verriethe, so werde er sehen, was ihm widerfahre.

Hexen schneiden den Kühen das Fleisch aus den Hinterschenkeln.

Die Hexen sollen es verstehen, den Kühen die Hinterschenkel zu öffnen, das Fleisch heraus zu nehmen und Stroh dafür hineinzustopfen, ohne dass man äusserlich etwas merkt. So erzählte ein Dobischwälder Landwirt: Ich kam einmal Abends nach Hause und fand die Stallthüre offen. Trotz aller Anstrengung war es mir nicht möglich, dieselbe zu schliessen. Da rief ich in meiner Angst um Hilfe, und in demselben Augenblicke schlüpfte ein Weib aus dem Stalle, die ich wol erkannte. Ich schwieg vor der Hand, gieng aber in den Stall und fand hier eine Bürde Fleisch. Nach einiger Zeit aber nahm ich wahr, dass eine meiner Kühe sehr abnahm, bis sie endlich zu Grunde gieng. Beim Aufschneiden fanden wir die Hinterschenkel dieser Kuh voll Stroh und erkannten, dass es die Hexe gethan.

Die Frau mit dem Schweinskopfe auf der Heuscheuer.

Es war einmal eine geizige Bäuerin, die niemandem ein Almosen reichte. Eines Tages waren von ihrem Mittagsmahle Knödel übrig geblieben. Da kam ein Bettler und bat um ein Almosen. Die Magd reichte ihm schon die Schüssel mit den Knödeln, als die Frau ihr plötzlich eine Mauschelle gab und die Schüssel ihr entriss. Dabei sprach sie zur Magd: „Geh, trag die Schüssel zu den Schweinen!“ Die Magd that, wie ihr geheissen, aber die Schweine verschmähten die Speise und traten sie in den Koth. Des Abends war die Frau weg, und niemand wusste, wohin. Aber jedesmal, wenn die Mägde den Schweinen ihr Futter gaben, sahen sie die Frau in schauerlicher Verwandlung mit den Schweinen fressen. Sie hatte nämlich einen Schweinskopf, alles übrige an ihr war Menschengestalt. Später wurde sie auf die Heuscheuer bei Albendorf verbannt.

Freiwaldau.

Eine Hexe als Kröte.

In einem Dorfe lebten einst zwei Bauern. Der eine war ein sehr wolhabender Mann; denn er hatte ein schönes Haus, viele Felder und obendrein eine hübsche Summe Geld. Der andere, sein Nachbar, war zwar ein rechtschaffener Mensch, fleissig und sparsam, doch hatte er immer Noth und kam oft in die Lage, dass er von seinem reichen Nachbar Brot oder sonstige Lebensmittel ausborgen musste. Eines Abends, als er wieder ganz müde von der Arbeit heimkam, fand derselbe den Brotschrank leer. Sein Weib aber schickte sich bald an, wieder zu dem reichen Nachbar zu gehen, um ein Brot auszuborgen. Sie kam an die Thür des Nachbars und fand sie verschlossen. Da klopfte sie an, aber es machte ihr niemand auf. Traurig wollte sie eben wieder von der Schwelle treten, da

hörte sie die Stimme des Nachbars: „Du Weib, höre, die Nachbarin will gewiss wieder etwas ausborgen, und doch hat sie noch nicht die frühere Schuld zurückgezahlt.“ Da antwortete ihm das Weib: „Geh, lass es gut sein, ich bekomme es ja zehnfach zurück. Du weisst es, wenn ich als Kröte auf das Feld des Nachbarn komme, so entziehe ich dem Dünger den Saft und führe ihn unserem Felde zu. Freilich haben sie schon oft nach mir geschlagen, aber das schadet mir nichts; wenn sie mich nicht mit einer Hacke zerhacken, so bleibe ich doch immer unversehrt.“ Die arme Nachbarin hatte dieses Gespräch gehört, sie gieng in ihr Haus und erzählte ihrem Manne, was sie vernommen. Als sie nun des andern Tages auf's Feld giengen, nahmen sie eine Hacke mit. Noch hatten sie nicht lange gearbeitet, so kam eine grosse Kröte und setzte sich auf den eben ausgeführten Dünger. Da gieng der arme Bauer hin und zerhackte die Kröte in der Mitte. Bald hörten sie, dass die reiche Nachbarin gestorben sei; der Schlag war für sie vernichtend, ihre Zauberkraft war gebrochen. Der arme Bauer aber brachte es nun bald so weit, dass er nicht nöthig hatte, um fremde Hilfe zu bitten.

Odrau.

Die wallfahrende Kröte.

In Setzdorf war einst ein Weib, die oft nach Maria Zell wallfahren gieng. Als sie einmal mit einigen Leuten zurückkam, sagte sie zu ihnen: „Auf's Jahr wandre ich wieder nach Maria Zell, und wenn ich auf den Knien krabbeln müsste, wie eine Kröte.“ Aber sie starb während des Jahres. Als die Leute das nächste Jahr wieder dahin giengen, fand sich eine Kröte unter der Menschenmenge. Die Leute schlugen das Thier und stiessen es mit den Füßen. Als sie es lange genug geschlagen hatten, gab es doch einige unter ihnen, welche sprachen: „Jetzt lasst sie, es kann ja eine arme Seele sein, welche hier leiden muss.“ Da liessen sie die Leute ferner in Ruh, und die Kröte gieng bis

in's Kloster. Dort krabbelte sie bis zum Bilde der Mutter Gottes und streckte alle vier Füsse von sich. Da flog nun eine weisse Taube in die Höhe, und keine Kröte war mehr zu sehen.

Von Wätschländern, die auf einem Mantel in der Luft fahren.

Die Windsbräute galten ehemals für Wätschländer, die auf einem Mantel die Luft durchfahren und die Welt durchwandern. Ein Kuhhirt, der einst von einer Windsbraut ereilt ward, warf mit seinem Messer nach ihr, und konnte es trotz alles Suchens nicht mehr finden. Später kam er zum Militär und wurde nach Wätschland (Italien), versetzt. Dort traf er in einem Hause einen Mann, der ihn wie einen alten Bekannten aufmerksam zu betrachten schien. Zugleich ward er bei ihm ein Messer gewahr, das auch seine Aufmerksamkeit erregte. Als er dasselbe eine Weile betrachtet hatte, sprach der Wätschländer zu ihm: „Nun, kennst du das Messer noch? Mit diesem Messer hast du mich einst, als ich, wie das unser Los ist, in der Luft auf meinem Mantel als Windsbraut in der weiten Welt herumzog, geworfen und der Art verwundet, dass ich lange Zeit daran zu heilen hatte.“

Jauernig.

Eine Seele geht trinken.

Ein Mann und sein Weib lagen einmal Nachts jedes in seinem Bette. Da fieng es den Mann an ungewöhnlich zu dürsten, und er klagte es seinem Weibe. „Lass es doch sein,“ sprach das Weib, „ich habe kein Wasser zur Hand.“ Nach einer Weile wollte das Weib, welches nicht mehr einschlafen konnte, wieder mit dem Manne reden, aber er gab ihr keine Antwort. Sie glaubte, er sei wieder eingeschlafen, gerieth jedoch in grosse Angst und versuchte es endlich, den Mann aufzuwecken. Sie konnte ihn aber trotz Rufens und

Rütteln nicht zum Erwachen bringen. Hierauf machte sie ein Licht und trat damit vor das Bett ihres Mannes. Zu ihrem Schrecken fand sie, dass der Körper leblos sei. Und in diesem Augenblicke schlüpfte eine kleine Maus zum offenen Kammerfenster herein und kroch dem Manne in den Mund. Sogleich kam er wieder zum Leben, und sein Durst war gelöscht. Die Maus war die Seele des Mannes, sie hatte seinen Leib verlassen, um trinken zu gehen.

Jauernig.

Bläuliche Flammen am Erdboden deuten Schätze an.

Öfter soll man zur Nachtzeit, insbesondere während der Christnacht und während der Passion am Palmsonntage und Charfreitage, sowie am Ostersonntage einzelne bläuliche Flammen oder kleine, meist bläuliche Feuer auf der Erde sehen. Ist man klug, so wirft man irgend etwas hinein, am besten ein Stück Eisen oder einen geweihten Gegenstand. Das Feuer erlischt dann sofort, und ein reicher Schatz liegt da. Nur darf man, während man an der Stelle, an welcher der Schatz sich befindet, beschäftigt ist, durch nichts sich bestimmen lassen, auch nur ein Wort zu reden. Das können aber die wenigsten beobachten; denn es erscheinen denen, welche den Schatz heben wollen, die abenteuerlichsten Gestalten, die ihnen irgend einen Ausruf des Schreckens oder des Unwillens entlocken.

Jauernig, Zuckmantel.

Schatzgräber.

Einige Männer wussten eine gewisse Stelle, wo unter einem grossen Steinhauften ein Schatz verborgen war. Sie verabredeten mit einander Tag und Stunde, wo sie den Schatz heben wollten, und gaben sich das unverbrüchliche Versprechen, während der Arbeit kein Wörtchen zu sprechen, damit ihnen der Schatz nicht

verloren gehe. Zur festgesetzten Stunde kamen sie an dem Orte zusammen und machten sich stillschweigend an die Arbeit. Als der Steinhauften bereits weggeschafft, und der Kessel mit dem Schatze schon sichtbar geworden war, fiengen sie an, ohne die Lippen zu öffnen, wie auf ein gegebenes Commando den Kessel in die Höhe zu heben. In demselben Augenblicke kam ein Hase auf einem „Butterstriezel“ daher geritten und fragte: „Habe ich noch weit in die Stadt?“ Da sagte einer von den Männern: „Such’ du uns zu Pätshke!“ Im Nu sank der Geldkessel in die Tiefe hinab und war nicht mehr zu sehen.

Weidenau.

Der gehobene Schatz.

Ein reicher Bauer, der ein grosser Geizhals war, wollte sein Vermögen seinem Sohne nicht erblich hinterlassen. Er beschloss daher, es zu vergraben und dem Teufel zur Ueberwachung anzuvertrauen. Zu diesem Bauer kam nun öfter ein Bettler über Nacht, und der Bauer gestattete ihm in der Scheuer zu schlafen. In einer Nacht, die der Bettler in der Scheuer zubrachte, kam der Bauer mit einer Futterschwinge voll Geld, machte ein Loch und legte das Geld hinein. Darauf gieng er fort, ohne das Loch wieder zuzuschütten. Der Bettler stand auf, nahm sich Geld, so viel er haben wollte, und legte sich wieder nieder. Bald darauf kam der Bauer wieder und brachte noch eine Schwinge voll Geld. Als er auch diese versenkt hatte, machte er das Loch zu und sagte: „Nun Kuba,“ so nannte er nämlich den Teufel, „bewache mir das Geld gut, und gib es nicht eher heraus, als bis du von neun Brüdern das Herz gesehen hast; wol verstanden!“ Darauf entfernte er sich. Als er gestorben war, hinterliess er seinem Sohne nichts; dadurch gerieth dieser in grosse Noth. Da geschah es, dass der ehemalige Bettler, der nun ein wolhabender Mann geworden war, ihn besuchte. Der Sohn klagte ihm seine Noth, und der

Bettler versprach Abhilfe. Er gieng auf ein benachbartes Dorf, woselbst ein Bauer von einer Sau neun „Bürglein“ bekommen hatte. Diese kaufte er dem Bauer ab, schnitt ihnen die Herzen heraus und brachte sie dem Sohne des verstorbenen Geizhalses. „Dein Vater,“ sagte er, „hat in einer Nacht, in welcher ich in der Scheuer übernachtete, sein Geld vergraben und es dem Teufel zur Bewachung übergeben, mit dem Bedeuten, es nicht früher herauszugeben, als bis er das Herz von neun Brüdern gesehen hätte.“ Nun habe er die Herzen von neun jungen „Bürglein“ zusammengebracht, die man ja als die Herzen von 9 Brüdern betrachten könne? Sie giengen mit einander in die Scheuer und riefen: „Kuba! hier hast du die Herzen von neun Brüdern, gib uns das Geld heraus.“ Sogleich öffnete sich der Platz, wo das Geld lag, der Sohn nahm es, und beide verliessen die Scheuer. Kaum waren sie draussen, so entstand ein solches Ungewitter, dass die Scheuer beinahe zusammenstürzte. Von dieser Stunde an lebte der Bettler beim Sohne jenes Geizhalses, und beide waren reich und glücklich.

Wigstadt.

Der versiegelte Schatz.

Ein Bauer vergrub einst in der Scheuer seinen zusammengesparten Geldschatz. Er scharrte mit eigenen Händen ein tiefes Loch, versenkte das Kistchen mit dem Gelde und machte sodann das Loch wieder sorgfältig zu. Als die Stelle zugescharrt, festgetreten und geebnet war, setzte sich der Bauer einige Augenblicke darauf und sprach ziemlich vernehmlich: „Mit demselben Petschafte, womit ich den Schatz jetzt zusiegle, muss er wieder aufgesiegelt werden.“ Zufällig hatte sich, während das vorgieng, der Knecht des Bauers über der Tenne der Scheuer befunden, sich mäusestill verhalten und den ganzen Vorfall gesehen und gehört. Er blieb im Dienste des Bauers, bis dieser starb. Nach seinem Tode nahm er zur Nachtzeit die Leiche,

trug sie in die Scheuer und setzte sie auf die Stelle, wo der Schatz verborgen war. So hob er denselben ohne grosse Mühe; denn die Erde öffnete sich sofort von selbst, und das Geld lag vor ihm.

Zuckmantel.

Der Schatz im Schlosse Kaltenstein bei Friedeberg.

In Kaltenstein steht auf einem Hügel ein altes, verfallenes Schloss, in welchem eine Tonne voll Gold verborgen sein und von einer verwünschten Prinzessin bewacht werden soll. Einst giengen zwei Landleute mit einer Springwurzeln versehen dahin, um den Schatz zu heben. Als sie zur Thüre kamen, die zu dem Schatze führt, berührten sie dieselbe mit der Springwurzeln, und die Thür sprang krachend auf. Sie traten ein und sahen eine grosse Tonne, auf der ein schwarzer Pudel mit rothen Augen sass. Da verwandelte sich dieser plötzlich in eine Schlange, die beiden Schatzgräber aber wurden von Furcht und Angst ergriffen und liefen schleunigst davon.

Das vereitelte Schatzheben.

Unter einem alten Lindenbaume, welcher an der Ecke der Scheuer steht, die gegenwärtig dem Ignaz Böhm in Gurschdorf gehört, soll ein Schatz vergraben liegen. Einmal begaben sich einige Leute Nachts um 12 Uhr mit einer Wünschelruthe an diesen Ort, um den Schatz zu heben. Sie kannten auch die unerlässliche Bedingung, dabei kein Wörtchen zu reden. Während ihrer Anstalten und Bemühungen zeigten sich vor ihren Augen allerlei sonderbare Erscheinungen und Spukgestalten, aber kein Wörtchen kam über ihre Lippen. Da näherten sich ihnen zuletzt auch einige Männer, deren jeder ein Stück Holz trug. Diese machten in der unmittelbaren Nähe der Schatzgräber Halt und schickten sich an, ihre Holz-

stücke zu einem Ganzen zusammenzufügen. Endlich wurde daraus ein Galgen. „Welchen sollen wir nun zuerst aufhängen?“ sprachen die Fremden zu einander. „Nehmen wir den mit dem rothen Käppchen!“ Da rief einer von den Schatzgräbern, welcher eben ein rothes Käppchen trug, ängstlich: „Jesus Maria!“ und verschwunden war der Schatz, den sie schon zu Gesichte bekommen hatten.

Eine ähnliche Sage erzählt das Volk von einem Schatze, der sich in den Kellern der Burgruine Wigstein befindet. Nach Beendigung der Zauberformeln kömmt der Teufel aus dem zwölften Keller auf einem mit Gold gefüllten Fasse geritten. Nachdem er das Fass zu Boden geworfen, dass der Berg erdröhnt, nimmt er verschiedene Gestalten an und schreitet schliesslich auf einen der Schatzgräber zu, der eine rothe Weste trägt, mit den Worten: „Der in der rothen Weste ist mein.“

Ein Schatz in einer Scheuer in Gurschdorf.

In der Scheuer des Hauses Nr. 84 in Gurschdorf liegt ein Schatz begraben. Das wusste schon vor länger als 70 Jahren der bekannte Gärtner Franz aus Woitzdorf. Er setzte sich mit dem damaligen Besitzer der Scheuer in's Einvernehmen und unterzog sich mit dessen Einverständnis und unter dessen persönlicher Mitwirkung der Mühe, den Schatz zu heben. Gärtner Franz besass nämlich ausser dem Höllenzwang auch eine Wünschelruthe nebst Gebrauchs Anweisung, wie man verborgene Schätze heben könne. Er stellte nun seine Gehilfen mit Grabscheit, Hebel und andern Werkzeugen versehen zur Schatzgräberei an, versprach ihnen einen reichen Lohn, wenn keiner von ihnen den gewünschten Erfolg vereitle, und verbot ihnen auf Leben und Seligkeit ein Wörtchen zu sprechen, möge vorgehen, was da wolle. Er stand dabei und leitete das Unternehmen mittelst verabredeter Zeichen. Schon hatten sie einige Schuh tief gegraben und sie merkten am hohlen Tone, den die „Pickhauen“ verursachten, dass

sie dem Schatze sehr nahe waren, als auf einmal ein dreibeiniger Hase knapp an der Scheuer vorbegehüpft kam, der sie neugierig ansah. Jeder gerieth schon in Versuchung zu rufen: Seht! seht! Aber sie erinnerten sich noch früh genug an das Verbot. Sie gruben fort und erreichten endlich den Schatz, es war ein Kessel voll Gold. In dem Augenblicke aber, als sie die Hebel anlegen wollten, sprengte ein Reiter so schnell vorbei, dass die Luft sauste. Auch dadurch liessen sie sich nicht irre machen, sondern schwiegen beharrlich. Nach einer kleinen Weile kam ein Knabe auf einer Mulde gerutscht, so langsam, dass er kaum vom Flecke kam. Der Knabe fragte sie, ob er wol bald den Reiter einholen werde, der eben vorbeigeritten sei. Die Drolligkeit der ganzen Erscheinung, sowie die Frage machte einen der Arbeiter auf einmal so selbstvergessen, dass er die Worte sprach: „Du Narr, du willst mit deiner Mulde den Reiter einholen!“ Im Nu versank der Schatz in die Tiefe, und der kleine Rutscher war sammt seiner Mulde verschwunden.

Schatzheben am Palmsonntage, Charfreitage und Ostersonntage.

In der Nähe von Wischkowitz soll vor Zeiten im Walde ein befestigtes Schloss gestanden sein, das wegen der grossen Lasterhaftigkeit der Bewohner versank. Am Palmsonntage eines jeden Jahres, heisst es, thut sich die Erde an jenem Platze auf und man sieht ungeheure Schätze im Innern.

Einst gieng am genannten Tage während der Passion eine Frau mit ihrem Kinde dort vorüber. Sie sah die ungeheueren Schätze und konnte der Versuchung nicht widerstehen, in die Öffnung hineinzugehen. Sie raffte in der Eile schnell zusammen, soviel sie zusammenbringen konnte, und trug es heraus. In diesem Augenblicke schloss sich die Öffnung. Die Frau aber hatte über dem Golde ihr Kind vergessen. Unglücklich trotz der Reichthümer gieng sie nach

Hause, erzählte dem Pfarrer des Ortes den ganzen Hergang und bat ihn um Rath. Dieser konnte ihr keinen andern Trost geben, als geduldig bis zum künftigen Palmsonntage zu warten. Als dieser gekommen war, gieng sie wiederum an den Ort, und siehe, die Erde öffnete sich abermals an derselben Stelle, und es stand das Kind mitten unter den Goldvorräthen frisch und gesund da, einen Apfel in der Hand haltend. Diesmal griff die Frau nur nach dem geliebten Kinde und brachte diesen ihren theuersten Schatz eiligst nach Hause. Das Kind aber starb bald darauf.

Gleiche und ähnliche Sagen knüpfen sich an die Ruine Reichenstein bei Jauernig, an die Schellenburg bei Jägerndorf, an die Ruine Kaltenstein bei Friedeberg, an den Hausberg bei Hennersdorf und an den Milchberg bei Odrau. Auf der Ruine Kaltenstein öffnet sich am Charfreitage jedes Jahres, während in der Kirche die Passion gelesen wird, auf den Ruf: „Schöne Spröde, mach' auf!“ die Thür, die zu dem verborgenen Schatze führt. Während man hierauf in kurzen Absätzen ein dreimaliges „Raff! Raff! Raff!“ hört, kann man Gold mit vollen Händen nehmen. Mit dem dritten Rufe schliesst sich die Thüre wieder. — Von dem Hausberge unweit Hennersdorf erzählt man, dass am Palmsonntage während der Wandlung ein feuriger Pudel dreimal um den Berg herumläuft und ebenso oft ein lautes „Rafft!“ ertönen lässt. — Bei der Kapelle auf dem Milchberge nächst Odrau hält in der Mitternachtsstunde vom Ostersonntage auf den Oster-sonntag ein feuriger Stier zwei Schlüssel im Rachen, welche die beiden Thüren öffnen, die zu dem Schatze führen. Hat man vor Ablauf der Mitternachtsstunde das Gemach, in dem der Schatz liegt, verlassen, so wird man von einem Priester, dem „Mönchpater,“ bis zur Kapelle zurückgeleitet. Auf dem Hausberge sowol, als auch auf dem Milchberge standen nach dem Volksglauben an den Stellen, wo jetzt die Schätze verborgen liegen, einst ebenfalls feste Schlösser, die wegen des verbrecherischen Lebens der Besitzer mit allen Bewohnern und Schätzen versanken.

Der Weinbrunnen in Werdenberg.

Am heiligen Abende soll in jeder christlichen Familie nach sechs Uhr jeder Handel und Wandel eingestellt werden. Trotzdem rollte einmal an diesem Tage nach jener Stunde ein mit Wein beladener Wagen durch Werdenberg. Plötzlich aber erscholl ein donnerartiger Knall, und schon im nächsten Augenblicke war das ganze Gespann sammt dem Lenker desselben in die Erde verschwunden. Alsbald aber sprudelte eine Quelle des besten Weines hervor. Bis heute noch befindet sich dort ein Brunnen, welcher der Weinbrunnen heisst.

Wasser verwandelt sich in Wein.

Am heil. Abend wird in der Mitternachtsstunde alles Wasser zu Wein. Einst gieng ein Mädchen am heil. Abend nach 12 Uhr zum Brunnen, um Wasser für ihren kranken Vater zu holen. Als sie nach Hause gekommen war, trank der Kranke aus dem Wasserkrüge und fragte hierauf, woher sie den guten Wein geholt habe. Sie sagte, dass es Wasser aus dem gewöhnlichen Brunnen sei. Der Vater that sodann noch einen tüchtigen Zug und war von dieser Stunde an gesund.

Ein Knecht, der davon gehört hatte, begab sich nächstes Jahr ebenfalls zu diesem Brunnen. Er kostete wiederholt das Wasser, ob es bald in Wein verwandelt sei. Endlich schmeckte es wie Wein. Er füllte sich ein grosses Gefäss damit an, neigte sich aber dann nochmals zum Brunnen hinab und trank nach Herzenslust. „Ach, das ist ein guter Wein!“ rief er nun aus. Eine Stimme aber ertönte aus dem Brunnen: „Und du bist mein.“ Plumps, lag er im Wasser und konnte sich nur mit Mühe aus dem Brunnen emporarbeiten.

Das Madonnenbild in der Wagstädter Pfarrkirche.

In der Oberstadt in Wagstadt, auf dem Wege zur sogenannten weiten Kapelle, steht isoliert ein Haus, an das eine hölzerne Kapelle angebaut ist, der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht. An der Stelle des genannten Hauses soll früher eine grosse Kirche gestanden sein. Zur Zeit grosser Bedrängnis jedoch, die über die Stadt hereingebrochen war, wurde dieses Gotteshaus vernachlässigt, ja sogar an einen Privatmann verkauft, welcher freilich die freventliche Entweihung der Kirche hart büssen musste. Alle seine Kinder, heisst es, kamen als Krüppel zur Welt. Das Madonnenbild, das jetzt den Hochaltar der Pfarrkirche schmückt, soll dieser Kirche entnommen sein. Das Volk erzählt darüber Folgendes: Nachdem man das Bild ohne Festlichkeit in die Pfarrkirche gebracht und daselbst aufgestellt hatte, bemerkte man am nächsten Tage zu nicht geringem Erstaunen, dass das Bild verschwunden war. Nach langem Suchen fand man es endlich an seiner früheren Stelle. So geschah es auch bei einer zweiten und dritten Übertragung. Da endlich beschloss man das Bild in feierlicher Procession in die Kirche zu übertragen. Unter zahlreicher Begleitung des Volkes wurde es von der Geistlichkeit in die Stadtpfarrkirche gebracht, und diesmal blieb es an seiner neuen Stelle und dient noch immer zu einer besonderen Zierde des Hochaltars. Die eingangs erwähnte Kirche soll in früheren Zeiten ein sehr besuchter Gnadenort gewesen sein, zu dem jährlich unzählige Kranke und Presshafte wallten, die dort in dem Wasser des Brunnens, welcher sich unter der Kapelle befindet, Erleichterung und Heilung fanden. Noch heute geben Krücken und andere in der Kirche aufbewahrte Gegenstände Zeugnis von der Wirkung des Wassers und von der Fürbitte der Mutter Gottes.

Maria auf der Bründl-Heide.

Nach einem alten Manuscripte; dem Programm-Aufsatze des Neisser Gymnasiums v. J. 1845 und mündlich.

Am Abhange der Bründl-Heide, welche auch der rothe Berg genannt wird und die Grenzscheide zwischen Mähren und Schlesien bildet, steht eine Kapelle, neben der eine eingefriedete Quelle sich befindet, ein „Bründl“, von welchem der Berg den Namen hat. Die Quelle, gewöhnlich das Heide-Bründl genannt, gilt für wunderthätig. Über ihre Entstehung erzählt das Volk nachstehende Sage.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts lebte im Dorfe Reitenhau in Mähren ein Förster, Namens Franz Niewall, der in Žerotin'schen Diensten stand. Dieser verfolgte einst auf der Jagd einen Hirsch bis zu der Stelle, wo heute die Kapelle „Maria auf der Bründl-Heide“ steht, und schoss ihn nieder. Darauf legte er denselben, um ihn auszuweiden, bei der dort befindlichen Quelle so hin, dass ihm das Wasser in die klaffende Wunde träufelte. Diese schloss sich, und das Edelwild sprang geheilt über den Abhang des Berges pfeilschnell davon.

Nach einer andern Erzählung schlug der getroffene Hirsch an der Stelle, wo jetzt der Brunnen quillt, mit seinem Hufe die Erde, und augenblicklich quoll Wasser hervor, das dem edlen Thiere die Wunde heilte.

Seine Heilung schrieb man der wunderbaren Kraft jener Quelle zu. Später wurde Niewall nach Brandeis in Böhmen versetzt, wo nach einiger Zeit eine ansteckende Hautkrankheit ausbrach, von der auch er und seine Familie heimgesucht wurden. Niewall war ein frommer Mann, der täglich die fünf Wunden Christi verehrte. Da träumte ihm, er solle sich, wenn er des Aussatzes ledig werden wolle, im Wasser jenes Brunnens waschen, an dem ihm einst der erlegte Hirsch entlaufen war. Er theilte dies seiner Frau mit, und nach kurzer Widerrede von ihrer Seite machte er

sich sammt den Seinigen auf den Weg zum Heide-Bründl. Zuerst wusch sich Niewall, dann seine Familie, und alle wurden gesund. Zum Danke für die wunderbare Rettung liess Niewall auf Ahornholz die fünf Wunden Christi malen und hieng das Bild an einer Steinsäule auf, welche er gleichfalls daselbst errichten liess. Als später immer mehr Leute, die dahin wallten, Heilung fanden, wurde die Quelle überdacht und das Bild in eine an jener Stelle erbaute Kapelle übertragen. Zur Zeit Kaiser Josephs kam dasselbe in die Ullersdorfer Kirche. In die vor mehreren Jahren renovierte Kapelle stellte man ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes. Aus Mähren, Schlesien und der Grafschaft Glaz wallfahren noch heute viele andächtige Leute dahin. Auch davon weiss das Volk Wundersames zu erzählen.

Der Fuhrmannsstein nächst dem Heide-Bründl.

In südöstlicher Richtung vom Heide-Bründl bei Oberthomasdorf befindet sich ein gewaltiger, schon von weitem sichtbarer Stein, der sogenannte Fuhrmannsstein, von dem sich folgende Sage erhalten hat. Einst sollte ein Fuhrmann aus einem Dorfe in's andere Brot überführen. Als er in die Gegend gekommen war, in der jetzt der erwähnte Stein sich befindet, wurde der Weg so schlecht, dass er nicht vorwärts kommen konnte. Er trieb die Pferde an, betete, fluchte, lästerte Gott und rief endlich den Teufel um Hilfe an. Dieser erschien sogleich und ertheilte ihm den Rath, sich mit dem geladenen Brote den Weg zu pflastern. Der Fuhrmann säumte nicht, es auszuführen. Als er nun so den Weg ausgepflastert hatte und darüber hinwegfahren wollte, wurde er zur Strafe für diesen Frevel sammt Pferd und Wagen in einen Steinfelsen verwandelt, der zur Erinnerung der Fuhrmannsstein genannt wird.

Der steinerne Junge bei Jungferndorf.

In Jungferndorf trieb einmal ein „Kühjunge“ seine Herde auf die Weide. Dort zog er das Brot, das ihm sein Dienstherr mitgegeben hatte, aus der Tasche und mismutig darüber, dass er wol Brot, aber keine Butter habe, legte er dasselbe auf die Erde, nahm die Peitsche und hieb darauf los mit den Worten: „Brot, gib mir Butter!“ Kaum hatte er das ausgeredet, so wurde er in einen aufrecht stehenden Stein verwandelt. Heute noch wird der Stein neben der Strasse oberhalb des Koblitzberges westlich von Jungferndorf, das in früherer Zeit Koblitzdorf oder Kobelsdorf geheissen haben soll, gezeigt. Pater Kirchmann, ein ehemaliger Localcaplan in Jungferndorf, hat darauf ein kleines, eisernes Crucifix anbringen lassen.

Die versunkene Mühle in Stubendorf.

In Stubendorf bei Hotzenplotz ist ein Teich, dessen Wasser einen unangenehmen Geruch verbreitet. An der Stelle dieses Teiches soll einst eine Mühle gestanden sein, die aber eines Tages versank, weil die Müllerin aus den Brotwecken die „Weichel“ herausnahm und die so ausgehöhlten Wecken als Schuhe verwendete.

Die Wundersäule zwischen Gostitz und Überschaar.

An der Grenze zwischen Gostitz und Überschaar steht eine sehr alte hölzerne Säule. Von dieser erzählt man Folgendes. Vor alter Zeit hütete ein Hirt Kühe an jener Stelle und hieb auf eine derselben, welche nicht nach seinem Wunsche weidete, grausam ein. Da kam ein alter Mann und verwies ihm das ernstlich. Der Kuhhirt aber antwortete mit Scheltworten, worauf der Alte die Verwünschung aussprach, er möge

in einen Baumstumpf verwandelt werden. Und sogleich ward der Hirt zu jener Säule, die noch jetzt die Grenzscheide der beiden Dörfer bildet. Wenn man dieselbe anschneidet, so soll Blut herausfließen.

Gestrafter Frevel.

Einmal gieng ein Vater mit seinem Sohne während eines heftigen Gewitters über Feld. Weil es stark donnerte, sprach der Sohn zu seinem Vater: „Horch', Vater, jetzt schiebt unser Herrgott Kegel.“ Da fuhr ein Blitz aus einer Wolke und erschlug den frevelnden Knaben.

Jauernig, Weidenau.

Die Hostie am Kreuze in der Niederthomasdorfer Kirche.

In der Kirche zu Niederthomasdorf ist ein Kreuz aus Birnbaumholz. Es ist ein Schuh hoch, und auf dessen Rückseite befindet sich an einer Gabel aus Holz geschnitzt eine Hostie. Dem „Pfarrbuche“ zufolge erinnert dieses Kreuz an ein geschehenes Sacrillegium. Es soll nämlich einst aus der Gegend von Münsterberg ein Soldat auf Urlaub nach Hause gekommen sein, den man überredet hatte, er würde zu viel Geld kommen, wenn es ihm gelänge, eine consecrierte Hostie bei sich zu tragen. Der Mann geht zur heil. Communion, lässt die heil. Hostie in das Gebetbuch fallen und trägt dieselbe sodann zu dem erwähnten Zwecke bei sich. Wie aber der Reichthum immer noch nicht kommen will, verliert er die Geduld, geht in einer rabenschwarzen Nacht auf das Feld hinaus, spießt die Hostie an einen Birnbaum und fängt an, furchtbare Verwünschungen und Flüche auszustossen. Da sieht er sich auf einmal von einem Feuermeer umgeben, das ihn die einzelnen Gegenstände genau erkennen lässt. Es überkömmt ihn eine namenlose Furcht und Angst. Zitternd und bebend nimmt

er die Hostie wieder vom Baume herab und genießt dieselbe, was ihm jedoch nur schwer gelang, da sie hart wie Rinde geworden war. Zu Hause angelangt wurde er krank und bekannte seinen Frevel. Zur Strafe dafür wurde ihm die rechte Hand abgehauen, worauf er starb. Als Erinnerung wurde jenes Kreuz aus dem Birnbaume, an den der Soldat die Hostie gespiesst hatte, geschnitten.

Der wunderbare Geldvorrath.

Ein „Kratzelmacher“*) wohnte Armut's halber lange Zeit in einer Waldhöhle. Beim Ausgehen kam er einmal auf einen mit Steinen gepflasterten Weg. Da trat er auf einen Stein, welcher wackelte. Er dachte: Die andern Steine liegen doch alle fest auf dem Boden, nur der eine wackelt, warte, ich will schauen, was darunter ist. Er hob den Stein und fand darunter ein Kästchen voll Geld. Schon wollte er nach dem Gelde greifen, da rief eine Stimme aus dem nächsten Gebüsch: „Nimm dir nicht mehr, als 25 Gulden.“ Er folgte und nahm wirklich nicht mehr. Nachdem er das Geld auf nothwendige Bedürfnisse in bester Weise verbraucht hatte, gieng er wieder an den Ort, und dieselbe Stimme rief abermals: „Nimm nicht mehr, als 25 Gulden.“ Er begnügte sich wieder damit, gieng fort und benutzte das Geld wie früher. So hatte er denn nicht mehr nöthig die armselige Beschäftigung zu treiben, mit der er sich vordem genährt hatte. Er kam im Gegentheile nach und nach zu Vermögen. Aber das Glück machte ihn übermütig. Einmal nun wollte er sich wieder Geld holen. Er hörte dieselbe Stimme wie sonst jedesmal, gab aber die trotzigere Antwort: „Such' du mich im Krautgarten!“ Da verschwand

*) „Kratzlamacher“ heisst ein Mann, der sich mit der Verfertigung von sogenannten Spinnkratzenbrettchen beschäftigt, das sind flache Brettchen, in welche spitze Drahtzinken eingetrieben werden, um das Werg damit zu kämmen.

auf einmal das Kästchen sammt dem Gelde, und er konnte keines mehr holen. Nach und nach musste er sich wieder seinem ehemaligen dürftigen Gewerbe widmen und froh sein, damit sein Leben fristen zu können.

Jauernig, Weidenau.

Der Moosebruch und seine Sagen.

Nach einem alten Manuscripte; dem Oppaland von Ens; der Moravia v. J. 1815 und 1847; dem Programm-Aufsatz des Neisser Gymnasiums v. J. 1845; nach einem Manuscripte der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Bei dem Dorfe Reihwiesen breitet sich die ansehnliche Hochfläche des Moosebruches aus. Man sagt, dass er früher ganz bewachsen gewesen. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Torfinoore, dessen Boden unter den Füßen zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Tritte hervorquellen lässt. Der grosse Teich hat die Gestalt eines Dreieckes, der kleinere hingegen ist rund. An der Stelle des grossen Teiches soll einst eine bedeutende Stadt gestanden sein, Hunstadt genannt. In diese kamen auch einst die mährischen Apostel Cyrillus und Methodius, um die Bewohner vom Heidenthume zum Christenthume zu bekehren. Diese jedoch jagten die heilbringenden Männer unter Hohn und Spott und Qual zu den Thoren hinaus. Die Vertriebenen beteten für ihre Feinde, riefen aber auch einen dreimaligen Fluch über das ruchlose Volk der Stadt aus. Sogleich entstand ein furchtbarer Donner, und die Stadt sammt ihren sündenbeladenen Einwohnern versank vor ihren Augen, und an der Stelle, wo die Stadt gestanden, bildete sich ein „See.“ Andere bringen die Sage von der Vertilgung der „Hunenstadt“ in Verbindung mit einem Schüler der beiden Apostel Mährens. Dieser kam, von Methodius und Cyrillus abgesandt, über den rothen Berg und weiterhin an den „Predigtstühlen,“ einer Felsengruppe am hohen Urlich, vorbei nach Hunstadt. Nach derselben Erzählung erhielten der rothe Berg sowol, als auch die „Predigtstühle“ infolge dieser Bekehrungsreise ihre Namen. Auf dem rothen Berge

nämlich brachte der Mann Gottes eine Nacht unter den wilden Bestien des Waldes zu. In seiner Noth und Bedrängnis nun trat ihm das Blut aus den Poren. Und von den „Predigtstühlen“ aus verkündete er einer zahlreich versammelten Volksmenge die Lehre des Heiles.

Dort wo jetzt der kleine Teich zu sehen ist, soll einst eine Kirche gestanden sein, die zu einem in der Nähe von Hunstadt gelegenen Dorfe gehörte. Noch jetzt wollen bei hellem Sonnenscheine die Umwohner in den beiden Moosebruchteichen Mauern und Thurmspitzen sehen. Auch grosse Fische von schwarzer Farbe und seltener Gestalt halten sich dort auf, sowie andere Wunderthiere, die aus der Ostsee, mit welcher der Moosebruch zusammenhängen soll, dorthin kommen. Man hört in dem grössern der beiden Teiche oft ein schreckliches Getöse und glaubt, dass einmal das Wasser mit ungeheurer Kraft aus dem Becken treten und die Gegend ringsum überfluthen werde.

Der im Moosebruchteiche gefundene Binderschlägel.

Vor alten Zeiten lebte in Freiwaldau ein ehrsamer Bindermeister, der seinen Sohn zu demselben Handwerke erzog. Beim Beginn der Wanderjahre erhielt er von seinem Vater einen meisterhaft gearbeiteten Binderschlägel mit dem Auftrage, denselben sorgfältig zu bewahren. Der junge Handwerksbursch durchwanderte die Welt in den verschiedensten Richtungen. Einst kam er auch an die Ostsee und bestieg ein Schiff, um sich nach einem fernen Lande bringen zu lassen. Während der Fahrt aber litt er Schiffbruch. Alle seine Habseligkeiten, unter diesen auch der liebe Schlägel, giengen verloren; mit genauer Noth rettete er sein Leben. Eines Tages nun angelten einige Knaben aus Freiwaldau im grossen Moosebruchteiche, um einen von den seltenen Fischen zu fangen, die sich dort aufhalten sollen. Nach kurzer Zeit zieht einer derselben an seiner Angel einen schweren Klumpen heraus.

Bald erkennt man in dem Klumpen einen Binderschlägel. Die Knaben eilten nun nach Freiwaldau zurück und boten den Schlägel in einem Wirtshause zum Verkaufe an. Zufällig befand sich unter den Gästen auch der Bindermeister. Sobald dieser den Schlägel erblickt, langt er nach demselben. Schnell schraubt er ihn auseinander und nimmt ein Goldstück aus demselben heraus, indem er erklärt, dass das derselbe Schlägel sei, den er seinem Sohne auf die Wanderschaft mitgegeben. Die Münze habe er ohne Wissen seines Sohnes dort eingeschlossen. Einige Zeit darauf kehrte der Sohn des Binders in die Heimat zurück. Als er unter seinen übrigen Erlebnissen auch von seinem Schiffbruche und von dem Verluste seines Schlägels erzählte, erinnerte man sich der alten Sage, dass der Moosebruch mit der Ostsee zusammenhänge.

Die Schätze des Moosebruchteiches.

Ungeheure Schätze liegen in dem grossen Moosebruchteiche versenkt, die Kostbarkeiten und Reichthümer der Bewohner der untergegangenen Stadt. Wälsche sind vor Zeiten dahin gekommen und haben viele Kleinodien aus der Tiefe des Wassers herausgeholt. Eines Tages kam ein stattlicher Reiter in die Gegend des Moosebruches. Derselbe bat einen dort beschäftigten Arbeiter, ihm die Teiche zu zeigen. Der Angeredete willfahrte dem Fremden und geleitete ihn an den Rand des grösseren Teiches. Hier erklärte der Fremde, dass er aus Wälschland komme und in den im Teiche befindlichen Moosen Schätze suchen werde. Darauf stieg er von seinem Pferde herab und erklärte dem Führer, er werde jetzt in das Wasser hinabsteigen, und wenn binnen einer Stunde weisser Schaum heraufsteige, so werde er Schätze mitbringen und sie mit ihm theilen. Steige aber rother Schaum herauf, dann solle er, ohne sich umzuwenden, das Pferd hinwegführen und es zum Andenken behalten. Hierauf stürzte sich der Wälsche mit einem Stabe

versehen in die Tiefe. Der Führer harrte mit dem Rösslein am Ufer des Teiches und erst, als er aus der Tiefe weissen Schaum emporsteigen sah, sprang er von demselben wieder herab und eilte dem Teiche zu. Der Fremde kam ganz erschöpft aus dem Wasser heraus, bestieg das Pferd, warf dem Führer ein Beutelchen zu und ritt davon. Der Arbeiter aber besah sich das Beutelchen, und als er nichts, als Erbsen ähnliche Kügelchen darin fand, warf er dasselbe weg. Nach einigen Wochen schickte der Wälsche einen Mann um diesen Beutel. Dieser leugnete, denselben erhalten zu haben, und wollte überhaupt von dem Wälschen nichts wissen. Der Fremde aber zeigte ihm einen Beutel mit Goldstücken, welche er gegen den andern Beutel eintauschen sollte. Nach langem Suchen fand man endlich den Beutel; der Fremde tauschte ihn für schweres Gold um und nahm ihn mit.

Eine andere Sage berichtet, dass in dem grossen Teiche ein Edelstein von ungeheurem Werthe sich befinde. Diesen habe einst ein Wälschländer bereits bis auf die Oberfläche des Wassers gebracht. Dort aber sei er ihm plötzlich entfallen. Er sei ihm zwar nachgesprungen, aber nicht mehr herausgekommen. Der See habe dann angefangen zu sprudeln und sich roth zu färben. Derjenige, der dem Wälschen das Pferd gehalten, habe sich sodann mit demselben entfernt.

Eine andere Sage über die Entstehung des Moosebruches.

Über die Entstehung des Moosebruches lebt im Munde des Volkes noch eine andere Sage:

In alter Zeit stand an der Stelle des jetzigen Torfmoores eine blühende Stadt, welche den Namen Hunstadt führte. Die Einwohner derselben ernährten sich grösstentheils von der Viehzucht. Sie lebten in Hülle und Fülle, aber auch in Sünde und Laster. Bei einem der bedeutendsten Besitzer dieser Stadt hütete ein Knabe von etwa 15 Jahren die Kühe. Da geschah

es, dass eines Tages der Schaffer, der die Dienstleute mit Nahrung für den ganzen Tag zu versorgen hatte, dem Knaben nur trockenes Brot in die Hirtentasche steckte. Der Knabe trieb die Herde auf den gewöhnlichen Weideplatz und gesellte sich alsbald zu den Hirten der Nachbarn. Als es Mittag wurde, zog jeder der „Kühjungen“ seine Butterschnitte hervor. Dasselbe wollte auch unser Hirt thun. Aber wie erstaunte er, als er nur trockenes Brot fand. Ergrimmt warf er das Brot auf den Boden, nahm seine Peitsche und hieb auf dasselbe los. Doch Welch Entsetzen für ihn! aus dem Brote quollen Blutstropfen hervor. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren wie gelähmt. Da liess sich aus dem nahe gelegenen Walde eine Stimme vernehmen: „Weil du meine Gabe mit Peitschenhieben entwürdigst hast, so sollst du zur Strafe in diesen Wäldern bis zum jüngsten Tage herumirren und die gottlosen Leute necken und quälen. Aber auch die sündhaften Mitbewohner der Stadt will ich strafen, ein Regenguss soll ihren Untergang herbeiführen.“ Und also geschah es auch. Am folgenden Tage entstand ein furchtbarer Regenguss, welcher die Stadt vernichtete. Nur wenige retteten sich und ihre Habe in die umliegenden Ortschaften. An der Stelle derselben bildete sich ein ausgedehnter Sumpf. Später erbauten in der Nähe einige Köhler Hütten, diese nannten den Moor Sühnteich (Sintteich). Um diese Köhlerhütten herum entstand nach und nach das Dorf Reihwiesen. Das Kreuz des Kirchthurmes der Hunstadt, das gerettet wurde, prangt noch heutzutage auf der Kirche in Reihwiesen.

Der „Kühjunge“ aber — gewöhnlich „Seehirt“ oder „Moosebruchhirt“ oder „Sühnhirt (Sinhirt)“ genannt — zeigt sich noch heute in jenem Walde bald als guter, bald als böser Geist und schreckt mit seinem unheimlichen „Hohoho“ oder „Doo haar! Doo haar!“ jeden, der sich dem Sumpfe nähert. Gewöhnlich erscheint er, eine Peitsche in der Hand haltend, in leinenen Hosen und blosser Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke, mit einer Brottasche an der Seite. Doch liebt er es auch andere Gestalten anzunehmen.

Der Seehirt als Fischer.

In Schönberg in Mähren lebte vor mehreren Jahrhunderten ein Landwirt, der ausserordentlich habgierig war. Er suchte diese Habgier durch Goldmacherei und Schatzgräberei zu befriedigen und vernachlässigte darüber seine Wirtschaft. Unter andern hatte er von den grossen Reichthümern im Moosebruchteiche gehört und machte sich eines Tages auf den Weg, um diese Schätze zu heben. Als er dort nachsinnend am Ufer des Moores sass, näherte sich ihm ein Fischer und fragte ihn, was ihn in diese Waldgegend führe. Vertrauensvoll theilte er dem Fischer sein Vorhaben mit. Dieser, der niemand anderer war, als der Seehirt, reichte ihm ein Netz mit der Aufforderung, es auszuwerfen, den erlangten Fang aber unverzüglich nach Hause zu tragen. Hierauf verschwand der Fischer. Unser Schönberger aber that, wie ihm geheissen, und zog alsbald einen schweren Sack heraus, mit dem er freudig der Heimat zueilte. Bei den Seinigen angekommen untersuchte er den Sack und fand in demselben einen stattlichen Eselskopf, der einen Zettel zwischen den Zähnen hatte. Auf dem Zettel nun standen die Worte geschrieben: „Weib und Kind sind die einzig wahren Schätze. Damit du aber deine vernachlässigte Wirtschaft wieder gehörig betreiben kannst, findest du unter jedem Zahne deines Ebenbildes hier einen Goldgulden. Sei fleissig und arbeitsam, oder der Seehirt kömmt und dreht dir den Hals um.“

Des Seehirten Rache.

In der Lederwalke bei Freiwaldau befand sich in früheren Zeiten ein Bierschank. Dort kehrte einst ein Fleischbacker ein, der nach Troppau gehen wollte, ferner ein alter Soldat. Dieser wollte desselben Weges gehen und war froh einen Begleiter zu finden. Sie giengen durch den Wald über die „Hundorfhöhe“, bis

sie zu einem freien Platze kamen. Da wurde es auf einmal so finster, dass sie nicht weiter kommen konnten. Sie machten daher ein Feuer an und lagerten sich dabei. Plötzlich hörten sie in der Nähe ein hohl tönendes „Hohoho.“ Der alte Soldat brummte in seinen Bart, was das für ein Lärm sei. Der Fleischer erklärte ihm, dass es der Ruf des Seehirten sei, und gebot ihm zu schweigen, da dieser keine Verhöhnung dulde. „Ach was,“ sagte jener, „was kann mir der thun? er soll uns in Ruh' lassen.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er von einer unsichtbaren Gewalt trotz seines Hilferufens hin und hergeworfen wurde. Nach einiger Zeit kam ein Fuhrmann von Freiwaldau her gefahren, den der Fleischer ersuchte, ihn und seinen Kameraden eine Strecke Weges mitzunehmen. Schweigend lud der Fuhrmann den Soldaten auf, dieser aber schrie laut auf und fiel alsbald vom Wagen herunter. Man hob ihn wieder auf den Wagen und band ihn fest an. Dann fuhren sie weiter, bis die Moorfläche des Moosebruches zu Ende war. Dort hielt der Fuhrmann, band den Soldaten los und warf ihn unsanft zur Erde. Der Fleischhacker wollte um den Fuhrlohn fragen, aber Mann, Ross und Wagen waren verschwunden. Der Fleischer fragte nun seinen Begleiter, weshalb er denn während der Fahrt gar so sehr geschrien habe. Dieser schlug ein Kreuz und antwortete: „Sahst du denn nicht, wie mich der kleine Hirtenjunge zuerst um ein Feuer herumschleppte und auf dem Wagen sodann mich so schlug, dass ich zu sterben glaubte?“ So hatte sich also der Seehirt für die Verhöhnung an dem Soldaten gerächt.

Der Seehirt in Thiergestalt.

Ein Mann aus Freiwaldau kam einst, als es schon Abend wurde, durch Reihwiesen. Im Walde hörte er neben dem Wege ein Schwein grunzen, fand jedoch keinen Hirten dabei. Er glaubte, irgend ein Treiber habe dasselbe von der Herde verloren, und trieb es

daher vorwärts, um nach Dittersdorf zu gelangen, wo er den Eigenthümer zu finden hoffte. Der Weg aber wurde ihm sehr lang. Als endlich der Tag anbrach, sah er sich in einem ihm unbekanntem Thale. Da kam ein kleines Hirtenmännchen auf ihn zu. Dieses fragte er, zu welchem Dorfe die Häuser gehörten, die in der Nähe zu sehen waren. „Zum Holunder,“ antwortete das Männchen und war im Nu sammt dem Schweine verschwunden.

Manchen soll das Zusammentreffen mit dem Seehirten sogar das Leben gekostet haben, wie einen Mann aus Freiwaldau, der das „Hohoho“ desselben nachäffte. Der Seehirt erschien ihm sofort als schwarzer Pudel, ängstigte und verletzte ihn der Art, dass er kurz darauf starb.

Der Seehirt als Pferdefreund.

Ein Mann fuhr einst mit schwerer Ladung aus Freiwaldau über die Hundorfhöhe. Noch vor der „Tacke,“ dem Plateau des Berges, schickte er die gedungene Vorspann zurück, sah jedoch bald, dass die Last für ein Pferd viel zu schwer sei. Mit grosser Mühe kam er bei eintretender Dämmerung zu der schon etwas morschen Brücke am Moosebruche. Daselbst trieb er seinen Fuchs nur noch mehr an; dieser aber blieb auf einmal trotz Zuruf und Peitschenhieben stehen und konnte nicht weiter gebracht werden. Da gieng auf einmal ein Männchen mit einer Peitsche in der Hand um das Pferd herum und redete den Fuhrmann an: „Dein Pferd,“ sagte es, „wird nicht weiter gehen, denn es hat ein Bein gebrochen.“ Als der Fuhrmann nun in Klagen ausbrach, fuhr das Männchen fort: „Geh nach Reihwiesen, dort hat ein Mann einen Fuchs, der dem deinen sehr ähnlich ist, biete ihm 70 Gulden dafür, er wird dir denselben überlassen.“ Der Fuhrmann sagte, er wolle es thun, obwol er nicht glaube, dass er das Pferd für diesen Preis erhandeln werde. Das Männchen beschwichtigte seine Besorgnisse und

trieb ihn zur Eile an, damit das kranke Pferd ohne Zeitverlust getödtet und eingescharrt werden könne. Um seine übrigen Sachen möge er unbesorgt sein, niemand werde ihm davon etwas stelen. Darauf verschwand das Männchen. Der Fuhrmann aber begab sich eiligst nach Reihwiesen und erhandelte dort wirklich das Pferd für 70 Gulden.

Die Oberthomasdorfer Glocke.

Auf dem Heinberge bei Freiwaldau soll vor Zeiten eine Stadt gestanden sein, die wegen ihrer Lasterhaftigkeit mit allen ihren Bewohnern versank. Ein Schweintreiber trieb einst dort vorüber, und eines seiner Schweine scharrte zufällig die Spitze des Kirchturmes jener Stadt heraus. Nach weiterem Graben nun fand man eine Glocke, die sich gegenwärtig in der Oberthomasdorfer Kirche befinden soll. Ihr Ton klingt wie „Sau, Sau.“

Die Altstädter Glocke.

Vor alten Zeiten stand an der Stelle, wo nächst Wagstadt das heutige Dorf Altstadt liegt, eine grosse Stadt, deren Namen uns die Sage nicht aufbewahrt hat. Dasselbst war auch ein prächtiges Schloss. Durch ein Erdbeben aber versank die Stadt sammt dem schönen Schlosse. Nach langer Zeit bebauten neue Ansiedler den Fleck und gründeten das jetzige Dorf. — Da hütete nun einmal ein Schweinhirt aus diesem Orte auf einem nahen Felde seine Herde. Unbemerkt vom Hirten, der sich mit der Herstellung eines „Meisekastens“ beschäftigte, hatte sich eine Sau von der übrigen Herde entfernt und wühlte in der Erde. Erst durch ihr lautes Grunzen aufmerksam gemacht eilte der Hirt auf sie zu und bemerkte zu seinem grossen Schrecken, dass der Rüssel der Sau blutete. Er untersuchte die Stelle, wo die Sau gewühlt hatte, und fand, dass die Verwundung von dem „Ge-

hänge“ einer Glocke herrührte. Er holte Leute herbei, welche die Glocke ausgruben und in das Dorf führten. Sie befindet sich noch heute auf dem Thurme der Altstädter Kirche. An dieses Auffinden erinnert auch der Klang der Glocke: „Sau wühlt, Burg fund.“ Obgleich dieselbe zweimal umgegossen wurde, behielt sie diesen Klang unverändert bei.

Die grosse Glocke in Niklasdorf.

In Niklasdorf war vor alter Zeit ein Herrschaftsschloss, das zuletzt im Besitze einer alten, kinderlosen Witwe war. Ihr einziges Vergnügen war ein kleines Hündchen, das sie über alles liebte. Bald aber ward dasselbe krank und gieng zu Grunde. Da beschloss die Alte, den Tod ihres Lieblings durch die grosse Glocke verkünden zu lassen. Nach vielem Bitten gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen. Als man aber einige Züge an dem Glockenstrange gethan hatte, siehe da riss sich die Glocke los, flog zum Fenster hinaus und war in der vorüberfliessenden Biele spurlos verschwunden. Nach langer Zeit bemerkte einmal ein Schweinhirt im Flussbette der Biele, die gerade ihren Lauf geändert hatte, eine grosse Masse Erz. Man grub nun nach und fand jene Glocke, welche nach Ziegenhals gebracht und dort zu der jetzigen grossen Glocke umgegossen wurde.

Die Glocke in der Troppowitzter Kirche.

Auf einem Berghügel bei Olbersdorf, links von der Strasse nach Jägerndorf, soll einst ein Graf eine Burg erbaut haben, um seine Besitzungen besser übersehen zu können. Die Burg führte, wie man sagt, den Namen „Sauwüdelburg.“ Eines Tages nun verreiste der Graf, und als er zurückkam, war die Burg versunken. Auf dem Platze, wo sie ehemals gestanden, wuchs mit der Zeit Gras, und die Schweinherden

trieben ihre Herden dorthin auf die Weide. Einmal nun wühlte ein Schwein die Erde so tief weg, dass man eine Glocke erblickte. Man hob dieselbe vollends heraus und hieng sie, heisst es, in die Tropplowitzer Kirche. Die Glocke soll von jener alten Burg herühren, und die Leute glauben aus ihrem Klange noch den Namen derselben „Sauwüdelburg“ herauszuhören.

Unterirdische Gänge.

Der Tradition zufolge finden sich in unserem Ländchen folgende unterirdische Gänge:

1. Ein Gang von der Burgruine Reichenstein bei Jauernig nach dem Schlosse Johannesberg, und von hier weiter nach der Stadt Reichenstein in Preussisch-Schlesien.

2. Von der Friedeberger Kirche, die sich an der Stelle der ehemaligen Burg Friedeberg befindet, nach der Ruine Kaltenstein; ein anderer von Saubsdorf nach Kaltenstein.

3. Von der Ruine Edelstein nach der Zuckmantler Pfarrkirche.

4. Von der Seitendorfer Kirche nach der Gegend von Bennisch.

5. Vom Schlosse Füllstein in das Dorf Füllstein.

6. Von der Ruine Wachstein, bei der Colonie Burgwiese nächst Olbersdorf, nach einem an der Grenze der Herrschaft Geppersdorf gelegenen Hügel, auf welchem vor Zeiten eine Burg gestanden sein soll.

7. Von der Schellenburg über Jägerndorf, Komeise u. s. w. nach Rosswald, und von da weiter in der Richtung gegen Leobschütz.

8. Von der Schellenburg nach Kreuzendorf, von hier nach Troppau, von Troppau nach dem Grätzer Schlosse, und vom Schlosse aus weiter bis zur „Bukowiner Lehne“ im Grätzer Walde. Dort liegen bei der Mündung des Ganges einige Felsblöcke. Diese

wollte, sagt man, einst der Teufel zum Baue einer Mühle nach Grätz schaffen, liess sie jedoch an jener Stelle fallen, weil ein Hahn zu krähen begann.

9. Vom Herlitzer Schlosse nach einem mit Strauchwerk bewachsenen Hügel bei Stremplowitz. An der Stelle dieses Hügels soll einst ein feuerspeiender Berg gewesen sein. Nach einer andern Sage wollte dort der Teufel die Hölle erbauen, wurde aber durch einen Hahnenschrei gestört. Die auf der Spitze des Hügels liegenden Steinblöcke sollen Reste des begonnenen Baues sein.

10. Von der Burgruine Wigstein in's Morathal hinab.

11. Vom Wagstädter Schlosse bis zur sogenannten Einsiedelei unmittelbar bei Wagstadt.

12. Vom Schlosse zu Brosdorf bis in ein Haselnusswäldchen unweit des Ortes.

13. Vom Schlosse zu Gross-Pohlom in einer etwa $\frac{3}{4}$ Stunden langen Sträcke gegen Ober-Ellgoth hin.

14. Vom Schlosse zu Dobroslawitz in den Wald Trhuwka. In diesem Gange bewahrten der Sage nach einst die besonders dem slavischen Volke des Teschner Kreises noch jetzt unvergesslichen Räuber Ondraš und Juraš ihre Schätze, Waffen u. dgl.

Burgruine Reichenstein.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Eine halbe Stunde von Jauernig stehen im Walde die Ruinen des Schlosses Reichenstein. Dasselbe war vor seiner Zerstörung der Aufenthalt von Räufern gewesen, welche sich in den Dienst des Schlossherrn geschlichen und dann denselben ermordet hatten. Der Hauptmann war höchst grausam und soll auch mit dem Teufel im Bunde gestanden sein. Eines Tages brachte er eine Jungfrau, welche er verleitet hatte, sich von ihm entführen zu lassen, mit auf das Schloss und stellte sie der Bande als seine Braut vor. Er befahl

nun, dass der Pfarrer von Jauernig herbeigeholt werde, damit die Trauung, wie er spöttisch hinzufügte, nach Vorschrift vollzogen werde. Bei eintretender Dunkelheit holten einige den Pfarrer. Als dieser angekommen war, weigerte er sich, in der Mörderhöhle die Trauung vorzunehmen, wollte sich jedoch dazu verstehen, als er die Dolche sämmtlicher Räuber auf seine Brust gerichtet sah. Nun erkannte die Jungfrau, dass sie bei Räubern sei. Sie bat daher, man möge sie ungehindert nach Hause ziehen lassen. Der Hauptmann aber zeigte ihr in einem Gewölbe einen Haufen Ermordeter und kündigte ihr an, dass sie dasselbe Los treffen werde, wie diese, wenn sie ihn nicht heirathe. Der arme Geistliche aber wurde vor ihren Augen zu Tode gemartert. Sterbend noch ermahnte er die Jungfrau zur Standhaftigkeit und sprach einen Fluch über die ganze Bande aus. Der Hauptmann, der das Mädchen wirklich liebte, hoffte sie durch Güte zu gewinnen; daher liess er sie frei in der Burg herumgehen und gieng unterdes ungescheut seinem schändlichen Gewerbe nach. Doch die Rache nahte. Zwei Riesen, denen die Bewachung des Thales anvertraut war, verriethen die Bande. Dafür wurden sie vom Hauptmann mit Hilfe des Teufels in die zwei Felsen verwandelt, welche noch jetzt am Eingange des Thales stehen. Das Schloss wurde zerstört, der Hauptmann aber entkam, nachdem er zuvor die Jungfrau, der er einen Antheil an dem Verrathe zumutete, in eine Schlange verwandelt hatte. Auf dem Berge östlich von der Burg trieb er noch lange sein Unwesen. Da man niemals seiner habhaft werden konnte, hielt man ihn für den Teufel selbst, und niemand getraute sich, etwas gegen ihn zu unternehmen. Die verzauberte Jungfrau harrt noch jetzt der Erlösung. Um sie zu befreien, muss man am Palmsonntage während der Passion auf der Ruine sein und die Schlüssel, welche sie im Munde hält, ohne Schaudern in seinen eigenen Mund nehmen. Der Lohn dafür ist der ungeheure Schatz an Geld und Edelsteinen, welcher in der Burg verborgen ist. Befällt einen bei dem

Erlösungswerke Furcht, so wird man selbst verwünscht und erst wieder mit der Jungfrau zugleich erlöst.

Die ehemaligen Ritter sieht man bisweilen des Nachts in voller Waffenrüstung auf rothen Hengsten dort herumreiten. Sie sind umgeben von Soldaten, die trommeln und musicieren. Eine Stunde nach Mitternacht hört der Lärm auf, und Soldaten und Ritter sind verschwunden.

Burgruine Edelstein.

Nach dem Programm-Aufsätze des Neisser Gymnasiums v. J. 1845 und mündlich.

Zwischen Zuckmantel, Hermannstadt und Grund liegt die langgestreckte Bergmasse des Querberges oder des Althackelsberges. Auf dem nordöstlichen Abhange desselben stand vor Zeiten die ansehnliche Burg Edelstein. Nur wenige Überreste von ihr ruhen in dem Schatten des dichten Nadel- und Laubholzes. Menschenhände, erzählt die Sage, waren nicht im Stande, ein so ungeheueres Gebäude aufzuführen, als diese Burg gewesen. Gewaltig grosse Riesen, die von Menschenfleisch lebten, thürmten einst diese Veste auf, um von da auf die Menschen besser Jagd machen zu können. Hundert Jahre hausten diese Ungethüme dort; dann verschwanden sie, ohne dass jemand erfuhr, wohin sie gekommen. Zuletzt wurde die Burg von Raubrittern bewohnt. Gross waren die Gräuel, die sie in der ganzen Gegend verübten. Sie plünderten Reisende ohne Unterschied aus, besonders aber stellten sie Fuhrleuten nach, die Wein in's schlesische Land brachten. Als jedoch ihre Räubereien zu weit um sich griffen, vereinten sich die Gemeinden von Niklasdorf, Zuckmantel und andern Ortschaften, um sich von den Unholden zu befreien. Einem verabredeten Plane gemäss wurden die Burgbewohner benachrichtigt, dass an einem bestimmten Tage eine Ladung ganz vorzüglichen Weines vorbeigehen werde. Die Ritter, welche, wie die Verbündeten wussten, an dem edlen Getränke Mangel hatten, ergriffen begierig die gün-

stige Gelegenheit. Sie lauerten zur bestimmten Zeit auf den bezeichneten Fuhrmann, raubten ihm, als er wirklich erschien, den ganzen Wein und brachten diesen auf ihre Burg. Hier tranken sie alsbald aus vollen Bechern von dem erbeuteten edlen Tranke; denn sie wussten nicht, dass er mit einem Schlaftrunke vermischt worden. Nach dem Zechgelage versanken alle in einen tiefen Schlaf, als plötzlich um Mitternacht die Verbündeten die Veste stürmten. Alle Bewohner derselben wurden umgebracht und das Raubnest selbst dem Boden gleichgemacht. Noch sind grosse Schätze unter den Trümmern vergraben. Schon oft ist nachgegraben worden, sie zu heben, aber immer vergebens. Nur wer eine echte Wünschelruthe hat, darf auf günstigen Erfolg hoffen. Auch von manchem Spuk, der in älterer und in neuerer Zeit dort vorgekommen, weiss das Volk zu erzählen.

Eine andere Sage über die Burgruine Edelstein.

Nach einem Manuscripte des Troppauer Museums und mündlich.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts, unter der Regierung Niklas I., Herzogs von Troppau, war die Burg Edelstein ein Raubnest, welches zwei Brüder, Edelleute von Livonien, bewohnten, die mit ihren Banden häufig Streifzüge in das benachbarte bischöfliche Gebiet in der Gegend von Ottmachau und Neisse machten. Eines Tages erhielten sie die Kunde, dass nächsten Morgen ein reicher Kaufmann mit nur geringer Bedeckung vorüberziehen werde. Der kühnste der Räuber wurde mit einer 50 Mann starken Rotte gegen den Kaufmann ausgesandt. Hinter Gebüsch versteckt harreten sie auf den Zug, überfielen die schwache Bedeckung desselben, nahmen nach heftiger Gegenwehr das Gut des Kaufmanns weg und führten es auf Burg Edelstein. Der Kaufmann entkam glücklich im ersten Getümmel mit seinem baren Gelde. Jubelnd wurden die Räuber auf der Burg empfangen. Allein die Brüder glaubten, weil an barem Gelde nichts mit-

gebracht wurde, der Führer der Rotte hätte solches für sich behalten. Dieser aber behauptete, nichts für sich genommen zu haben, und schwur wegen dieses ungerechtfertigten Verdachtes Rache, wozu sich bald Gelegenheit fand. Es liefen von allen Seiten nämlich Klagen ein über die Plackereien der Räuber auf Edelstein. Der Breslauer Bischof wandte sich an Herzog Niklas mit der Bitte, das Raubnest zu zerstören. Da zog der Herzog zum Sturme gegen die Burg aus. Ehe jedoch dieser noch begann, trat der erwähnte Rottenführer vor den Fürsten und versprach in Kurzem mit wenigem Verlust die Burg in seine Hände zu spielen. Während der Herzog mit zwei Theilen seiner Leute die Burg bestürme, wolle er selbst mit einem Theile derselben durch einen geheimen Gang in die innern Räume der Burg eindringen und Verwirrung anrichten. Herzog Niklas gieng auf diesen Vorschlag ein und stürmte von zwei Seiten auf die Burg ein, indes der eine Theil durch einen geheimen Gang in dieselbe eindrang. Es entstand ein furchtbarer Kampf, die beiden Brüder wehrten sich mit ihren Leuten verzweiflungsvoll, fanden jedoch den Tod. Nach einer andern Mittheilung fiel nur der eine der beiden Brüder im Kampfe, der zweite entkam glücklich, zog in ferne Lande und kehrte nie wieder zurück. Der Herzog aber übergab die Burg sammt dem Orte Zuckmantel mit seinem Bergbau dem Breslauer Bischofe.

Die Burgruine Lobenstein oder die Schellenburg.

Nach dem Oppaland v. Ens; den oberachlesischen Sagen und Erzählungen v. F. Minsberg, Neisse 1829 und mündlich.

Nördlich vom Dorfe Lobenstein, in der Nähe von Jägerndorf, erhebt sich auf dem „Burgberge“ die Ruine der alten Burg Lobenstein. Sie wird gewöhnlich die Schellenburg genannt. Den Namen Lobenstein führt sie von den ersten Besitzern derselben, den Herren von Lobenstein. Schellenburg heisst sie nach den Herren von Schellenberg, welche später auf derselben wohnten und sie beträchtlich vergrösserten. Unter den

Brandenburgern verlassen diente sie vorübergehend dem Räuberhauptmann Hunzaches, der mit seiner Rotte in jener Gegend arg wirtschaftete, als Schlupfwinkel. An diesen berüchtigten Räuber knüpft sich folgende in ganz Schlesien wolbekannte Sage.

Jonas, ein reicher Kaufmann aus Jägerndorf, feierte die Hochzeit seiner Tochter Rosa mit einem ansehnlichen Handelsmanne aus Troppau. Am Abende des fünften Hochzeitstages, an der Vigilie des heiligen Martin 1528, brachen Braut und Bräutigam nach Troppau auf. Sorglos fuhren sie auf dem mit dichtem Gebüsch umgebenen Wege, als sie plötzlich von einer Räuberbande überfallen wurden, die sich erst jüngst die Schellenburg als Versteck gewählt hatte. Das dichte Gebüsch und finstere Gewitterwolken begünstigten die That der Frevler. Die Begleitung des jungen Paares wurde hingemordet, bevor sie sich zur Wehr setzen konnte, und an den Bräutigam stellte der Hauptmann der Bande, Hunzaches, die Aufforderung, die Mitgift auszuliefern. Der junge Mann, im Vollgeföhle seiner Kraft, beantwortete die Aufforderung damit, dass er drei der Räuber erschlug und selbst dem Häuptling zu Leibe gieng. Liebe und Verzweiflung hoben die Kraft des jungen Gatten, und nur mit der grössten Anstrengung gelang es dem Räuber, seinen Gegner hinzustrecken. Der leblose Bräutigam und die ohnmächtige Braut wurden mit all ihren Habseligkeiten weggeschleppt und um die mitternächtliche Stunde in die düstern Kellergewölbe der Schellenburg geworfen. Inzwischen begiengen die zurückgebliebenen Hochzeitsgäste beim goldenen Reichsadler den fünften Abend des Hochzeitsfestes unter Tanz und Schwank. Der Stadtseckler vor allen war heute bei guter Laune und gefiel sich darin, in seine Witze hämische Bemerkungen gegen die Frauenwelt, insbesondere gegen die schöne und stolze Edeltrud, die Pflgetochter des Gastwirthes, einzuflechten. Edeltrud hörte mit Unmut die Spottreden über die Schwäche und abergläubische Furcht der Evatöchter und beschloss durch eine kühne That sich und ihr Geschlecht an

dem boshafteu Stadtseckler zu rächen. „Ich hol' euch noch in dieser Stunde das an der Vormauer der Schellenburg stehende Ebereschenbäumchen,“ ruft sie, eilt auf ihr Kämmerlein, ergreift einen Dolch und eilt durch's Gebüsch der Schellenburg zu. Bei der Burg angelangt gewahrt sie eine riesige Gestalt, welche die unterirdischen Gewölbe aufsuchte. Sie verbarg sich in einer Ecke, von wo sich ihr ein grauenhafter Anblick darbot. Durch eine Spalte im Gewölbe entdeckte sie an einem Feuer herumgelagert die wilden Mienen der Räuber und vernahm das Ächzen einer Unglücklichen. „Fördert doch die Dirne in's Jenseits hinüber, damit sie noch heute mit ihrem mutigen Bräutigam vereint ist,“ sprach der Hauptmann. Edeltrud wusste genug und eilte nach Hause. Das Ebereschenbäumchen und der widerwärtige Seckelmeister kamen ihr erst auf dem Heimwege in den Sinn. Die kühne Jungfrau schlich sich nochmals zur Burg und riss hastig das Bäumchen von der Mauer. Einige zusammenstürzende Steine scheuchten die Räuber aus ihrer Ruhe auf. Edeltrud in der grössten Seelenangst beflügelte ihre Schritte und suchte in der nahe gelegenen Einsiedelei eine Zufluchtsstätte. Der Gottesmann nahm die Hilfe Flehende auf und barg sie in einer Truhe hinter dem Altare. Von hier aus vernahm sie das Poltern, Fluchen und Drohen der sie verfolgenden Räuber. Der Klausner blieb aber gegenüber der Bande ruhig. Erst als die Frevler sich entfernt hatten, hiess er die Jungfrau ihr Versteck verlassen, begleitete sie eine Strecke und empfahl sie auf ihrer weiteren Wanderschaft nach der Stadt dem Schutze des Allmächtigen. Froh, der Gefahr entronnen zu sein, und Gott für die sichtbare Hilfe dankend, stalt sich die kühne Jungfrau durch das Gebüsch am Oppauer. Hunzaches hatte aber das Gebüsch mit seinen Leuten besetzt, und die auf den Zehen schleichende Jungfrau hörte mit Entsetzen, wie der Hauptmann durch einen gellenden Pfiff seine Gesellen von kurzer Rast zur erneuten Verfolgung aufrief. In dieser Noth überkam die Jungfrau eine seltene Entschlossenheit. Als der Räuberhauptmann sich eben auf's Pferd

schwingen wollte, stürzte sie auf ihn und stieß ihm den Dolch in den Nacken. Im Nu schwingt sie sich auf's Pferd und eilt, der Windsbraut gleich, über die Zugbrücke nach Jägerndorf. Die Hochzeitsgäste und die Inwohnerschaft geriethen beim Erscheinen Edeltruds in Bewegung, und als sie von der grauenhaften That der Rotte berichtete, zog der Stadthauptmann Starckenbach aus, um das Raubnest auszunehmen. Die Bande war mit Ross und Mann verschwunden, die Klausnerei stand leer, die Leichname der Brautleute wurden nach Jägerndorf überführt und dort in ein gemeinsames Brautgrab gelegt. Insassen von Lichten brachten später einen der Räuber und Matta, die alte Köchin der Räuber, auf. Durch die Folter erpresste man ihnen das Geständnis, dass der Räuberhauptmann Zacharias, gewöhnlich Hunzaches genannt, von Nation ein Ungar, mit einer starken, meist aus entlaufenen Söldnern bestehenden Bande von Ungarn her aufgebrochen, durch Polen, Schlesien, Mähren und Osterreich gezogen, selbst bis an die Gestade des adriatischen Meeres gekommen sei, überall raubte und plünderte, und seine Schätze zum Theile in den Felsenschluchten der Blaniza, zum Theile in der Schellenburg geborgen habe. Eifrige Nachforschungen wurden vorgenommen, aber die Schätze der Räuber blieben verborgen.

Im Frühlinge des Jahres 1532 kam Markgraf Georg von Anspach-Brandenburg nach Jägerndorf. Bei einem Hochzeitsfeste, welches Edeltruds Freundin, die Tochter des Gastwirthes zur goldenen Sonne, feierte, musste Edeltrud auch an dem Hochzeitstanze Theil nehmen. Die schöne Edeltrud tanzte gar wacker mit den Rittern aus des Markgrafen Gefolge. Mitten im Gewühle des Tanzes und der Freude entwindet sie sich den Armen eines stattlichen Ritters und eilt in die Hausflur. Ihr Tänzer verfolgt sie, schwingt sich mit ihr auf ein bereitgehaltenes Pferd und sprengt davon. Auf der Brücke bäumte sich das Pferd, sprang in den Fluss und begrub im Falle den Reiter. Nur Edeltrud blieb unversehrt. Der sterbende Reitersmann gestand

Edeltrud, dass er der Räuberhauptmann sei, er habe herzogliche Dienste genommen, um sich an der Jungfrau zu rächen. „Du bist meine entführte Braut,“ stammelte er, „geh und hole deinen Brautschatz im Gewölbe der Schellenburg, wo die Tochter des Jonas geendet, rechts am Eingange.“ Mit diesen Worten verschied er. An der genannten Stelle aber fand man ansehnliche Schätze. Dem armen Jonas stattete Edeltrud die Mitgift seiner Tochter zurück, mit dem Reste wurde eine kleine Kapelle am Burgberge gebaut, wo einst die Klausnerei gestanden.

Auch von einer verwünschten Jungfrau erzählt das Volk, die um die Mitternachtszeit auf dem Burgberge als Schattengebilde sich zeigt. Einst gieng ein Mann um diese Zeit über den Burgberg. Da trat eine Frauengestalt ihm entgegen und bat ihn, sie zu erlösen, indem sie ihm dafür die reichen, in der Burg vergrabenen Schätze versprach. Zu diesem Zwecke sollte er durch drei auf einander folgende Nächte in der Burgruine verweilen und sich durch keinerlei Schrecknisse verscheuchen lassen. Zwei Nächte hielt er mutig aus, obwol Drachen und andere Scheusale unter Lärmen und Toben auf ihn eindringen und ihn zu verschlingen drohten. In der dritten Nacht aber wurde der Spuk so arg, dass er ernstlich für sein Leben fürchtete und das Weite suchte. Und so harrt denn die verwünschte Jungfrau noch heute auf ihre Erlösung.

Ähnliche Sagen von verwünschten Jungfrauen knüpfen sich an die Ruine Wachstein bei Olbersdorf, an ein verwünschtes Schloss am Milchberge bei Odrau, und an den „Wilschgrund“ bei Arnoldsdorf. Sie stimmen im wesentlichen mit obiger Sage überein. Nur erscheint die verwünschte Jungfrau schliesslich noch denjenigen, welche ihre Erlösung nicht vollenden, verkündet ihnen den baldigen Tod und klagt, dass sie nun auf ihre Erlösung warten müsse, bis an einer näher bezeichneten Stelle eine Linde gewachsen und jenes Knäblein herangereift sei, das in einer Wiege gewiegt worden, die aus dem Holze dieser Linde verfertigt sei.

Der Teufelsbader im Burgberge.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Als Jägerdorf unter die Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg gekommen war, mussten die dortigen Minoriten das Kloster räumen. Man beschloss die Marienkapelle des Minoritenklosters in eine Schenke zu verwandeln, und zwar sollte sie gleich den ersten Abend nach dem Abzuge der Minoriten dazu eingerichtet werden. Besonders thätig bei der Vertreibung des Ordens war der Hofschler des Fürsten. Für's erste wurden die Heiligenbilder heruntergerissen und verbrannt, nur ein Bild, welches die Mutter Gottes mit dem Jesukindlein vorstellte, entgieng diesem Schicksale. Die ganze folgende Nacht wurde nun in den Räumen der Kapelle gezecht. Erst als der Morgen graute, entfernte sich die Menge bis auf den Hofschler, der vom Genusse des Weines so sehr betäubt war, dass er in der Kapelle zurückbleiben musste. Er lag nahe an der Stelle, an der sich der Hochaltar befunden hatte. Da kam des Morgens ein altes Mütterchen aus dem nahen Krotendorf, um der Messe in der Kapelle beizuwohnen, und fand den aus seinem Schlafe erwachenden Tischler, in seiner Nähe das entweihte Bild. Da entflamte das alte Weib vor Zorn, so dass sie den Fluch gegen ihn ausstieß, er möge solange als lebendiges Skelett auf der Erde umherirren, bis das Bild die Weihe wieder erhalten. Von dieser Zeit an irrte er unstät umher und sehnte sich nach Erlösung.

Im Burgberge befindet sich in der Richtung gegen Lobenstein eine Höhle, deren Eingang mit Gestrüpp dicht verwachsen ist. Diese Höhle erkor sich der von Gewissensbissen gefolterte Hofschler zum Aufenthaltsorte. Seine Beschäftigung dort war, Kräuter zu suchen, daraus heilsame Salben zu bereiten und damit das Landvolk der Umgebung und dessen krankes Vieh zu heilen. In eigener Person liess er sich nie blicken, sondern legte die Heilmittel auf einen bestimmten

Ort, wo sie die Leute abholten. Seine Salben hatten wunderbare Heilkraft, und dies veranlasste das Landvolk, den Unbekannten den Teufelsbader zu nennen, weil man annahm, er stehe mit dem Teufel in Verbindung. Volle hundert Jahre musste der fleischlose Teufelsbader schmachten, bis die Stunde der Erlösung herankam.

Die Minoriten waren nämlich nach Schlichtung der Religionsstreitigkeiten wieder nach Jägerndorf zurückgekehrt, sie erfuhren des Unglücklichen Schicksal, hatten Mitleid mit ihm und trafen Anstalten, ihn zu erlösen. Der Vorsteher des Klosters suchte den Teufelsbader in seiner Höhle auf, unterwies ihn in der römisch-katholischen Religion und bewog ihn, die Beichte abzulegen. Es wurde sodann auf dem höchsten Punkte des Burgberges eine kleine hölzerne Kapelle errichtet, das Muttergottesbild in derselben aufgestellt und eingeweiht. Sobald dies geschehen, starb der Teufelsbader. Diese hölzerne Kapelle nun war der erste Grund zu der schönen Kirche, die jetzt auf dem Burgberge zu sehen ist. Das Marienbild aber ist noch heute, obschon die Züge desselben ziemlich verblichen sind, als Altarbild in dieser Kirche angebracht. Gläubige aus Schlesien und Mähren wallfahren zahlreich zu dem „Gnadenbilde.“

Burgruine Wigstein.

Nach einem Manuscripte im Besitze des Troppauer Museums und mündlich.

Bei dem Dorfe Niederwigstein, ungefähr eine Viertelstunde von dem Städtchen Wigstadt entfernt, liegt auf einer dichtbewaldeten Anhöhe die Burgruine Wigstein (Witgenstein), gewöhnlich das wüste Schloss genannt. Sie wurde wahrscheinlich durch Witko von Krawar im 12. Jahrhunderte erbaut und erhielt sich bis in's 15. Jahrhundert. Gegenwärtig sieht man nur halbverfallene Mauern, Reste von einem ziemlich tiefen Wallgraben und Spuren von der ehemaligen Zugbrücke. Von den mancherlei Erzählungen des

Volkes über die Burg mag die folgende Sage einen Platz hier finden:

Einst lebte auf der Burg ein junger Ritter, der die Jagd ungemein liebte. Als er einmal den ganzen Tag bis zum Abende hin im Walde gejagt hatte, setzte er sich auf ein weiches Moosplätzchen, um auszuruhen. Da hörte er vom Thale herauf, wo die Mora fließt, einen wundervollen Gesang. Kurze Zeit lauschte er demselben, dann erhob er sich und gieng in's Thal hinab der Stelle zu, woher ihm die lieblichen Töne erklangen. Da nun sass auf einem Felsen, der mitten im Flusse emporragt und der Älternstein oder Äldernstein genannt wird, eine wunderschöne Jungfrau. Sobald sie den Ritter gewahrte, winkte sie ihm, zu ihr hinüber zu kommen. Er besann sich nicht lange, watete durch den Fluss, bestieg den Felsen und setzte sich an ihre Seite. Da erzählte sie ihm, dass sie die Tochter des hier hausenden Wasserkönigs sei. Der Ritter, der von ihrer Schönheit ganz eingenommen war, fasste den Entschluss sie zu entführen und als seine Braut auf die Burg zu bringen. Er zog daher ein Ringlein von seinem Finger und steckte es an den ihrigen. Als er sie darüber erfreut sah, eröffnete er ihr seine Absicht. Die Jungfrau weigerte sich zwar nicht, ihm zu folgen, theilte ihm aber mit, dass sie von ihrem Vater dorthin verbannt sei, und nicht eher fort könne, bis er ihr eine weisse Hirschkuh bringe, die sie aus dem Kreise ihres Verbannungsortes über den Fluss hinüber trage. Der Ritter gieng nun heim auf seine Burg, und als der Morgen graute, verliess er dieselbe, um den Wald zu durchstreifen und eine weisse Hirschkuh zu erjagen. Lange war er umhergeirrt und hatte fast den ganzen Wald durchforscht, ohne das Gewünschte zu finden. Da trat ein altes Mütterchen zu ihm, welches ihn um ein Stückchen Brot und um einen Labetrunk aus seiner Weidmannsflasche bat. Der Ritter gab ihr das Verlangte unter der Bedingung, dass sie ihm sage, wo er eine weisse Hirschkuh finden könne. Da führte ihn die Alte den Fluss hinab auf eine Wiese, wo eine Herde Hirsche weidete, darunter auch eine weisse

Hirschkuh. Der Ritter verfolgte diese und erjagte sie bald. Er brachte sie an den Ort, wo er Tags vorher die schöne Jungfrau gesehen hatte. Sie tauchte eben aus dem Wasser hervor mit einem kostbaren Braut- schatze, den sie, während ihr Vater schlief, mit sich genommen hatte. Der Ritter setzte sie rasch auf die Hirschkuh und führte sie über den Fluss heim auf seine Burg. Er verfolgte aber nach wie vor sein Lieb- lingsvergnügen, das Weidwerk, und liess oft Tage lang seine Gemahlin auf der einsamen Waldburg allein. Das gefiel ihr nicht lange, eines Tages war sie ver- schwunden. Alles Suchen war und blieb vergebens, sie war wieder heimgegangen zu ihrem Vater mit allen Schätzen und Reichthümern, die sie mitgebracht hatte.

Von einem andern Besitzer der Burg hat sich fol- gende Sage erhalten:

Dieser, erzählt man, stand mit dem Teufel im Bunde. Oft soll er aus den Fenstern des oberen Stockwerkes mit seinem Pferde heraus gesprengt und durch die Lüfte über das Thal hingeritten sein. Als er nun ein- mal bis zur Festung Olmütz gekommen war, schoss von dort aus ein junger Mann mit einem geweihten Marienzwanziger nach ihm. Der Reiter wurde tödtlich in die Stirn getroffen. Weil aber mit dem Tode des- selben die Macht des Teufels in ihm aufhörte, ver- mochte sich das Pferd nicht mehr in der Luft zu er- halten und stürzte sammt dem Reiter herab. Es fiel auf den Röhrbrunnen der Stadt, und Mann und Ross wurden an jener Stelle zu Stein. Noch heute stehen sie dort zur Erinnerung an jenes Ereignis.

Schloss und Dorf Wartenau.

Nach dem Oppaland von Ens und mündlich.

Auf dem sogenannten Schlossberge in der Nähe des Dörfchens Pochmühle bemerkt man Spuren von Grundmauern, die auf ein ehemaliges Gebäude von ziemlicher Ausdehnung schliessen lassen. Der Volks- überlieferung zufolge sind dies die letzten Reste eines

einstigen Schlosses Wartenau. In den Schwedenkriegen soll das Schloss sammt dem gleichnamigen Dorfe, welches, wie man erzählt, in dem Wiesenthal unterhalb des Schlossberges lag, zerstört worden sein. Das Wiesenthal heisst noch heute „die Warten“ oder die Wartenwiesen.

Adelsdorf und der alte Friedhof in Adelsdorf.

Nach dem Oppaland von Ens und nach einem Amtsurbarium.

Der Namen „Schlossberg“ in Adelsdorf und die Spuren von Wällen und Mauern unterhalb der Mühle ebendasselbst unterstützen die Sage, dass dort ein Schloss gestanden sei, von dessen adeligem Besitzer das Dorf seinen Namen erhalten habe.

Nach einem alten im Freiwaldauer Schlosse befindlichen Amtsurbarium aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts soll in diesem Dorfe vor alten Zeiten eine sehr schöne Kirche gestanden sein, die von den Hussiten zerstört wurde. Wahrscheinlich stand dieselbe auf dem „alten Kirchhofe,“ der in der Mitte des Dorfes liegt, jetzt aber nicht mehr zur Begräbnisstätte dient.

Sagenhaftes über Kreuzendorf.

Nach dem Oppaland von Ens und mündlich.

Nach Mittheilungen des Volkes soll an der Stelle des heutigen Kreuzendorf in vorchristlicher Zeit eine gewaltige Stadt gestanden sein, deren Bewohner meistens vom Raube lebten. Die vielen kreuz und quer gehenden Grundmauern, die man bei Ausgrabungen allenthalben antrifft, lassen diese Annahme glaubwürdig erscheinen. Auch die beim Graben des Grundes zu dem neuen Meierhofe gefundenen Aschenkrüge, heidnischen Opferrmesser aus Feuersteinen, Äxte und Beile von Stein und Bein deuten darauf hin. In der Mitte der einstigen Stadt soll sich ein heidnischer Tempel befunden haben.

Ursprung von Jauernig und Johannesberg.

Nach dem Oppalanz von Kus und mündlich.

Zur Zeit, als die Gegend um Jauernig noch dicht mit Wäldern bewachsen war, sollen sich auf dem Berge, wo jetzt das Schloss Johannesberg steht, Räuber aufgehalten haben. Sie hatten sich in demselben unterirdische Aufenthaltsplätze eingerichtet und lebten theils von der Jagd, theils vom Raube. Herzog Georg von Münsterberg nun, der in jenen Wäldern öfters Jagden veranstaltete, liess, um diese Räuberhorden zu verschrecken, zu längerem Aufenthalte für sich und sein Gefolge an einem hervorspringenden Punkte des Berges ein Jagdschloss erbauen. Zu diesem Baue aber mussten eine Menge Arbeiter aus der Ferne herbeigezogen werden. Man legte daher, um diese unterzubringen, unterhalb des Berges Hütten und Häuser an. Als der Bau des Schlosses beendet war, blieben die meisten Familien, die dabei betheilig gewesen, dort zurück. Das Schloss nun sammt diesen Hütten und Häusern wurde nach dem Namen des Herzogs Georgeneck, Georgineck genannt; welcher Namen im Laufe der Zeit allmählich zu Jauernik (Jauernig) wurde. In den Hussitenstürmen war das Schloss gänzlich zerstört worden. An der verödeten Stätte liess nach mehr als einem halben Jahrhundert der Breslauer Bischof Johannes Thurzo das gegenwärtige Schloss erbauen und nannte es nach seinem Namen Johannesberg.

Ursprung von Weidenau.

Der Sage nach ist Weidenau die älteste Stadt im Neisser Bisthumsantheile. Kaiser Otto der Grosse soll sie im 10. Jahrhunderte in einer Weiden-Au gegründet haben. Daher stammt auch der Namen der Stadt und das Wappen derselben, ein Weidenbaum.

Erbauung von Schwansdorf.

Oppaland von Ens und mündlich.

Bei Ausmittelung eines Platzes zur Anlegung eines Dorfes stiess man, so erzählt die Sage, auf einen Schwan. Dieses sah man für eine günstige Vorbedeutung an, baute das Dorf auf dem Aufenthaltsorte dieses weissagenden Vogels und nannte es Schwansdorf. Daher enthält auch das Gemeindegewand einen Schwan.

Die Entstehung des Ortes Einsiedel.

Nach einem Manuscripte im Besitze des Troppauer Museums und mündlich.

In der Gegend von Würbenthal und Einsiedel wohnte einst ein Einsiedler, der aus einem alten, schlesischen Geschlechte stammte. Er hatte vor Jahren in der Aufwallung des Zornes seinem Bruder mit dem Schwerte einen schweren, nach seiner Meinung tödtlichen Streich versetzt und unmittelbar darauf die Einsamkeit aufgesucht, um das Verbrechen zu sühnen und Gottes Verzeihung zu erfehlen. Unfern von ihm hauste auf dem Schlossberge bei Würbenthal auf einer festen Burg ein Ritter, der Räubereien, Plünderungen und allerhand Schandthaten begieng. Um nun die Reisenden vor dem Raubritter zu warnen, läutete der Einsiedler jede halbe Stunde, zog so die Fremden an sich und führte sie eines sicheren Weges an dem Schlosse vorbei. Auf einem seiner Raubzüge hatte dieser Ritter einen jungen Mann gefangen genommen und in den finstersten Kerker des Burgverliesses geworfen. Dort nun sann der Jüngling auf Flucht, und das Glück war ihm günstig. Als er nämlich einmal mit der Hand zufällig an die Mauer schlug, gab diese einen hohlen Klang. Mit nur wenig Mühe hatte er die Steine herausgerissen und war in einen unterirdischen Gang gelangt, der in's Freie führte. An einem mit dichten Buschwerke bewachsenen Platze verblieb er bis zum Einbruche der Nacht. Als es aber dunkel geworden war, gieng er dem Klange eines Glöckleins nach und

kam so in die obenerwähnte Einsiedelei, wo er zu seinem Erstaunen den Bruder fand, der ihn im Zorne hatte tödten wollen. Der Einsiedler freute sich sehr, seinen Bruder vor sich zu sehen, und fragte ihn, wie es komme, dass er noch lebe. Er erfuhr, dass das Schwert an einem Medaillon abgeprallt sei, das er am Halse trug, und dass er nur augenblicklich von der Wucht des Stosses zusammen gesunken sei. Die beiden Brüder beriethen nun, wie man sich von dem Raubritter, dieser Geissel des Landes, befreien könne. Sie wandten sich deshalb nach Zuckmantel um Hilfe, wo sie auch eine Anzahl Leute erhielten. Die Hälfte derselben sollte durch den geheimen Gang eindringen und das Raubnest in Brand stecken, während die andere Hälfte einige Wagen begleiten sollte, die man zum Scheine mit Steinen belud und an jenem Schlosse vorbeiführte. Der Ritter, durch die Wagenreihe angeockt, erschien mit seinen Spiessgesellen, wurde aber nach kurzer Gegenwehr geschlagen und entgieng nur durch Selbstmord der Gefangenschaft, indes seine Burg ein Raub der Flammen wurde. Die Brüder liessen nun die Waldungen lichten und legten den Grund zu einer Ortschaft, die den Namen Einsiedel erhielt.

Die Entstehung von Karlsbrunn und der Hinewiederstein.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Wo jetzt der Kurort Karlsbrunn liegt, stand einst nur eine kleine Kapelle des heil. Hubertus, erbaut von einem daneben wohnenden Einsiedler. Einst nun erschien dem Einsiedler der Heilige im Traume und sagte ihm, er solle sich eine Gnade ausbitten. Aus Mitleid für seine kranken Nebenmenschen bat der Einsiedler, der heil. Hubertus möge in der Nähe eine Heilquelle entstehen lassen. Am andern Morgen sah er seinen Wunsch verwirklicht und erprobte die Kraft des Heilbrunnens an einem kranken Holzhauer mit Erfolg. Nach mehreren Wochen fand der Eremit den Stadt-

vorsteher von Freudenthal zum Tode verwundet vor seiner Wohnung liegen. Durch sorgfältige Pflege und mit Hilfe des Gesundbrunnens heilte er ihn in kurzer Zeit. Aus Dankbarkeit erbaute dieser neben der Quelle ein Badehaus, und von der Zeit an kamen Kranke von allen Seiten dahin, um an der Quelle Heilung zu finden. Der Wald wurde nach und nach gelichtet und der Ort immer mehr bekannt, wozu die uneigennützig Gastfreundschaft des Einsiedlers nicht wenig beitrug. Viele, die dahin kamen und noch nicht Christen waren, liessen sich von ihm taufen; unter andern, wie das Volk erzählt, ein König von Polen nebst seinem Hofstaate. Der Teufel, welcher fürchtete, dass ihm auf diese Weise sehr viel Seelen entzogen würden, beschloss, den ganzen Ort sammt dessen Bewohnern zu verderben. Er liess daher eine Quelle entspringen, die alles ersäufen sollte. Aber diese erschöpfte sich bald, ihr Wasser floss in einem Bache ab, der nie versiegte und Gold mit sich führte, der Goldoppa. Nun wollte der Teufel die Einwohner auf andere Weise zu Grunde richten. Er nahm einen Stein, erhob sich damit in die Lüfte und wollte ihn auf die Kirche, wo alle zur Andacht versammelt waren, fallen lassen. Als er aber von weitem den Kirchengesang hörte, glaubte er bereits über dem Gotteshause zu sein und schleuderte den Felsblock herab. Dieser fiel unter Donner und Blitz zur Erde, ohne jedoch die Kirche zu treffen. Als dann die Leute aus der Kirche eilten, sahen sie den ungeheuern Block. Es kamen aber auch aus der Ferne viele Leute herbei, um den Stein zu sehen, und weil sie daselbst hin und wieder giengen, gab man dem Felsen den Namen „Hinewiederstein.“

Ursprung von Jägerndorf.

Den Ursprung des Namens der Stadt Jägerndorf erklärt sich das Volk so: In dem in der unmittelbaren Nähe von Jägerndorf gelegenen Hegerwalde und in dem diesem gegenüber sich befindlichen Mösniger Walde

wohnten einst zwei Förster, deren Jagdreviere an einander grenzten. Die beiden Jäger nun gründeten in ihrer Nähe mehrere Wohnhäuser und legten dadurch den ersten Grund zu einem Dörfchen, das von der Beschäftigung der Begründer Jägerndorf genannt wurde. Aus diesem Dörfchen aber entwickelte sich nach und nach eine Stadt, die jenen Namen beibehielt. Der Volkshumor legt der Stadt den Namen Geigladorf bei.

Ursprung des Namens Wagstadt.

Nach dem Oppaland von Ens und mündlich.

Über den Ursprung des Namens der Stadt Wagstadt hört man vom Volke Folgendes erzählen. Als einmal in der Gegend von Wagstadt ein verderblicher Krieg wütete, rückte eines Tages der feindliche Heerführer mit grosser Macht gegen die Stadt, die mit starken Mauern und tiefen Gräben umgeben war. Vor den Mauern rief er seinen Kriegern zu: „Nun wagen wir uns an die Stadt!“ Von dieser Zeit an nannte man die Stadt, die früher einen andern Namen führte, Wagstadt. Das Richtige dürfte die andere Erzählung treffen, der zufolge die Stadt nach Wok von Krawar, dem wahrscheinlichen Gründer derselben, Wokenstadt oder Wogstadt genannt wurde, welcher Namen später in Wagstadt umgeändert wurde.

Ursprung des Namens Schlatten.

Oppaland von Ens und mündlich.

Slatikow, Führer einer Räuberbande, soll in jener Gegend einst sein Raubnest gehabt und von ihm der Ort den Namen Slatina, Schlatten erhalten haben.

Ursprung von Messendorf.

Oppaland von Ens und mündlich.

Das Haus Nr. 7 in Messendorf soll ehemals eine Messinghütte gewesen sein, wovon der Ort Messingdorf, Messendorf genannt worden sei.

Umwandlung des Namens Edelstadt in Zuckmantel.

Schlesiens curiose Denkwürdigkeiten, Frankfurt a. M. Th. 3. S. 763 und mündlich.

Nach der Überlieferung hiess Zuckmantel früher Edelstadt. Über die Umwandlung des Namens erzählt man Folgendes: Als einst Herzog Jaroslav von Schlesien in die Nähe von Edelstadt kam, lauerten ihm einige Einwohner der Stadt auf, raubten ihn gänzlich aus und zogen ihm selbst den Mantel ab. Von da an erhielt die Stadt spottweise den Namen Zuckmantel (Zuck den Mantel) und behielt denselben auch in der Folgezeit. Nach einer andern Sage verlegten sich in alten Zeiten die Einwohner von Edelstadt auf Räuberei und Wegelagerung, und zwar in einer Weise, dass manchem Wanderer sammt dem Geldbeutel auch der Mantel abgezogen wurde.

Eine dritte Sage, die sich darüber im Volke erhalten hat, ist diese: Zuckmantel war einst eine bedeutende Stadt mit einer ansehnlichen Kirche. Sie führte aber einen andern Namen, den man nicht mehr kennt. Einst nun gieng um Mitternacht an der erwähnten Kirche ein Mann vorüber. Sie war hell erleuchtet und dumpfer Chorgesang erklang in derselben. Neugierig, was das zu bedeuten habe, gieng er hinein. Da sieht er eine Menge Leute mit fahlen, ausgetrockneten Gesichtern, darunter Bekannte, die schon vor mehreren Jahren gestorben waren. Am Hauptaltare liest ein Priester, der einen Tottenkopf hat, Messe. Er erschrak gar sehr und suchte eilends aus der Kirche hinauszukommen. Als der Priester das „Amen“ sprach, war er eben bei der Thüre angelangt. Die unheimlichen Besucher der Kirche stürzten ihm nun wie rasend nach. Einer derselben erwischte ihn gerade noch beim Mantel und zog ihm denselben ab, während er selbst mit genaner Noth vor die Kirchhofsmauer entkam. Den Mantel fand man frühmorgens vor der Kirchthür in tausend Stücke zerrissen.

Die Einsiedelei bei Wagstadt.

In der Nähe des sogenannten „Kirchels“ bei Wagstadt befindet sich eine Colonie, die zu Radnitz gehört und unter dem Namen „Einsiedelei“ bekannt ist. Es soll nämlich vor Zeiten an jenem Platze ein Einsiedler sich aufgehalten haben, der, wie weiter erzählt wird, die noch bestehende Kapelle, der schmerzhaften Mutter geweiht, als Gotteshaus benützte.

Die „alte Kirche“ in Jauernig, die Kirchen in Weissbach und Gostitz.

Diese drei, jedesfalls sehr alten und nach demselben alterthümlichen Stile erbauten Kirchen liegen in einer geraden Linie. Die Sage berichtet von denselben, dass drei Schwestern sie errichten liessen. Sie werden deshalb auch jetzt noch die Schwesterkirchen genannt. Einer andern Sage zufolge befanden sich in vorchristlicher Zeit dort, wo jetzt die drei Kirchen stehen heidnische Tempel.

Erbauung der Niederthomasdorfer Kirche.

Die Erbauung der Kirche in Niederthomasdorf geschah 1730, infolge eines Unglückes bei einer Jagd in den nahe gelegenen Bisthumsforsten. Bei dieser Jagd, welcher auch Baron von Fragstein, Domherr von Breslau, beiwohnte, wurde aus Unvorsichtigkeit ein Treiber angeschossen und tödtlich verwundet. Der Versuch des Domherrn, dem Todtkranken das Sündenbekenntnis abzunehmen, scheiterte trotz aller Betheuerungen, dass er ein Priester sei, an dem Unglauben des Verwundeten. Bevor aber der von Freiwaldau gerufene Priester mit dem hl. Sterbesacramente erschien, hatte er seinen Geist aufgegeben. Dieser traurige Fall bestimmte den Baron, in Niederthomasdorf eine Kirche zu erbauen, welchem Zwecke er auch sein ganzes Vermögen opferte. Wie man erzählt, soll er beim Giessen

der grossen Glocke, die sich in der erwähnten Kirche befindet, seinen letzten silbernen Löffel in den Guss geworfen haben.

Der Cyrillus-Brunnen.

Auf dem Wiesengrunde bei Schlatten befindet sich der sogenannte Cyrillus-Brunnen. An jener Stelle nämlich soll der heil. Cyrillus das Wort Gottes gelehrt und das zum christlichen Glauben bekehrte Volk getauft haben.

Das Polaken-Brünnlein.

Unweit der preussischen Grenze zwischen Steingrund und Bieldorf ist ein kleiner Brunnen, das Polaken-Brünnlein genannt. Im siebenjährigen Kriege sollen dort 7 polnische Soldaten umgekommen sein.

Der Bettelstollen.

Beschreibung des Goldbergwerkes nächst Zuckmantel, Troppau 1847 und mündlich.

Von dem sogenannten Bettelstollen des uralten Goldbergwerkes nächst Zuckmantel und Obergrund berichtet die Sage, dass ein armer Bergknappe denselben allein und nur mit zusammen gebettelten Beiträgen bearbeitet habe, aber über seinem Bestreben, von jenem Stollen aus den Erzgängen in's Herz zu kommen, gestorben sei.

Die Klippelshofsäule.

Bei Annäherung der Schweden gegen Freudenthal ergriff der damalige Deutsche-Ordensritter und Statthalter Georg Wilhelm von Elkershausen, genannt Klippel, die Flucht. Um die Feinde irre zu leiten, liess er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen. Dessenungeachtet kam man ihm bald auf die Spur, holte ihn zwischen Freudenthal und Altstadt ein, nahm ihn

gefangen und führte ihn nach Troppau ab. Nach seiner Freilassung soll er im Troppauer Archive Urkunden aufgefunden haben, mittelst deren der bei Troppau befindliche Meierhof, welcher früher dem deutschen Orden entrissen worden war, wieder in dessen Eigenthum zurückgebracht wurde. Zum Andenken an dieses Ereignis nannte man den Meierhof den Klippelshof und erbaute an der Stelle, wo er gefangen genommen wurde, die noch jetzt bei Freudenthal stehende „Klippelshofsäule.“

Die Martersäule bei Bielau.

Bei Bielau unweit Wagstadt steht in der Nähe der Windmühlen eine kleine aus Stein gebaute Pyramide, die den Namen Martersäule trägt. Dieser Namen rührt der Überlieferung zufolge aus dem Schwedenkriege her. Als nämlich die Schweden in dieser Gegend sich aufhielten, marterten sie auf dem Platze, wo die Säule steht, viele Menschen zu Tode, die auch dort begraben wurden.

Das grüne Kreuz bei Wagstadt.

Auf dem Wege, der von Wagstadt aus zu der sogenannten „Mirzkenmühle“ führt, befindet sich ein Kreuz, das grün angestrichen ist. Wie man erzählt, soll dieses zu einer Zeit errichtet worden sein, wo in Wagstadt eine schreckliche Pest wütete, an der alle Bewohner bis auf eine einzige Familie starben. An dem Orte nun, wo heute das sogenannte grüne Kreuz steht, sollen die Todten begraben worden sein.

St. Josephs-Bild in Freudenthal.

Nach Stellwag, Gedenkbuch Freudenthals und mündlich.

Einst gerieth ein Gebieter von Freudenthal mit der Bürgerschaft der Stadt wegen gewaltsamer Eingriffe in ihre Rechte in Streit. Zur Einsicht gelangt,

dass mit Gewalt nichts auszurichten sei, nahm er seine Zuflucht zur List. Er erklärte sich nämlich zu einem gütlichen Ausgleiche bereit und lud alle wehrhaften Bürger Freudenthals ein, zu diesem Zwecke bewaffnet auf dem Schlosse zu erscheinen. Sie folgten der Einladung und erfreuten sich der ehrendsten Aufnahme. Unter dem Vorwande einer Festfeier wurden sie ohne Schwierigkeit veranlasst, ihre Waffen abzulegen. Kaum aber war dies geschehen, so wurden die wehrlosen Bürger von Söldnern des Schlossherrn überfallen und überwältigt. Man nöthigte sie nun ihre Beschuhung auszuziehen, und sperrte sie dann in den Schlosszwinger ein, in welchem sie bei der kalten Jahreszeit und ohne hinlängliche Nahrung solange verbleiben sollten, bis sie sich den an sie gestellten Forderungen fügen würden. Aus dieser mislichen Lage wurden sie nach einigen Tagen schon durch den Mut einiger weniger befreit, welche über dem Rücken ihrer Leidensgenossen die hohen Mauern des Zwingers überstiegen und wirksame Hilfe herbeiholten. Dieses Ereignis soll gerade an einem Josephstage vorgefallen sein. Zur Erinnerung an dasselbe soll das Bild des heil. Joseph dienen, welches sich noch jetzt im Rathhause in Freudenthal befindet.

Der Peterstein.

Nach dem Programm-Aufsatze des Neisser Gymnasiums v. J. 1846 und mündlich.

Der Peterstein erhebt sich zwischen dem Altvater und der Janowitzer Heide am Abhange der letzteren. Er trägt auf seinem höchsten Punkte eine Felsengruppe von Glimmerschiefer. In einzelnen durch Kunst geformten Steinstückchen erkennt die Sage die Überreste eines Denkmals, welches ein ehemaliger Besitzer der Janowitzer Herrschaft errichten liess.

Ein Graf nämlich, dem diese Herrschaft gehörte, verirrete sich einmal auf der Jagd und kam nach langem Umherstreifen an diese Felsengruppe, erblickte hier am

Gestein ein Bild des hl. Petrus, warf sich in der Angst seines Herzens vor ihm nieder und betete inbrünstig, der Heilige möge ihn auf den rechten Pfad leiten. Sein Gebet wurde erhört, der hl. Petrus selbst erschien ihm und zeigte ihm den richtigen Weg. Aus Dankbarkeit liess der Gerettete zur Erinnerung ein Denkmal von Stein errichten, auf dessen einer Seite der heilige Petrus, auf der anderen Christus am Kreuze abgebildet waren. Von dieser Zeit an hiess der Fels und der Berg der Peterstein.

Nach einer andern Sage flüchtete einmal aus einer Stadt ein liebendes Paar, dessen Verbindung die Eltern der Braut nicht zulassen wollten, in dieses Gebirge, die Verfolger hart hinter ihnen. Am Petersteine sanken beide sterbensmatt hin, ohne Stärkung, ohne Kunde des Weges. Da erschien ihnen auf ihr inniges Gebet Petrus mit Donner und Blitz, hüllte das liebende Paar in seinen schützenden Mantel und entrückte sie den Verfolgern gegen Karlsbrunn hinab; er tröstete sie obendrein mit der Hoffnung, dass sie bald durch das Eheband vereinigt ein kummerloses Leben führen würden. Diese Hoffnung gieng auch wirklich in Erfüllung. Der bisher namenlose Stein wurde sofort wegen der Erscheinung des hl. Petrus der Peterstein genannt.

Die Hexensteine in Jauernig.

In Jauernig liegt ein Grenzstein, der das fürstbischöfliche Gebiet vom städtischen trennt. Er führt den Namen Hexenstein, weil der Sage nach einst in der Nähe dieses Steines eine Hexe verbrannt wurde. Vor wenigen Jahren noch gab es ausserdem in derselben Stadt bei dem Rathhause einen Platz, der in die Rundung mit Quadersteinen gepflastert war, die man die Hexensteine nannte. Und das ist die Stelle, auf der ehemals in Jauernig die Hexen thatsächlich verbrannt wurden.

Der Saustein.

Nach dem Programm-Aufsatz des Neisser Gymnasiums v. J. 1845 und mündlich.

Im Rothwasser Forste auf dem kleinen „schwarzen Berge“ liegt mitten auf dem Wege, auf welchem man nach Böhmischdorf gelangt, ein breiter Granitstein, auf dem ziemlich kunstlos die Figur einer Sau ausgehauen ist. An jener Stelle nämlich tödtete der Sage nach ein gewisser Buchmann die letzte Wildsau, die in der dortigen Gegend sich aufhielt. Sie trug, wie erzählt wird, 9 Junge, weshalb ihr Tod ein um so erfreulicheres Ereignis war.

Die Todtenwiese bei Jauernig.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Folgt man der Strasse von Jauernig nach Weissbach, und wendet sich dann über die „Ziegelschläge“ hinüber, so kömmt man in wenigen Minuten auf eine zwischen zwei Bergwänden liegende sumpfige Wiese, die sogenannte Todtenwiese. Die Sage erzählt über diesen Platz Folgendes:

Die Schweden kamen im dreissigjährigen Kriege auf ihren Streifzügen auch nach Jauernig und plünderten die Stadt, zogen sich jedoch vor einem heranrückenden Heere in eine sehr vortheilhafte Stellung zurück. Dort glaubten sie dem Feinde eine erfolgreiche Schlacht liefern zu können. Dieser nahm dieselbe zu ihrem Erstaunen auch an. Die Schlacht fiel aber sehr unglücklich für die Schweden aus, viele wurden gefangen, noch mehrere fielen. Vom Blute der Niedergemetzelten soll das Wasser des zwischen den zwei Bergen fliessenden Bächleins ganz roth geworden sein; es heisst dieses Bächlein auch noch jetzt das rothe Wasser. Die Todten warf man über einen Haufen und bedeckte sie mit Erde und Steinen, wodurch ein mäsiger Hügel entstand, der noch jetzt der Todtenhügel oder die Todtenkoppe heisst. Die Umwohner wollen seit dem Tage der Schlacht in der Nähe jenes Platzes,

besonders zur Mittags- und Mitternachtszeit, Schlachtgetöse, Trommelwirbel, kriegerische Musik und anderen Spuk gehört und gesehen haben.

Die sieben Kreuze.

Nach einem Manuscripte im Besitze der k. k. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Nach dieser Schlacht sollen sieben Fürsten, Anführer des geschlagenen Schwedenheeres, mit der geringen, übrig gebliebenen Mannschaft in die nahen Berge geflohen sein. Auf der Hirschkoppe, im Vorderrevier des Patschkauer Forstes, sagt man, beschlossen sie nach einem üppigen Gastmahle einander zu ermorden, um so der Gefangenschaft zu entgehen. Einer stach den andern todt, der letzte sich selbst. Als die Soldaten auf diesen Platz kamen, betrauertem sie ihre Führer, begruben sie und setzten auf das Grab eines jeden ein roh gearbeitetes, steinernes Kreuz. Später liess der Sage zufolge der Fürstbischof von Breslau die Kreuze auf die Kirchthürme der nächsten Ortschaften Weissbach, Gostitz, Jauernig etc. versetzen. Sechs davon blieben auf den neuen Standorten stehen, das siebente war am andern Morgen auf seinen alten Platz zurückgekehrt und kam, so oft und so weit es auch versetzt ward, immer wieder auf seine Stelle zurück; weshalb es dann auch dort gelassen wurde und noch gegenwärtig dort zu sehen ist. Es soll auf dem Grabe desjenigen sich befinden, der sich selbst ermordete. Die Leute meiden diesen Platz; denn sie glauben, wenn man an dem jetzt halb versunkenen Kreuze vorüberkomme, so gehe man irre. Vogelsteller, Holzsammler u. s. w. wurden dort verschiedentlich geäfft.

Die Hölle.

Unweit der „sieben Kreuze“ ist eine Stelle, auf der die Fusstritte ganz hohl klingen. Daraus entstand beim Volke die Sage, dass unter jenem Platze die Hölle sei.

Der kühne Sprung.

Zu oberst im Oderthale bei Odrau liegt ein Felsblock, in den der Huf eines Pferdes deutlich eingedrückt ist. Dieses Denkzeichen wird auf die Zeit des dreissigjährigen Krieges zurückgeführt. In jene Gegend seien nämlich die Schweden gekommen. Einer der schwedischen Reiter habe sich, von den Feinden auf's äusserste bedrängt, von der über diesem Felsblocke schroff sich erhebenden Felswand auf denselben herabgestürzt. Wo das Pferd mit seinem Hufe den Felsblock traf, habe es jene Spur des gewaltigen Sprunges zurückgelassen.

Der Jungfernsprung.

Im Forstreviere Lindewiese heisst ein Felsen, der nur von der einen Seite zu ersteigen ist, auf der andern Seite aber senkrecht abfällt, der Jungfernsprung. Über die Entstehung dieses Namens geht im Munde des Volkes folgende Sage: Einst gieng ein Bauernmädchen in den Wald um Gras. Dort wurde sie von einem zudringlichen Jägerburschen mit Liebesanträgen verfolgt. In ihrer Besorgnis und Angst flieht sie, erheilt die Höhe dieses Felsens und stürzt sich in den Abgrund hinab, hinter ihr nach der liebeglühende Jäger. Das Mädchen entkam unbeschädigt, während der Jäger zerschmettert am Boden liegen blieb.

Die Salzlehne am Spitzberge.

In Gränzgrund, am Fusse des Spitzberges, lebte vor etwa 100 Jahren ein Mann, welcher auf dem genannten Berge Salz entdeckt hatte. Er bediente sich dessen lange Zeit, ohne die wichtige Salzlagerstätte jemandem zu zeigen. Wenn jemandem aus der Nachbarschaft das Salz ausgieng, borgte er ihm von seinem Vorrathe, mahnte aber niemanden darum, weil es ihm

so geboten war. Einmal nun zankte sein Weib mit einer Nachbarin, weil sie das geborgte Salz nicht wiedergegeben habe. Als bald darauf der Mann wieder Salz holen wollte, fand er den Ort nicht mehr, und eine Stimme rief: „Das Salz wird nicht eher wiedergefunden werden, als bis ein Zwillingsbrüderpaar, ohne einander zu kennen, daselbst sich erschlägt“. Einer andern Sage zufolge soll einst aus diesem Berge eine ungeheure Wassermasse hervorbrechen und die ganze Gegend überschwemmen.

Die Galgenmühle in Troppau.

Vor ungefähr 200 Jahren soll in der Nähe des alten Galgens bei Troppau eine Mühle, die Galgenmühle genannt, gestanden sein. Der Müller hatte einmal Mehl weggeführt und fuhr um Mitternacht beim Galgen, an dem noch ein Verbrecher hieng, vorüber. Diesem rief er in seinem Übermute die Worte zu: „Ich lade dich für den morgigen Tag zur Kirchweih ein.“ Wie gross aber war sein Schrecken, als der Gehenkte erwiederte: „Ich werde kommen.“ Des andern Tages gieng der Müller in die Minoritenkirche, erzählte einem Priester den Vorfall und bat ihn, zu ihm zum Mittagstische zu kommen, was dieser ihm auch zusagte. Als sie nun beim Essen sassen, kam ein Mann mit verdrehtem Kopfe herein und nahm lautlos an dem Tische Platz, ohne jedoch einen Bissen zu essen. Nach einer Weile aber sprach er mit hohler Stimme zum Müller: „Ich lade dich in vierzehn Tagen zu mir ein.“ Mit diesen Worten entfernte er sich. Dieser Tag war der Allerseelentag. Der Müller gieng zur bestimmten Frist in Begleitung des vorgenannten Priesters zum Galgen, wo ihn der Gehenkte schon erwartete. Hier verliess der Geistliche den Müller. Dieser aber gieng mit dem Gehenkten durch eine Pforte in die Unterwelt. Sie kamen alsbald in einen sehr schönen Garten, in welchem es dem Müller besonders gut gefiel. Nach einiger Zeit mahnte der Ge-

henkte den Müller daran, dass es Zeit sei, sich wieder auf die Oberwelt zu begeben. Der Müller gieng, erstaunte aber nicht wenig, als er oben angelangt weder seine Mühle noch den Teich bei derselben wiederfand. Die ganze Gegend schien ihm verändert. Er gieng deshalb gerades Weges in die Minoritenkirche und fragte nach dem Priester, der ihn begleitet hatte. Da wurde ihm gesagt, dieser Priester sei schon über 100 Jahre todt. Der Müller kniete nach dieser Nachricht am Altare nieder und betete. In wenigen Minuten verschied er an derselben Stelle.

Die 9 Linden.

Auf dem Wege von Troppau nach Jägerndorf befindet sich rechts eine alte Kapelle, von Lindenbäumen umgeben. Obwol jetzt mehr als 9 Linden dort stehen, heisst der Platz doch allgemein „bei den 9 Linden.“ Unter diesen Linden nun soll, wie das Volk der ganzen Umgegend zu erzählen weiss, einst nach Beendigung eines schweren Krieges von drei mächtigen Herrschern Friede geschlossen werden.



Legenden

von Christus dem Herrn und St. Petrus.

Die Getreideähren.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er einst auf seinen Reisen mit dem Apostelfürsten Petrus in ein Bauernhaus. Hier bemerkte er, wie die Bäuerin mit Brot und Mehl gar verschwenderisch umgieng. Als er sie deshalb zurechtwies, meinte sie, es wüchse ja Getreide auf den Feldern im Überflusse. Über diese Rede erzürnt verliess der Herr mit Petrus das Haus, und beide schritten einem nahen Felde zu. Dort fasste nun Christus einen der Halme, die, wie das Volk glaubt, damals noch ganz mit Körnern bewachsen waren, unten knapp an der Wurzel und fieng an die Körner abzustreifen. Petrus, von Mitgefühl gegen die Menschen ergriffen, fasste ebenfalls den Halm, um dem Zorne des Herrn Einhalt zu thun. Christus aber schob die Hand des Petrus immer weiter hinauf, bis endlich Petrus nur mehr die oberste Spitze der Ähre umfasst hielt. Nun fiel der mitleidige Jünger vor dem Herrn auf die Kniee und bat ihn flehentlich, doch diese Kleinigkeit den Menschen zu lassen, damit sie nicht Hungers sterben müssten. Dadurch endlich liess sich der Herr erweichen, und von dieser Zeit an erreicht die Getreideähre nur noch die Länge einer Mannesfaust. Die Knoten an den Getreidehalmen, die beiläufig eine Faustlänge von einander abstehen, gelten dem Landmann noch heute als ein sprechendes Zeugnis dafür, wie Christus die Hand des Petrus immer weiter und weiter hinaufschob.

Entstehung der Schwämme.

Ein andermal kamen beide in ein Dorf und hatten grossen Hunger; deshalb waren sie froh, als sie vor einem Hause den angenehmen Geruch von frischgebackenen Kuchen spürten. „Petrus,“ sagte Christus, „geh hinein, vielleicht bekommen wir etwas zu essen.“ Petrus gieng hinein und bekam auf sein Ansuchen drei Kuchen. „Halt,“ dachte er, „ich gebe Christus nur einen Kuchen, und für mich behalt' ich zwei; er weiss ja gar nicht, dass ich drei Kuchen bekommen habe.“ Als Jesus den einen Kuchen erhielt, fragte er: „Hast du nicht mehr als zwei Kuchen erhalten?“ „Nein,“ antwortete Petrus. Sie giengen nun weiter und kamen in einen grossen Wald, wo sie ausruhten. Dort wollte Petrus den zurückgehaltenen Kuchen verzehren. Er setzte sich deshalb hinter den Rücken des Meisters, damit dieser den Betrug nicht merke. Ruhig zog er dann seinen Kuchen aus der Tasche und biss herzhaft hinein. Kaum hatte er den ersten Bissen im Munde, so fragte ihn Jesus um dies und jenes. Petrus musste nun antworten und warf das abgebissene Stück rasch weg. So gieng es fort, bis der ganze Kuchen weggeworfen war. Jetzt stand Jesus auf, zeigte hinter Petrus auf die Erde und sprach: „Sieh diese neuen Gewächse an, sie sind aus den weggeworfenen Bissen entstanden. Es sind Schwämme, die den Menschen zur Nahrung dienen sollen.“

Jägerndorf, Königsberg.

Entstehung der Fliegen.

Als sie einst über Feld reisten, kamen sie an einer grossen Linde vorbei, in deren Schatten ein Mann behaglich sich ausgestreckt hatte. Als der Herr ihn so da liegen sah, fragte er ihn, welches der Weg in den nächsten Flecken sei. Der Mann aber war zu bequem, um aufzustehen und gehörig Bescheid zu geben; er zeigte daher mit seinem Fusse nach der

einzuschlagenden Richtung. Darüber ärgerte sich St. Petrus gar sehr und sprach zu Christus: „Herr, was thun wir dem Manne, er ist zu bequem, uns ordentlich den Weg zu zeigen?“ Der Herr antwortete: „Was willst du ihm thun? Nimm eine Hand voll Staub und wirf nach ihm.“ Petrus that, wie ihn der Herr geheissen, und es wurden Fliegen aus dem Staube, und sie stachen den Mann, so dass er, um die lästigen Gäste abzuwehren, nicht blos Hände und Füsse in Bewegung setzen, sondern schliesslich das kühle, schattige Plätzchen verlassen musste. Zur Belästigung ähnlicher Müsiggänger liess der Herr die Fliegen fort bestehen.

Wigstadt.

Ausgleich.

Besser kam ein anderer Faullenzer davon, den sie unter einem Birnbaume liegen sahen. Der hatte den Mund offen stehen, damit ihm die Früchte des Baumes von selbst hineinfallen könnten. Jesus fragte ihn um den Weg. Der Bursche, viel zu faul, sich aufzurichten oder eine Hand zu bewegen, gab blos mit einem Fusse die Richtung an, in der sie zu gehen hätten. „Das war ein Ausbund von einem Faullenzer!“ sagte Petrus, als sie einige Schritte gegangen waren. Nach längerer Reise kamen sie in eine wasserarme Gegend, wo sie gar kein Trinkwasser fanden, um ihren Durst zu löschen. Endlich begegnete ihnen ein Mädchen mit freundlicher und wolwillender Miene, die einen Krug frischen Wassers aus einer eben nicht nahen Quelle geholt hatte. Sie reichte den beiden Reisenden auf ihre Bitte bereitwillig den Krug. Diese leerten denselben zur Hälfte, worauf das Mädchen unverdrossen noch einmal zur Quelle zurückgieng, um den Krug nicht halbgefüllt nach Hause bringen zu müssen. Da sprach Petrus zu Jesus: „Herr, was willst du dem Mädchen als Lohn geben, sie ist so fleissig und brav.“ Jesus antwortete: „Der dort unter

dem Birnbaum lag, den will ich ihr als Mann beschreiben.“ Petrus erstaunte, Jesus aber fuhr fort: „Ja, das muss so sein, zwei Fleissige würden in ihrem Eifer sich zu Tode arbeiten, und zwei Faule würden verhungern.“

Jägerndorf, Weidenau.

Die fatale Verheissung.

Einst kamen sie auf ihrer Wanderung eines Abends ganz müde in ein Dorf. Sie giengen in die Scholtisei und baten um Nachtherberge; die Scholzin jedoch trieb sie scheltend zum Thore hinaus. Ruhig giengen sie weiter und sprachen in einer armseligen Hütte ein, wo sie liebevoll aufgenommen wurden. Ein spärliches Mahl bedeckte den Tisch der armen Familie, an dem die beiden Fremden aufgefordert wurden theilzunehmen. Sie folgten der Einladung und assen aus der vorgeetzten Schüssel. Aber obwol sie und alle Bewohner der Hütte sich vollständig satt assen, nahmen doch die Vorräthe auf dem Tische zur grossen Verwunderung der armen Familie nicht ab. Am andern Tage wanderten die beiden weiter. Vor ihrer Abreise versprach Christus der Frau, dass sie am nächsten Tage den ganzen Tag jene Beschäftigung treiben würde, die sie am Morgen zuerst beginnen würde. Als sie am andern Morgen aufstand, machte sie sich daran, ihrem Manne Hemden zuzuschneiden, und siehe, sie schnitt den ganzen Tag von einem Leinwandstücke, ohne dass dasselbe abnahm. Als die geizige Scholzin das hörte, lief sie den Fremden nach und bat sie, bei ihr einzukehren. Sie folgten ihrer Einladung und wurden reichlich bewirtet. Bei ihrer Abreise machte ihr der Herr dieselbe Verheissung, wie der armen Frau. Am nächsten Morgen stieg die Scholzin zeitiger aus den Federn, als sonst; da es aber noch etwas früh war, legte sie sich noch einmal nieder. Und nun stieg sie den ganzen Tag in's Bett hinein und wieder heraus, bis man unsern Herrgott zurückrief und ihn bat, die Kraft seiner Verheissung aufzuheben, was denn auch geschah.

Jauernig, Odrau.

Wie Judas beim letzten Abendmahle das Herz des Lammes ass.

Als Christus am Vorabende seines Leidens das Osterlamm ass, hatte er den Judas Iskariot zum Koch bestimmt und ihm aufgetragen, die Eingeweide des Lammes für ihn allein zuzurichten. Judas kaufte ein schwarzes Lamm ein und bereitete es zum Abendmahle, behielt aber das Herz für sich, während er die übrigen Theile der Eingeweide dem Meister vorsetzte. Als der Herr fragte, wo das Herz sei, antwortete der Falsche, schwarze Lämmer hätten kein Herz. Christus war damit zufrieden und schwieg. Nach dem Abendmahle aber nahm er Geldmünzen hervor, theilte sie in 13 Häuflein und gab jedem Apostel eines davon. Da nun ein Häuflein übrig blieb, fragten die Apostel, für wen das übrig gebliebene bestimmt sei. Der Herr antwortete: „Das ist für den bestimmt, der das Herz gegessen hat.“ Sogleich griff der geldgierige Judas nach den Münzen und verrieth sich so.

Wagstadt, Königsberg.



MÄRCHEN.



Der Schäferjunge und die 3 Riesen.

Eine Witwe hatte einen einzigen Sohn, den sie wegen ihrer Armut nicht zu ernähren vermochte. Sie sah sich daher genöthigt, ihn in die weite Welt zu schicken, damit er sich einen Dienst und Brot suche. Als er fortzog, gab sie ihm etwas Nahrungsmittel und ihren letzten Heller Geld mit. Schon war er einige Tage gereist, als er in einen Wald kam. Hier giengen ihm seine Reisevorräthe endlich aus, und er gerieth, da die Wildnis nicht sobald ein Ende nahm, in grosse Noth. Da gesellte sich ein gewaltig grosser, schwarzer Mann zu ihm. „Wohin Kleiner?“ redete er den Wanderer an. „Ich bin ausgegangen, einen Dienst zu suchen,“ war die Antwort. „Da kann ich dir einen guten Rath ertheilen,“ entgegnete der Unbekannte. „Hinter dem Walde liegt eine Stadt, in der ein König residirt; dieser braucht gerade einen Schäferjungen. Geh hin zu ihm, er wird dir Dienst und Lohn geben. Vergiss aber dann auch meiner nicht, wenn es dir gut gehen sollte. Ich gebe dir zum Andenken eine Pfeife mit. Wenn du damit pfeifst, so muss alles, was du gerade ansiehst, tanzen. Hier nimm aber auch diese Ruthe. Was damit geschlagen wird, muss des Todes sein. Verwahre diese beiden Stücke wol, sie werden dir zur rechten Zeit von grossem Nutzen sein.“ Der Unbekannte entfernte sich nun von ihm, und der Bursche gieng weiter. Kurz darauf kam er aus dem Walde, gieng in die Stadt, bewarb sich um den Dienst eines königlichen Schafhirten und erhielt ihn.

Ausserhalb dieser Stadt lag in einem Sumpfe ein ungeheurer, siebenköpfiger Drache. Diesem musste man jeden Tag einen Menschen als Nahrung bringen. Das geschah lange Zeit, bis zuletzt aus Anlass dieser Opferungen ein fürchterlicher Aufstand unter den Einwohnern

sich erhob. Man bestimmte von nun an durch's Los die unglücklichen Opfer, um Übervortheilungen auszuweichen. Da war nun gerade um jene Zeit das Los auf die Königstochter gefallen. Der König liess deshalb im ganzen Reiche kund thun, dass derjenige, der die Prinzessin von diesem Schicksal zu retten vermöge, die Hand derselben sammt dem königlichen Scepter als Lohn erhalte. Als der Tag gekommen war, an welchem die Prinzessin dem Drachen überliefert werden sollte, erbat sich unser Schäferjunge von seinem Meister die Erlaubnis, an den Opferplatz mitgehen zu dürfen. Es wurde ihm bewilligt, und er machte sich einige Stunden früher auf, unter dem Vorwande, sich einen Platz wählen zu wollen, wo er alles gut übersehen könnte. Der Weg führte ihn durch einen Wald. Dort traf er ein ungeheures, schwarzes Schloss, die Wohnung eines der drei Riesen, die in diesen Waldungen hausten. Der furchtbare Bewohner desselben kam ihm entgegen und sprach zu ihm: „Was schaffst du, kleiner Wurm, hier in meinem Gebiete?“ Der beherzte Schäferjunge antwortete: „Wart', ich will dich einen andern Ton anstimmen lehren.“ Er zog seine Pfeife aus der Tasche und fieng an zu pfeifen. Unwillkürlich nun gerieth der Riese in Tanzwut und tanzte, bis er vor Schwindel und Müdigkeit umfiel. Hierauf gab ihm der Schäfer mit seiner Zauberruthe einen Schlag, dass er sogleich das Leben aushauchte. Darauf schnitt er ihm die Zunge heraus, steckte sie ein und gieng in's Schloss. Er fand im Stalle einen Rappen mit Zaum und Sattel versehen, in der Waffenkammer ein Schwert und auch eine seinem Körper angemessene schwarze Panzerrüstung. Diese legte er an, führte den Rappen heraus und ritt dem Platze zu, wo der Drache hauste, von keinem Menschen erkannt. Hier angekommen wurde er gewahr, dass schon viele wackere Ritter vom Drachen niedergeschlagen worden waren. Aller Zuschauer Blicke waren jetzt auf den kleinen Reiter gerichtet, der im Fluge angesprengt kam. Sogleich fiel er über den Drachen her und kämpfte gegen denselben so gewandt und tapfer, dass es ihm endlich

gelang, dem Ungethüme zwei Köpfe abzuschlagen. Die Hitze des Kampfes hatte jedoch beide so ermattet, dass sie davon ablassen mussten. Dadurch wurde aber die Opferung nur um einen Tag aufgeschoben. Dem vermeintlichen Ritter jubelten alle Zuschauer ihren Dank entgegen; allein, um unerkannt zu bleiben, sprengte er in höchster Eile davon. Er ritt in den Wald zurück nach dem Schlosse des erschlagenen Riesen, legte seine Rüstung ab und bewahrte sie wieder dort auf, wo er sie gefunden, band den Rappen in den Stall und zog wieder als Schäferjunge nach Hause. Hier erzählte er, was er gesehen habe, auch den Vorgang mit dem unbekanntem Ritter. Am andern Tag erhielt derselbe abermals Erlaubnis, bei dem bevorstehenden Kampfe gegenwärtig zu sein. Unter dem Vorwande, nicht zu weit im Hintergrunde stehen zu müssen, brach er wieder etwas früher auf, zog durch den Wald, gieng aber an dem ersten Schlosse vorüber, und gelangte zu einem zweiten eben so grossen, aber rothen Schlosse. Nachdem er auch dort auf dieselbe Weise, wie den Tag vorher, den riesigen Bewohner desselben erlegt, ihm die Zunge ausgeschnitten und zu sich gesteckt hatte, trat er in das Schloss, fand im Stalle einen Rothfuchs mit Zaum und Sattel versehen, und in der Waffenkammer eine angemessene rothe Rüstung, die er sich schnell anlegte, worauf er dem Opferplatze zusprengte. Hier waren wieder der Ritter genug zugegen, keiner aber konnte den Drachen überwältigen. Mit Sehnsucht war längst schon der fremde Ritter erwartet worden; mit Jubel wurde er begrüsst. Gleich nach seiner Ankunft machte er sich über den Drachen her und focht wieder heiss und tapfer. Aber es gelang dem Drachen, den Ritter niederzuwerfen. Doch schnell und gewandt raffte er sich wieder auf, bestieg das Pferd, spornte es gegen den Drachen an und schlug dem Unthiere drei Köpfe ab. Jetzt blieben dem Drachen nur noch zwei Köpfe. An Kräften völlig erschöpft kroch er in seine Höhle. Und auch der Ritter war froh, die letzte Entscheidung auf den nächsten Tag verschieben zu können. Der König wollte zwar den unbekanntem

Helden nicht aus den Augen lassen, doch dieser war im Tumulte schnell auf und davon geritten. Er ritt wieder durch den Wald zurück, legte die Rüstung an ihren Platz und eilte nach Hause. Hier erzählte er wieder alles, was vorgefallen war. Der König aber befahl den andern Tag alles aufzubieten, um den Ritter zurückzuhalten, damit er durch eine reichliche Belohnung ihm seinen Dank bezeigen könne. Und sollte es nicht anders möglich sein, so sollte der geschickteste Ritter aus seinen Leuten ihm eine ungefährliche Wunde beibringen, um ihn dann daran zu erkennen. Als der dritte Tag anbrach, erwirkte sich der Schäferjunge nochmals durch dringendes Bitten die Erlaubnis, dem bevorstehenden Kampfe beiwohnen zu dürfen. Er eilte wieder ein Paar Stunden früher in den Wald, gieng an dem ersten und zweiten Schlosse vorüber und gelangte zu einem dritten, welches weiss war. Dort kam ihm ein Riese entgegen und herrschte ihn an: „Bist du, elender Zwerg, noch nicht damit zufrieden, meine Brüder getödtet zu haben, wart', ich will dir's entgelten.“ Da nimmt der Schäferjunge wiederum sein Pfeifchen zur Hand, und sogleich fängt der Riese an zu tanzen, bis er vor Schwindel zusammenbricht. Ein Schlag mit der Ruthe tödtet ihn vollends. Der Schäfer schnitt ihm noch die Zunge aus und steckte sie zu sich. Dann gieng er in den Stall, und fand hier einen schneeweissen Schimmel. Den zäumte und sattelte er, legte sich eine weisse Rüstung an und galopierte dem Schauplatze zu. Alle Zuschauer warteten schon mit Sehnsucht auf seine Ankunft. Als der Drache ihn erblickte, wollte er in seinen Schlupfwinkel flüchten; allein der wackere Ritter holte ihn ein. Er schlug ihm noch die beiden letzten Köpfe ab und schnitt die Zungen heraus, die er in sein Wams steckte. Hierauf bestieg er seinen Schimmel und sprengte davon, der Zurufe des Volkes nicht achtend, das ihn zurückhalten wollte. Aber während er so dahin flog, warf ein Ritter seine Lanze nach ihm und verwundete ihn am Arme. Der Retter der Prinzessin liess sich dadurch

nicht aufhalten, in kurzer Zeit befand er sich in dem Schlosse. Er legte dort seine Rüstung ab und kehrte im Schäfergewande zu seinem Herrn zurück, wo er wieder alles Vorgefallene erzählte. Von dem Platze, wo der Drache getödtet worden war, wurde die Prinzessin unter allgemeinem Jubel nach der Stadt und in die königliche Burg gebracht. Kein Mensch wusste, wer der kleine, fremde Ritter gewesen, durch welchen sowol die Prinzessin, als auch die ganze Stadt gerettet worden war. Der König liess die genauesten und sorgfältigsten Nachforschungen anstellen, alle Aerzte mussten über ihre Kranken Bericht erstatten, damit der verwundete Ritter ausfindig gemacht werde. Alles vergebens.

Den Schäferjungen kam jetzt die Lust an, auch die Gärtnerei zu erlernen. Er liess sein Vorhaben dem Könige melden, und es wurde ihm gestattet. Er wurde also dem Hofgärtner übergeben. Am ersten Morgen nach seiner Aufnahme sang er im Schlossgarten ein Lied. Zufällig befand er sich unter den Fenstern des Gemaches der Prinzessin. Diese hörte seinem Gesange vom Fenster aus mit Wolgefallen zu. Das geschah durch mehrere Tage hindurch. Während nun die Prinzessin den Burschen, an dem sie Gefallen gefunden hatte, einmal aufmerksam beobachtete, nahm sie wahr, dass er an Arm verwundet sei. Sie dringt in ihn, zu bekennen, wie er zu dieser Wunde gekommen. Jetzt sah er, dass sich die Sache nicht mehr länger verheimlichen lasse, und antwortete: „Prinzessin, dies ist mein Lohn für deine Lebensrettung.“ „Bist du es wirklich,“ sagte sie, „der den Drachen erlegt hat?“ „Ja,“ entgegnete er, „ich kann auch Beweise dafür beibringen.“ Darauf entgegnete die Prinzessin: „Das kann entweder für dich oder für einen andern schlimme Folgen haben. Ein Ritter nämlich gibt ebenfalls an, mein Lebensretter zu sein. Als Beweis zeigt er die Drachenköpfe vor, in deren Besitz er ist.“ Dagegen erklärte der Gärtnerbursche, dass er zwar keine abgeschlagene Drachenköpfe aufzuweisen, aber aus zweien derselben die Zungen herausgeschnitten und aufbewahrt habe. „Nun lass

es gut sein,“ tröstete ihn die Prinzessin, „vermagst du deine Aussage unwiderleglich zu beweisen, so werde ich sammt dem Königreiche dein Lohn sein. Am Tage der Entscheidung werde ich dich rufen lassen. Schweige jedoch von dem Geheimnisse, bis Zeit und Stunde da ist.“

Drei Tage vor der Hochzeit mit dem angeblichen Retter veranstaltete der König ein grosses Freudenfest und lud dazu die vornehmsten Ritter ein. Nach aufgehobener Tafel liess die Prinzessin den als Prinzen gekleideten Gärtnerburschen einführen, und nun forderte sie diesen sowol, als den Ritter, der sich die Ehre, ihr Lebensretter zu sein, angemasst hatte, auf, die Beweise ihrer That darzulegen. Der falsche Held brachte die Drachenköpfe zum Beweise herbei. Da stellte der verkleidete Gärtnerbursche die Frage, ob auch alle Köpfe Zungen hätten. Die Untersuchung bestätigte, dass zweien der Köpfe die Zungen fehlten. Nun zeigte dieser die zwei Zungen vor, und sie passten genau zu den Rachen. Jetzt erzählte der wirkliche Held, dass er auch die drei Riesen getödtet habe, und zeigte deren Zungen vor. Sogleich wurden die von den Riesen bewohnten Schlösser untersucht, und man fand die Aussage bestätigt; denn man traf noch die Riesenleichname und überzeugte sich, dass ihnen die Zungen fehlten.

Nach kurzer Zeit wurde der wahre Held mit der Prinzessin vermählt, der falsche aber gerädert.

Die dankbaren Thiere.

Ein Gutsbesitzer hatte einen Sohn, den er zum Erben seines Gutes bestimmte. Der Sohn aber fand keinen Gefallen an der Landwirtschaft, sondern wollte ein Fleischer werden. So viel sich auch der Vater Mühe gab, ihm das auszureden, er blieb bei seiner Neigung. In Kurzem fand er in der Stadt einen Lehrmeister. Der Vater hatte dies bald in Erfahrung gebracht und ersuchte den Meister, er möge ihn sehr hart halten und ihm dadurch die Lust zum Handwerke verleiden, den Sohn hingegen stachelte er an, keine harte Behandlung zu dulden. Auf diese Weise wollte er ihn wieder nach Hause locken. Aber der Plan schlug fehl. Der Sohn war seinem Meister sehr folgsam, recht gelehrig und brav.

Als die Lehrzeit beendet war, erwachte in ihm die Wanderlust. Er schnürte sich sein „Felleisen“ und gieng auf die Wanderschaft. Nachdem er eine Zeit lang gereist war, kam er in einen tiefen Wald. Hier traf er auf einem freien Platze einen Riesen, einen Hund, einen Adler und eine Ameise beisammen. Als er die Gruppe von ferne erblickte, wollte er ihr ausweichen. Allein es war zu spät. Der Riese hatte ihn schon wahrgenommen und forderte ihn auf, näher zu kommen und einen Streit unter ihnen zu schlichten, so dass jeder Theil von ihnen zufrieden gestellt werde; widrigenfalls es sein Leben koste. Bei dem Streite aber handelte es sich um die Theilung eines Ochsen. Der Fleischer unternahm die Theilung und gab der Ameise den Kopf desselben. Diese fand sich vollkommen zufrieden gestellt wegen der vielen Winkel und Verstecke, die sie darin fand. Dem Adler wurden die Eingeweide, dem Hunde die Knochen und dem Riesen das Fleisch zugetheilt, einem jeden zu seiner Zufrie-

denheit. Zum Danke erhielt er von jedem ein Geschenk, das zwischen den Händen gerieben von wunderbarer Wirkung sein sollte: vom Riesen ein Haar, das ihm die siebzigfache Kraft eines Pferdes, vom Hunde ebenfalls ein Haar, das ihm die Schnelligkeit einer abgeschossenen Kugel verleihe; von dem Adler eine Feder, welche ihn in einen Vogel mit grosser Flugkraft und von der Ameise ein Ameisenbein, welches ihn in eine Ameise verwandle. Dann konnte er seiner Wege gehen.

Auf seiner weiteren Wanderung kam er in eine grosse Stadt. Im Gasthause, wo er einkehrte, fragte er den Wirt um Neuigkeiten. Dieser erzählte ihm unter andern: „Ich bin vom Könige angewiesen, alle Gäste, welche sich zur Ausführung einer von ihm gestellten Aufgabe bereit erklären, auf seine Kosten zu beherbergen. Jeder, der sich hiezu meldet, muss dem Bruder des Königs, der in einem weiten, fernen Lande wohnt, einen Brief überbringen. Bei ihm angekommen empfängt er einen Anzug, der nach dortiger Landessitte verfertigt ist, dazu ein Antwortschreiben. So wird er heimgesandt. Wer diese Aufgabe glücklich vollführt und als der erste mit dem Antwortschreiben zurück kömmt, erhält als Lohn die Hand der Erbprinzessin und den königlichen Thron.“ Der Fleischer äusserte nun auch seinen Wunsch und Vorsatz, sich an der Reise zu betheiligen. Dem Wirte schien es, als ob er für ein solches Unternehmen nicht genug gewandt sei; er versuchte deshalb, ihn davon abzuhalten. Der Fleischer blieb aber bei seinem Entschlusse und wurde daher auch beim Könige angemeldet. Dieser erstaunte über die Kühnheit des unansehnlichen Menschen; jedoch liess er ihn nach vergeblichem Abrathen gewähren.

Am nächsten Morgen traten sämmtliche Reisegegnossen, die sich eingefunden hatten, die Reise an. Zur ersten Raststätte wählten sie einen Gasthof. Nachdem sie sich mit Speise und Trank erquickt hatten, begaben sie sich zur Ruhe. Der Fleischer schlief bis zum andern Morgen, während die übrigen Gefährten, um seiner los zu werden, in der Nacht

schon aufgebrochen waren und eiligst die Reise fortgesetzt hatten. Als er erwachte, merkte er sogleich den Streich. Er erinnerte sich aber auch sofort des Haares, das er vom Hunde erhalten hatte, nahm es hervor, rieb es zwischen seinen Händen, und im Nu war er seinen Gefährten weit voraus und nicht mehr fern vom Ziele. Dort angekommen übergab er den Brief, erhielt neue Kleider und eine Rückantwort, worauf er mit derselben Geschwindigkeit, mit der er hingekommen war, zurück eilte. Als er bei seinem Könige als der erste unter allen wieder anlangte, wunderte sich dieser nicht wenig, wie es ihm gelungen sei, in so kurzer Zeit hin- und zurück zu gelangen. Doch wollte er sein einmal gegebenes Wort, seine Tochter dem glücklichen Boten zur Gemahlin zu geben, nicht brechen und bestimmte den Tag der Verlobung. Sie wurde am festgesetzten Tage gefeiert. Nach Beendigung derselben stellte man eine Spazierfahrt an, woran der König, die beiden Verlobten und der ganze Hofstaat Theil nahmen. Während dieser Spazierfahrt erhob sich ausserhalb der Stadt eine ungeheuere Staubwolke, die rasch näher kam. Der Bräutigam, von bösen Ahnungen getrieben, mahnte zur Rückkehr, aber vergebens. Gleich darauf waren alle in die Staubwolke der Art eingehüllt, dass eines das andere nicht erkannte. Es brauste ein ungewöhnlich heftiger, von Donner und Blitz begleiteter Sturm über sie hin. Alle wurden davon zu Boden geworfen. Als der Sturm vorübergegangen war, rafften sich alle wieder empor. Die Prinzessin aber wurde vermisst und war nirgends zu finden. Man sandte Boten nach allen Richtungen aus, und als diese ohne Erfolg zurück gekommen waren, hielt sich der König für überzeugt, dass ihm seine Tochter geraubt worden sei. Der Bräutigam aber war entschlossen, die Prinzessin zu suchen, koste es, was es wolle. Es war für ihn ein schwieriges Unternehmen; denn nicht die leiseste Spur war da, wohin sie gekommen sein konnte. Da fiel ihm die Adlerfeder ein. Er rieb sie zwischen seinen Händen mit dem Wunsche, in eine Nachtigall

verwandelt zu werden. Im nächsten Augenblicke schon flog er mit den andern Vögeln in der Luft herum. Er durchkreuzte in unermüdetem Fluge die verschiedensten Gegenden und Länder.

Einmal nun flog er über ein grosses Meer. Mit-ten auf demselben nahm er ein prächtiges Schloss wahr, das auf einer kleinen Insel über dem Wasser hervorragte. Er flog ganz nahe an dasselbe heran und betrachtete es ringsum mit spähemdem Blick. Zwar fand er eine Menge Fenster an allen Seiten, aber keine Eingangspforte. Als er sich aber auf ein Fenster setzte und hineinblickte, sah er einsam sitzend und in Tiefsinn versunken seine Braut. Jetzt fieng er an die schönsten Weisen zu singen. Sie öffnete das Fenster und suchte den Vogel zu haschen. Dieser liess es geduldig geschehen. Als er bei ihr war, nahm er seine frühere Gestalt an. Mit Erstaunen betrachtete die Prinzessin ihren Bräutigam. Er fragte sie, wie sie hierher gekommen sei, und in wessen Gewalt sie sich befinde. Da erzählte sie ihm, dass dieses Schloss die Wohnung eines Drachen sei, der sie gefangen halte. Dieser nämlich habe auf jener Spazierfahrt den Sturm verursacht und sie dabei geraubt. „Was ist deine Beschäftigung hier?“ fragte er weiter. Sie erklärte ihm: „Täglich verweilt der Drache, wenn er von seinen Drachenfahrten zurück kömmt, eine Stunde hier im Schlosse. Ich habe dann nichts zu thun, als ihm die Haare zu kämmen, was ihm sehr zu behagen scheint.“ „Welche Mittel soll ich anwenden,“ fragte hierauf der Bräutigam, „um dich aus deiner Gefangenschaft zu befreien?“ Sie wusste keinen Rath. „So forsche ihn aus,“ sagte er, „und trachte ihm das Geheimnis zu entlocken.“ Um jedoch nicht von dem Drachen, dessen Ankunft nahe bevorstand, bemerkt zu werden, benützte er das Geschenk der Ameise, verwandelte sich in ein solches Insekt und verbarg sich in eine Falte ihres Kleides. Der Drache erschien gleich darauf und liess sich von der Prinzessin in gewohnter Weise kämmen. Sie wandte nun alles an, um von ihm zu erforschen, ob und wie sie erlöst

werden könne. Den ersten Tag richtete sie nichts aus. Den folgenden Tag aber verdoppelte sie ihre Mühe und drang in schlauester und sanftester Weise in ihn, ihre Neugierde zu befriedigen. Endlich nach vielem Zureden eröffnete er ihr Folgendes: „Wer dich erlösen will, muss ein Ungeheuer jenseits des Meeres besiegen und tödten. Es hat die Gestalt eines Igels und besitzt die Kräfte von 70 Pferden. Ist es getödtet, so springt aus seinen Eingeweiden ein Hase hervor. Dieser muss gefangen und ebenfalls erschlagen werden. Sodann kömmt aus ihm eine Ente hervor. Auch diese muss getödtet werden. Aus ihren Eingeweiden werden sodann 4 Eier rollen, die Eier aber muss derjenige, der mich umbringen will, mir an den Nacken werfen, wodurch ich besiegt werde. Wenn dies alles geschehen ist, dann bist du frei.“ Nach diesen Worten entfernte sich der Drache, der Bräutigam aber nahm Abschied, und flog als Vogel wieder über's Meer, um den Igel aufzusuchen. Er fand das Unthier in kurzer Zeit. Vor dem Saume des Waldes, in welchem dasselbe hauste, war eine Herberge für Reisende, wo er einkehrte. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, nahm er noch 3 Brote und 3 Flaschen Wein mit und machte sich wieder auf den Weg. Als er eine kurze Strecke gegangen war, kam er zu einer Eiche. An deren Stamme liess er den Wein und das Brot zurück und gieng in den Wald hinein. Der Igel kam ihm von weitem schon entgegen und fragte, wen er hier suche. „Niemand andern, als dich,“ entgegnete er. „Und was ist dein Begehren?“ brüllte das Ungethüm. „Mit dir zu kämpfen,“ lautete die Antwort. Da brach der Igel in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Kühner Eindringling, entferne dich, sonst bist du des Todes!“ „Nicht eher,“ antwortete dieser, „als bis ich dich besiegt habe.“ Nun gieng der Kampf an. Der Fleischer hatte sein vom Riesen empfangenes Haar schon gerieben und kämpfte mit Riesenstärke gegen das gewaltige Unthier. Keiner von beiden siegte, keiner unterlag, bis sie einer wie der andere erschöpft das gleiche Bedürfnis hatten eine Weile auszuruhen. Der

Fleischer gieng nach der Eiche zurück, holte seine Labung herbei und bot auch seinem Gegner Brot und Wein zur Stärkung an. Dieser verschmähte es nicht. Es gelang ihm jedoch nicht aus der dargebotenen Flasche zu trinken, so sehr ihn auch düstete; denn er konnte dieselbe nicht fassen. Dessen überhob ihn der Fleischer, er goss ihm den Wein in den Schlund, aber so schnell und so viel auf einmal, dass er ersticken musste. Plötzlich sprang ein Hase aus seinen Eingeweiden. Diesen fieng der Fleischer und tödtete ihn. Augenblicklich kam eine Ente daraus hervor. Nachdem er auch diese getangen und getödtet hatte, rollten 4 Eier aus ihrem Bauche, die er schnell erfasste und in der Gestalt und mit der Schnelligkeit eines Vogels nach dem Drachenschlosse brachte. Hier lag der Drache bereits krank und ohnmächtig darnieder. Der Fleischer gieng zu ihm hin und warf ihm die Eier an den Nacken. Alsogleich war der Drache des Todes, und die Prinzessin war befreit.

Der Befreier selbst hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als mit Vogelschwingen über das Meer zu fliegen, nach der Burg des Vaters seiner Braut zu eilen, ihm die Rettung seiner Tochter zu verkündigen und ihn zu mahnen, dass er ein Schiff ausrüsten lasse, um so schnell als möglich über's Meer zu fahren und die einsam harrende Tochter abzuholen. Unter grossen Jubel wurde die Braut nun abgeholt und heimgebracht. Nach ihrer Ankunft im väterlichen Schlosse feierte der König unverzüglich die Vermählung des glücklichen Paares und setzte dasselbe als Erben seines Reiches ein.

Weidenau, Jägerndorf.

Der König und seine drei Söhne.

Der König eines fernen Reiches hatte drei Söhne, aber keine Tochter. Zum Ersatze dafür hatte er ein blühend schönes, aber verwaistes Mädchen angenommen. Für diese fasste jeder der drei Prinzen die zärtlichste Liebe. Dies blieb dem Könige kein Geheimnis. Er berathschlagte daher bei sich, welchen von den drei Söhnen, die ihm alle gleich lieb waren, er als Bräutigam für sie bestimmen sollte. Endlich fiel ihm ein Auskunftsmittel ein. Er versammelte die Prinzen um sich und sprach zu ihnen: „Meine lieben Söhne! einer von euch soll einst mein Thronfolger werden. Wer den Thron erbt, dem bestimme ich auch die angenommene Prinzessin als Braut. Ich will jedoch die Entscheidung, welcher von euch der glückliche sein soll, dem Zufall überlassen. Ich sende euch in die Welt, und jeder möge ziehen, wohin es ihm beliebt. Nach einem Jahre jedoch sollt ihr wieder bei mir zusammentreffen. Wer dann das vorzüglichste Geschenk mitbringt, der hat auf das Reich und auf die geliebte Braut den unbestrittenen Anspruch.“ Die Söhne giengen auf diesen Plan bereitwillig ein. Den folgenden Tag schon traten sie die Reise an und begleiteten einander bis zur ersten Nachtherberge. Am nächsten Morgen gaben sie sich noch gegenseitig das Versprechen, über's Jahr wieder hier zusammenzutreffen, und trennten sich. Jeder schlug eine andere Richtung ein.

Der älteste der Brüder kam nach einiger Zeit in eine grosse Stadt, wo eben ein schöner Teppich für 300 Goldstücke feilgeboten wurde. Dieser Teppich hatte die Kraft, dass derjenige, der denselben besass, sich augenblicklich an jeden beliebigen Ort hin versetzen konnte. Gut, dachte der Prinz, den will ich kaufen; ein solches Geschenk wird keiner meiner Brüder mitbringen. Und er kaufte ihn. Unterdessen war auch der zweite Prinz in eine grosse,

reiche Stadt gekommen. Hier bot man ein Fernrohr für 500 Goldstücke zum Verkaufe aus, welches die Eigenschaft hatte, dass derjenige, welcher hindurch sah, mit einem Blicke alles übersehen konnte, selbst was in den fernsten Ländern geschah. Der Prinz kaufte sogleich das Rohr für den bestimmten Preis und sah sich schon als den Bräutigam der geliebten Braut. Auch den jüngsten der Prinzen hatte der Weg in eine grosse Stadt geführt. Gerade bei seiner Ankunft machte man öffentlich bekannt, dass ein Apfel für den Preis von 600 Goldstücken zu verkaufen sei, mit dessen Saft Kranke jeder Art geheilt, alte Personen verjüngt und selbst Verstorbene wieder lebendig gemacht werden könnten. Ohne Zögern zahlte der Prinz den Preis und dachte bei sich: Welches Geschenk könnte wol dem Vater willkommener sein? Mir kann es nicht fehlen, den Vorzug vor meinen Brüdern zu erlangen.

Ehe die Zeit eines Jahres um war, machten sich die drei Brüder wieder auf den Heimweg und langten am bestimmten Tage in dem Gasthose an, welcher eine Tagreise von ihres Vaters Wohnung entfernt war. Sie begrüßten sich brüderlich und fragten einander um ihre Erlebnisse. Und jeder erzählte, was ihm begegnet war. Endlich kamen sie überein, eine Probe mit den angekauften Sachen anzustellen. Zuerst giengen sie an die Prüfung des Fernrohres. Der mittlere Bruder sah hinein, um das Befinden des Vaters zu erforschen. Da sah er den alten Mann sterbenskrank im Bette liegen und die Umstehenden in trostloser Verzweiflung. Kaum hatte er das seinen Brüdern mitgetheilt, so beschlossen sie, die Kraft des Teppichs zu versuchen. Sie breiteten ihn auf den Boden, setzten sich darauf, und im Nu sahen sie sich an das Bett ihres Vaters versetzt. Sogleich nahm der jüngste von ihnen seinen Apfel hervor, presste einige Tropfen Saft daraus auf das Haupt des Sterbenden, und im Augenblicke war er gesund und rüstig.

Dem Könige aber leuchtete es bald ein, dass keinem Geschenke vor dem andern ein Vorzug gebühre, da

alle drei an seiner Rettung den gleichen Antheil hatten. Er erklärte ihnen also, dass es ihm unmöglich sei, einen gerechten Entscheidungsspruch zu thun; er müsse ihnen daher nochmals eine Aufgabe stellen. Wer von ihnen seinen Pfeil am weitesten schießen könne, dem solle der Preis zuerkannt werden. Die Prinzen waren damit einverstanden. Als der Tag erschienen war, an welchem das Wettschießen stattfinden sollte, verfügten sie sich an den bestimmten Platz. Der älteste schoss zuerst, und sein Pfeil traf weiter, als jedermann erwartet hatte. Der mittlere Bruder aber, welcher nun an die Reihe kam, schoss beträchtlich weiter. Dann trat der jüngste auf den Platz und schoss. Sein Pfeil schwirrte durch die Luft, aber niemand sah ihn niederfallen, auch war er trotz sorgfältigen Suchens nicht wieder zu finden. Der König traf daher die Entscheidung, dass der mittlere der Söhne den Preis erhalte.

Sein jüngerer Bruder beschloss aber, nicht eher zu ruhen, als bis er den Pfeil gefunden habe. Er suchte und suchte, bis er in ganz unbekannte Gegenden kam. Da legte er sich eines Abends ganz ermüdet an einer Felswand nieder und schlief ein. Als er des Morgens erwachte, musterte er den Ort und bemerkte an der Felswand eine geschlossene Pforte. Er rüttelte daran und öffnete dieselbe ohne viele Mühe. Da er in den Eingang treten wollte, kam ihm eine Frau von wunderbarer Schönheit entgegen, so dass er vor Überraschung kein Wort sprechen konnte. Die holde Gestalt aber fragte ihn um sein Verlangen. Er theilte ihr mit, dass er einen verschossenen Pfeil suche. Im Stillen war er mit sich einig, dass dieses Wesen an Schönheit seine verlorene Braut weit überstrahle. „Den gesuchten Pfeil,“ sprach sie nun, „kannst du hier finden,“ wobei sie auf die innere Felspforte wies. Dort steckte wirklich der vermisste Pfeil. Sie führte ihn dann in einen reich geschmückten Saal, wo ein mit den köstlichsten Speisen und Getränken besetzter Tisch stand, und lud ihn ein, davon nach Lust zu essen und zu trinken. Sie eröffnete ihm dabei,

dass sie die Königin eines Reiches sei, welches an Umfang das seines Vaters weit übertreffe, und erklärte ihm, dass sie geneigt sei, ihn zum Gemahl zu nehmen, wenn ihn dies befriedigen könne. Durch diesen Antrag fühlte er sich unaussprechlich beglückt und bat nur, noch einmal seinen Vater und seine Brüder besuchen zu dürfen. Diese Bitte gewährte sie ihm. Als bereits ein Jahr verflossen war, machte er sich, begleitet von einer Anzahl reich geschmückter Diener mit dem prächtigsten Gespann auf die Reise und kam glücklich bei seinem Vater an. Die reichen Geschenke, die er mitbrachte, und der Aufwand, den er machte, reizten die Misgunst seines Bruders auf das heftigste. Er suchte dabei seinem Vater begreiflich zu machen, dass die Reichthümer seines Bruders nur Geschenke des Teufels sein können, und dass er sie alle noch in's Verderben stürzen werde. Deshalb möge er trachten, ihn für immer fern zu halten. Der Vater berief daher eine Zauberin, um ihren Rath zu vernehmen. Diese erschien und schlug ihm vor, den fremden König aufzufordern, dass er nach Verlauf eines Jahres wiederkehre und ein Zelt mitbringe, welches man mit einer Hand bedecken könne, das aber auch gross genug sei, um sein ganzes Kriegsheer aufzunehmen. Das gefiel dem König, und den folgenden Morgen, als der jüngste Sohn wieder abreisen wollte, machte er ihm dieses Begehren kund. Das verursachte dem Sohne Kummer.

Als er daher mit betrübtem Herzen bei seiner Gemahlin ankam, so fragte sie ihn sogleich um den Grund seiner Niedergeschlagenheit, und er theilte ihr denselben mit. Sie tröstete ihn und versprach ihm Rath zu schaffen. Als er gegen Ende des zweiten Jahres abreisen wollte, gab sie ihm eine Citrone mit der Weisung, sie als das verlangte Zelt dem Vater vorzuzeigen. Er brauche sie nur mit der Hand zusammenzudrücken, so werde sie sich zu einem ungeheuren Zelte ausdehnen, und sein ganzes Kriegsheer könne sich dann darunter lagern. Er fuhr ab. Nach seiner Ankunft im Schlosse seines Vaters wurde er

aufgefordert, das verlangte Zelt vorzuzeigen. Er zeigte alsbald die Citrone, bedeckte sie mit seiner Hand und erklärte zugleich, dass dies das verlangte Lagerzelt sei. Jetzt drückte er die Hand und presste die Citrone. Im Nu war ein ungeheures Zelt ausgespannt, und darunter lagerte auf einer unabsehbaren, weiten Ebene eine zahllose Armee, deren stattliche Ausrüstung alles Ähnliche in der Welt überbot. Dadurch aber war der giftige Neid in dem Herzen seines Bruders wieder wach geworden. Er bat seinen Vater auf Mittel zu sinnen, um den unheimlichen Gast auf immer los zu werden. Der Vater liess abermals die alte Zauberin zu sich berufen, um sich ihres Beistandes zu bedienen. Diese gab den Rath, man möge von dem Gaste verlangen, dass er nächstes Jahr einen Trunk Wassers aus dem Born des Lebens mitbringe. Das erfordere ein Wagnis, wobei er gewiss den Tod finden müsse. Als der Gast den Rückweg antreten wollte, brachte ihm der Vater sein Begehren vor. Da sank ihm aller Mut, mit schwerem Herzen fuhr er nach Hause. Seine Gemahlin erkannte auch jetzt wieder, dass ihm etwas fehle. Sie forschte nach der Ursache. Er eröffnete ihr sein Herz. Sie versprach auch diesmal ihm zu helfen, bemerkte jedoch, dass er nicht lange bei ihr weilen könne.

„Du musst nämlich,“ sagte sie, „in ein entferntes Land ziehen und unwegsame Gegenden durchwandern. Damit du aber sicher an's Ziel gelangest, gebe ich dir einen Schmetterling mit. Diesen lass vor dir herflattern und folge ihm, wohin er fliegt. So wirst du endlich zu der Stelle kommen, wo das Wasser des Lebens quillt. Der Brunnen aber wird von furchtbaren Riesen bewacht, die jeden tödten, welcher daraus zu schöpfen versucht. Wenn du ihnen auf einige Entfernung nahe gekommen bist, so halte dich so lange vor ihren Blicken verborgen, bis sie durch die Gaukeleien des Schmetterlings, den sie zu haschen suchen, von der Quelle sich entfernt haben. Erspähe dann den rechten Augenblick, schöpfe einen Becher voll und eile damit zurück.“ Der König folgte

den Weisungen, und es kam alles so, wie es ihm vorhergesagt wurde. Das Wagstück gelang. Indessen war das Jahr beinahe verstrichen, und er machte sich zum drittenmale nach dem Schlosse seines Vaters auf. Dort angekommen überreichte er seinem Vater den Becher mit dem Lebenstranke. Der Alte trank und verspürte sogleich die Wirkung davon in seinen Gliedern, sein ganzer Körper war von jugendlicher Kraft durchdrungen. Desto heftiger aber entbrannte der Neid gegen ihn im Herzen seines Bruders. Er beschwor den Vater, diesen Verbündeten des Teufels ein für allemal fortzubannen. Der Vater versprach es und wandte sich noch einmal an die alte Zauberin. Diese erklärte endlich, das letzte und unfehlbare Mittel entdeckt zu haben. Er solle, sagte sie, nochmals zu einem Besuche eingeladen werden; als Begleiter solle er einen Mann mitbringen, der nur zwei Schuh lang sei, einen Bart von dreissig Ellen Länge habe und eine Keule von dreissig Centnern trage. An dieser Aufgabe müssten seine Höllenkünste scheitern. Der Vater gab seinen Beifall. Bei der Abreise seines Gastes lud er ihn ein, über ein Jahr wiederzukommen, stellte ihm aber zugleich die obige Bedingung. Dieser zog ab, und mit gramerfültem Herzen kam er zu Hause an. Nachdem er dort seiner Gemahlin alles Vorgefallene erzählt hatte, sprach sie zu ihm: „Die Forderung ist hart, ihre Erfüllung aber nicht unmöglich. Mit dem Wesen, das dich begleiten soll, ist mein Bruder gemeint. Zu diesem muss ich dich nun senden.“ Sie gab ihm zu diesem Zwecke ein Buch mit, welches die Zauberformel enthielt, mit deren Hilfe jener zu beschwören war. Sie wies ihn an, in einem gewissen Walde so lange in die Tiefe des Forstes hineinzuwandern, bis er zu einem grossen See kommen würde. Dort solle er am Ufer in dem Buche lesen, bis die seltsame Gestalt erscheine und um sein Begehren frage. Nur warnte sie ihn, bei seinem Anblicke zu lachen, weil es dann um sein Leben gethan wäre. Der König zog nach der bezeichneten Wildnis und langte nach und nach bei dem erwähnten See an.

Er schlug sein Buch auf und las. Da begann es in der Tiefe des Sees zu toben, wie ein fernrollender Donner. Zugleich fieng der See an in grosse und rauschende Bewegung zu gerathen, bis eine Woge die andere schlug, wie im wildesten Sturme. Endlich erhob sich aus dem stürmischen See die abenteuerliche Gestalt, zwei Schuh lang, mit einem Barte von dreissig Ellen Länge und einer Keule dreissig Centner schwer. „Was willst du,“ herrschte er nun den Beschwörer an, „und wer bist du, dass du es wagst, mich zu rufen?“ Der König theilte ihm mit, dass er seine Schwester zur Frau habe, und bat ihn um seinen Beistand. Da wurde das seltsame Wesen auf einmal freundlich und erklärte ihm, dass er alle seine Wünsche zu erfüllen bereit sei. Er reiste sofort mit ihm an den Hof der Schwester und bald darauf zu seinem Vater. Als der seltsame Gast an der Seite seines Schwagers sich dem Schlosse näherte, brachen alle in ein schallendes Gelächter über die drollige Erscheinung aus. Dadurch wurde der Zorn des Kleinen erregt, und seine Rache war fürchterlich. Mit seiner ungeheuren Keule schlug er alles, was er traf, Menschen, Häuser und Stadtmauern zusammen, so dass in wenig Augenblicken der königliche Palast sammt allen seinen Bewohnern ein Trümmerhaufen war. Sodann sprach er: „Schwager, jetzt nimm Besitz von dem Königreiche deines Bruders, das dir niemand streitig machen wird.“ Hierauf machte er sich auf und zog in seine Wasserburg zurück. Der König aber kehrte heim zu seiner Gemahlin.

Jägerndorf, Weidenau.

Die ungeheuern Nasen.

Es waren einmal sechs Brüder, die alle Soldaten wurden. Der älteste war Korporal, der zweite Tambour und der dritte Gefreiter. Sie wurden aber bald des Soldatenlebens überdrüssig und kamen eines Tages überein, in der nächsten Nacht um ein Uhr zu desertieren. Kaum hatte es eins geschlagen, so machten sie sich alle sechs zur Stadt hinaus.

Nachdem sie eine Zeit lang gegangen waren, kamen sie in einen Wald. Schon waren sie ziemlich tief in denselben hineingedrungen, als sie auf einmal zu einer langen, hohen Mauer gelangten, in der sich eine verschlossene Pforte befand. Der Korporal klopfte an, um eingelassen zu werden; allein kaum hatte er den ersten Schlag gethan, so sprang das Thor von selbst auf. Sie sahen nun ein stattliches Schloss vor sich und giengen hinein. In dem Hauptsale desselben stand eine gedeckte Tafel mit Speisen für sechs Personen. Hungrig wie sie waren setzten sie sich und assen. Da kam eine schwarze Frau auf sie zugeschritten, bei der sie ihre Kühnheit mit ihrem übergrossen Hunger entschuldigten. Die Frau beruhigte sie, indem sie sagte, dass die Speisen eben für sie hergerichtet seien. Dann bat sie dieselben, ihr dafür einen Gefallen zu erweisen. Alle waren einverstanden, ihr zu Gefallen zu thun, was sie wünsche. Da sagte sie nun zu ihnen: „Wir sind sechs verwünschte Prinzessinnen. Ein gewaltiger Zauber hat unsere weisse Haut geschwärzt und uns hierher gebannt. Ihr sollt drei Jahre bei uns bleiben, um uns zu erlösen. Durch diese Zeit darf sich jedoch keiner von euch unterfangen, ein ungeziemendes Wort gegen uns zu äussern.“ Die Brüder ermutigten einander zu bleiben und sich der Aufgabe zu unterziehen, der Prinzessin aber versprachen sie, die gestellte Belingung treu zu erfüllen. Als sie sechs Vierteljahre, die Hälfte der Erlösungs-

zeit, dort verweilt hatten, war jede der sechs Prinzessinnen schon vom Scheitel bis an die Brust weiss geworden, und die Brüder fanden sie alle von reizender Schönheit. Nun aber suchten die drei jüngeren Brüder die drei älteren zu überreden, mit ihnen das Schloss zu verlassen, weil ja doch die drei Jahre gar zu lange dauern würden. Nach einigem Zureden gaben sie nach, und so zogen sie denn alle mit einander heimlich zum Schlosse hinaus. Als sie vor der Eingangspforte der Mauer angekommen waren, geschah ein furchtbarer Knall, und die drei jüngeren fielen todt zu Boden. Durch dieses Unglück wurden die drei älteren Brüder eingeschüchtert und sprachen zu einander: „Wir wollen doch lieber wieder zurück kehren und die übrige Zeit vollends hier bleiben; denn es könnte uns sonst das gleiche Schicksal treffen, wie unsere Brüder.“ Als sie umkehren wollten, kam ihnen schon eine der Prinzessinnen entgegen und redete sie an. „Wir danken euch,“ sagte sie, „für euren guten Willen; allein da ihr nur noch drei seid, so ist unsere Erlösung durch euch nicht mehr möglich, wir müssen warten, bis einstens wieder sechs Brüder kommen, die das Erlösungswerk zu wagen entschlossen sind. Aber zum Danke für euer Wolwollen will ich jedem von euch etwas mit auf den Weg geben.“ Dem Korporal schenkte sie nun einen Beutel mit Geld gefüllt, welches nie abnehme; dem Tambour einen Mantel, in welchen gehüllt er augenblicklich dorthin gelangen könne, wohin er sich wünsche. Dem Gefreiten gab sie einen Hut. Wenn er diesen aufsetze, so könne er sich eine ganze Armee Soldaten herbei wünschen. Darauf nahm sie von ihnen Abschied.

Sie zogen nun mitsammen eine Strecke weiter. Da fiel dem Korporal der Mantel ein, und er sprach zu seinen Brüdern: „Wozu sollen wir uns mit dem Gehen ermüden, wir können uns ja mit dem Mantel sogleich in eine beliebige Stadt versetzen, ich dünkte, wir wünschten uns nach Paris.“ Nun hüllten sich alle drei in den Mantel ein, und gleichsam von einem Sturmwind getragen waren sie im Nu in Paris.

Dasselbt kehrten sie in ein Gasthaus ein und fragten den Wirt um Neuigkeiten. „Es giebt wol nicht viel Neues,“ sagte dieser, „nur das weiss ich, dass die Erbprinzessin alle jungen Männer auffordern liess, mit ihr Karten zu spielen, so lange es ihr gefalle. Wer jedoch verliere und nicht reich genug sei, es bis zu Ende auszuhalten, der werde enthauptet. Als dies der Korporal vernommen hatte, machte er sich auf und liess sich bei der Prinzessin anmelden. Er wurde sogleich vorgelassen. Die Prinzessin liess Karten holen, und sie setzten sich zum Spiel. Acht Tage lang hatten sie schon gespielt, und die Prinzessin hatte immer gewonnen, das Geld ihres Gegners aber nicht abgenommen. Erstaunt fragte sie deshalb den Korporal: „Sage mir, woher nimmst du denn das Geld? Du hast mir doch fortwährend ausgezahlt und nichts gewonnen, auch scheinst du sonst kein Geld bei dir zu haben, als was deine Börse fasst.“ „In der That,“ erwiderte der Korporal, „enthält dieser Beutel meinen ganzen Reichthum; aber er hat die wunderbare Eigenschaft, dass er nie leer wird.“ Verwundert sprach die Prinzessin: „Ei, so lass mich doch einmal den Beutel näher betrachten.“ Der Korporal konnte ihr Begehren nicht abschlagen und reichte ihr denselben hin. Als sie ihn in den Händen hatte, rief sie ihre Diener und befahl ihnen, dem Korporal zehn Stockstreuiche aufzumessen und ihn aus dem Schlosse zu entfernen. Die Diener packten ihn und vollführten den Befehl der Prinzessin. Betrübt gieng der Korporal zu seinen Brüdern zurück und erzählte, was ihm begegnet sei. Dann bat er seinen zweiten Bruder, ihm seinen Mantel zu leihen, damit er sich zur Prinzessin wünschen und den Beutel wieder in seinen Besitz bringen könne. Dieser gab ihm den Mantel. Der Korporal hüllte sich in das Zaubergewand und wünschte sich zur Prinzessin. Im Nu war er dort. Erstaunt fragte sie ihn, wie er zu ihr gekommen sei. Der Korporal war thöricht genug und theilte ihr sein Geheimnis mit, worauf die Prinzessin bat, ihr den Mantel zu zeigen, damit sie dies Wunderding inwendig

und auswendig besehen könne. Der Korporal gab ihn willig hin. Die Prinzessin aber nahm sich den Mantel um, wünschte sich in ein anderes Zimmer und befahl ihren Dienern, dem Korporal zwanzig Hiebe zu geben und ihn davon zu jagen. Nachdem ihm das widerfahren war, gieng er wieder zu seinen Brüdern und erzählte ihnen sein abermaliges Misgeschick. Er bat nun den jüngsten Bruder um seinen Hut, damit er sich ein Heer herbei wünschen, die Stadt belagern und die Prinzessin zwingen könne, ihm die Börse und den Mantel herauszugeben. Er gab ihm auch dieses letzte Zaubermittel, sprach aber zu ihm: „Wenn du auch diesen Hut hingibst, so wollen wir nichts mehr von dir wissen.“ Der Korporal gieng nun vor die Stadt, setzte sich den Hut auf und wünschte sich eine ungeheuere Armee Soldaten, welche auch sogleich die Felder weit und breit bedeckten. Der König sah gerade zum Fenster seiner Burg heraus und sagte erzürnt zu seiner Tochter: „Du elende Zauberin, du hast uns den Zorn aller Nachbarvölker zugezogen, weil du schon so viele edle Männer, welche dich im Spiele nicht besiegen konnten, um Hab und Gut, ja einige selbst um ihr Leben brachtest.“ Die Prinzessin aber beschwichtigte ihren Vater, indem sie ihn versicherte, sie werde dafür sorgen, dass das Unheil abgewandt und die Stadt verschont werde. Sie hatte nämlich in dem Befehlshaber der fremden Armee den Korporal erkannt. Ihr Plan war schnell gefasst. Im prächtigsten Schmucke gieng sie vor die Stadt hinaus und fragte ihn, wie er denn zu einer solch ungeheuren Armee komme. Er stellte sich zwar anfangs erzürnt, als sie aber mit Schmeichelworten in ihn drang, verrieth er ihr endlich auch sein letztes Geheimnis und theilte ihr mit, welche Bewandtnis es mit seinem Hute habe. Die Prinzessin bot nun alle ihre Redekünste auf und brachte ihn endlich dahin, dass er ihr auch den Hut zu näherer Besichtigung in die Hände gab. Nachdem sie ihn ein Weilchen betrachtet hatte, verbarg sie ihn unter ihrer Schürze. In demselben Augenblicke war das ganze Soldatenheer verschwunden. Sie befahl nun den Die-

nen, dem Korporal vierzig Hiebe zu geben und ihn mit den Hunden weiter zu hetzen. Hierauf kehrte sie in den Palast zurück. Der Korporal aber verliess unmutig den Ort und wanderte in die weite Welt.

Als er einige Tage gereist war, kam er in einen grossen Wald, wo er endlich zu der Mauer eines grossen Gartens gelangte, über welche fruchtbeladene Bäume emporragten. Sein Hunger trieb ihn an, die Mauer zu ersteigen, um sich an den Früchten zu laben. Von der Mauer stieg er dann auf den höchsten Birnbaum und liess sich die Früchte desselben wol schmecken. Kaum hatte er jedoch einige Birnen gegessen, so bemerkte er, dass ihm seine Nase immer grösser werde, und bald war sie so angewachsen, dass er nicht mehr heruntersteigen konnte. Als er so eine Weile in Angst und Verzweiflung gesessen war, kam ein Schäfer mit seiner Herde an der Mauer vorbeigetrieben. Er war der Eigenthümer des Gartens. „Habe ich dich einmal ertappt, du Schlingel!“ rief dieser ihm zu. „Bist du zum Lohne für deine Diebereien einmal auf den rechten Baum gekommen!“ Als er jedoch sah, dass es ein ganz fremder Mann war und nicht der von ihm in Verdacht gehaltene Dieb, hatte er Mitleid mit ihm und sprach: „Ich sehe, dass du nicht aus Mutwillen hierher gekommen bist, ich will dir deshalb herunter helfen.“ Er nahm nun einen Apfel vom nächsten Baume und reichte ihn dem Korporal, dass er ihn esse. Als dieser den Apfel gegessen hatte, wurde die Nase weich und lose und fiel endlich bis auf ihre natürliche Länge ab. Zutraulich geworden erzählte er nun dem Schäfer seine früheren Erlebnisse. Da gab ihm der Mann eine Menge der wunderbaren Früchte zum Geschenke und ertheilte ihm den Rath, an einem gewissen Platze in der Nähe des königlichen Schlosses damit Markt zu halten. Dort gehe die Prinzessin zu einer gewissen Stunde des Tages vorüber, um einen Spaziergang zu machen. Sie werde sogleich nach den Früchten Verlangen tragen, er solle ihr dann die schönsten davon verkaufen. Das Weitere werde sich finden. Der Korporal befolgte

diese Weisungen pünktlich. Die Prinzessin kam vor über, wurde von den schönen Früchten angelockt und befahl ihrer Begleiterin, einige davon zu kaufen und mit nach Hause zu nehmen. Als nun die Prinzessin zu Hause angekommen war und eine der Birnen ass, wuchs ihre Nase zu einer unmässigen Grösse an, ebenso ergieng es ihren Dienerinnen, denen sie davon zu kosten gegeben hatte. Von diesem Unglück wurde sogleich der ganze Hof unterrichtet, und die Kunde davon druchlief im Nu die ganze Stadt. Alsbald wurde nach dem Obsthändler geschickt, allein von diesem war keine Spur mehr zu finden. Nun wurden die geschicktesten Ärzte an den Hof beschieden. Aber niemand wusste Rath gegen dieses bis jetzt noch nie vorgekommene Übel. Endlich liess sich auch der Korporal, der sich durch Kleidung und Bart unkenntlich gemacht hatte, als Arzt anmelden und erklärte, das Übel gründlich heilen zu können. Er bat sich jedoch aus, an den Dienerinnen zuerst die Probe anstellen zu dürfen. Es wurde ihm gern gewährt. Er bestrich die Nasen derselben mit dem Saft der heilkräftigen Äpfel. Sogleich fielen sie ab. Nun nahm er die Kur der Prinzessin vor. Auch ihre Nase bestrich er vorgeblich mit demselben Saft, in Wirklichkeit aber mit einer Mischung von den zauberhaften Äpfeln und Birnen, so dass die Heilung nicht gelingen konnte. Darüber äusserte er sein Befremden und erklärte endlich dem Könige, dass die Prinzessin grosse Verbrechen auf dem Gewissen haben müsse, welche die Heilung störten. Diese müssten erst gesühnt werden, bevor seine Mittel die gehoffte Wirkung thun könnten. Der König drang nun in die Prinzessin, dem Heilkünstler ihr Gewissen zu offenbaren. Die Geängstigte entdeckte dann dem Wunderarzte, wie sie den Korporal um seine kostbaren Schätze betrogen habe. Er aber erklärte, nur dann die Heilung bewerkstelligen zu können, wenn sie ihm erst die in trügerischer Weise abgenommenen Gegenstände herausgegeben habe. Sie war dazu sogleich bereit und liess durch

eine ihrer Dienerinnen die Börse, den Mantel und den Hut herbeischaffen.

Als der Korporal seine drei Stücke beisammen hatte, liess er die Dienerin abtreten, hüllte sich in seinen Zaubermantel und sprach zur Prinzessin: „Du Nichtswüdicke, behalte für immer deine Nase; denn wisse, ich bin niemand anderer, als der betrogene Korporal, den du von nun an nie wieder sehen wirst.“ Er wünschte sich sogleich aus dem Palaste hinweg in die Mitte seiner Brüder, denen er ihre verlorenen Schätze wieder zurückstellte.

Weidenau, Jauernig.

Das Pfefferkuchenhaus.

Ein Holzmacher hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beide noch sehr jung waren. Als er einst in den Wald gieng, baten ihn die Kinder, sie mitzunehmen. Er that das um so lieber, weil er bei dieser Gelegenheit sie los zu werden hoffte; denn er hatte wenig zu beissen und zu brechen und konnte sie nur sehr mühsam ernähren.

Im Walde angekommen steckte er sie in einen Sack und hieng diesen an einem Baume auf, an einen andern Baum, dernicht allzuweit entfernt war, hängte er ein Stück Holz. Zu den Kindern aber sagte er: „Ihr werdet mich wol hacken hören. Verhaltet euch ruhig; wenn ich mit der Arbeit fertig bin, will ich's euch sagen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich und überliess die Kinderchen ihrem Schicksale.

Die Kleinen, die von dem ungewohnten Wege sehr ermüdet waren, schiefen in dem Sacke bald ein. Als sie aber erwachten und das Holzstück, welches vom Winde hin und her bewegt ward, an den Baum anschlagen hörten, so meinten sie, der Vater sei noch mit dem Holzmachen beschäftigt. Als es ihnen aber endlich zu lange dauerte, — denn es begann schon

zu dämmern — sah der Knabe oben zum Sacke hinaus, konnte jedoch ringsum niemanden erblicken. Die armen Kinder stiegen deshalb aus dem Sacke heraus und giengen auf den Ort zu, woher der Schall kam. Da sie an jenem Platze nichts anderes fanden, als das Stück Holz, den Vater aber nirgends sahen, wussten sie nicht, was sie beginnen sollten, und weinten bitterlich. Endlich aber sprach der Knabe: „Ich werde auf einen Baum steigen, vielleicht nehme ich in der Nähe ein Licht wahr.“ Er stieg auf einen Baum und bemerkte in nicht allzu grosser Entfernung ein Licht. Sie giengen darauf los und kamen zu einem Pfefferkuchenhäuschen. Der Hunger plagte sie. Darum krochen sie auf das Dach des Häuschens und assen fleissig. Noch nicht lange hatten sie gegessen, da kam eine alte Hexe heraus und sprach:

„Wer kritzt, wer kratzt an meinem Haus?
Ich reiss' ihm Lung' und Leber 'raus.“

Erschrocken hörten die Kinder auf zu essen, das Mädchen aber schrie wie eine Katze: „miau, miau!“ Da entfernte sich die Alte mit den Worten: „Wänns duus best, mai Katzla, do friis wättr!“ und die Kinder assen wieder weiter. Es dauerte aber nicht lange, so kam die Hexe wieder heraus und sprach abermals:

„Wer kritzt, wer kratzt an meinem Haus?
Ich reiss' ihm Lung' uud Leber 'raus.“

Das nachgeahmte Katzengeschrei beschwichtigte sie nochmals. Bald aber trat sie zum drittenmale heraus, sah sich genau um und bemerkte die Kinder. „Kommt 'rein!“ sprach sie zu ihnen, „ich werde euch zu essen geben.“ Die Kinder giengen willig mit ihr in's Haus. Dort sperrte sie dieselben in die Hühnersteige ein und gab ihnen Semmelmilch zu essen. Als einige Wochen verstrichen und die Kinder von dieser ihrer täglichen Nahrung recht fett geworden waren, machte sie im Backofen ein tüchtig Feuer an und sprach zu ihnen: „Kommt, Kinder, wir wollen sehen, wie das Kuchenschieben geht.“ Zuerst wollte sie den Knaben in den Ofen schieben, der aber war pffiffig und bat die Hexe, sie möcht' ihm doch einmal zeigen, wie man das mache.

Sie setzte sich nun ohne Arg auf die „Schosse,“ der Knabe aber war schnell bei der Hand, schob sie in den Ofen hinein und lehnte denselben hinter ihr zu. Nun entflohen die Kinderchen eiligst, nachdem der Knabe einen Spiegel, eine Bürste und einen Schwamm zu sich gesteckt hatte.

Noch nicht weit vom Häuschen entfernt merkten sie, dass ihnen die Alte nachsetze. Sofort warf der Knabe den Spiegel weg und sprach: „So wollt' ich doch, es wäre hinter uns so glatt wie ein Spiegel.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so lag eine spiegelglatte Fläche hinter ihnen, und die Hexe fiel einmal über's andermal hin, kam aber doch immer näher und näher an sie heran. Nun warf der Knabe die Bürste hinter sich, indem er dabei die Worte sprach: „Ich wollt', es wäre hinter uns ein Wald, so dicht wie eine Bürste.“ In dem Walde, der sich sofort erhob, kamen sie der Hexe wieder ein gutes Stück zuvor; doch in Kurzem war sie wieder hart hinter ihnen. Endlich warf er auch den Schwamm weg und wünschte, dass er ein Teich werde und seine Schwester eine Ente in demselben. Als gleich darauf die Hexe zu dem Teiche kam, hätte sie am liebsten die Ente gefangen; diese aber schwamm immer in der Mitte herum. Deshalb legte sich die Alte an den Rand des Teiches und schlürfte das Wasser in vollen Zügen, in der Meinung, sie könne so den Teich ausleeren und dann die Ente ergreifen. Sie trank aber so lange, bis sie zerplatzte, und ihr Leib wie Pech auseinander floss. Jetzt waren die Kinder frei und giengen ungehindert ihres Weges.

Jauernig

Tones und Hans.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Söhne. Tones hiess der eine, Hans der andere. Eines Tages sprach der Vater zu ihnen: „Kinder, ihr seid gross genug, dass ihr euch das Brot selbst verdienen könnt, ihr müsst nun in die Fremde.“

Die Kinder waren einverstanden, und am nächsten Morgen schon verliess Tones das väterliche Haus. Er hatte sich ein Krüglein Bier mitgenommen und einen Pfannenkuchen, und als er nach kurzem Wege zu einer grossen, grünen Wiese kam, setzte er sich nieder, ass von seinem Pfannenkuchen und trank von seinem Biere. Während er es sich gut schmecken liess, trat ein kleines Männlein zu ihm und fragte ihn, was er da habe. „Eselmilch und Pferdekrapfen,“ war die kurze Antwort. „Warte, dir wird es kommen,“ erwiderte das Männlein und gieng weiter. Auch Tones setzte seinen Weg wieder fort und kam gegen Abend zu einem unansehnlichen Häuschen. Er wollte hineingehen und klopfte an. Da trat ein altes Mütterchen heraus und fragte ihn, was er wünsche. Als er um ein Nachtquartier bat, erklärte sie, dass sie ihn nicht beherbergen könne. Ihr Mann, sagte sie, sei der Wind, und wenn der nach Hause komme und ihn hier finde, zerresse er ihn. Weil aber Tones nicht aufhörte zu bitten und zu betteln, nahm ihn endlich die Alte auf und versteckte ihn in dem äussersten Winkel des Gemaches. Bald darauf kam ihr Mann nach Hause. Als er mehrmals in der Stube auf und ab gegangen war, rief er endlich: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch. Wofern es nicht selbst hervorkömmt, suche ich es auf und zerresse es.“ Tones merkte, dass da nicht lange zu zögern sei, und kam aus dem Versteck hervor. Der Wind sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, setzte sich dann zu Tische und fragte ihn, mit wem er essen wolle, ob mit ihm oder mit Hund und Katze. Trotzig erwiderte Tones: „Ich werde

doch nicht mit Hund und Katze essen.“ „Und gerade musst du das,“ sagte der Wind. „Wo willst du schlafen,“ fragte er dann weiter, „bei mir oder bei Hund und Katze?“ „Bei diesen gewiss nicht,“ lautete die Antwort. Erzürnt befahl er ihm, bei ihnen zu schlafen. Als aber Tones des andern Morgens wieder abreisen wollte, stellte er die Frage an ihn, zu welchem Thore er hinaus wolle, ob zum schwarzen Pechthore oder zum glänzenden Goldthore. „Doch wol zum Goldthore,“ meinte Tones. Wegen seiner Unbescheidenheit musste er jedoch zum Pechthore hinaus und wurde von dem Winde ganz mit Pech überschüttet. Traurig kehrte er wieder heim und erzählte seinem Vater, dass es ihm sehr schlecht ergangen sei, wie er in einer Hütte bei Hund und Katze habe essen und schlafen müssen, und wie er schliesslich bei dem Pechthore hinausgejagt und ganz mit Pech überschüttet worden sei.

Nun gieng Hans in die Fremde, versehen mit einem Kuchen und einem Krüglein Bier. Er kam ebenfalls auf die grosse, grüne Wiese, wo das Männlein auch an ihn heran trat und ihn fragte, was er trage. Hans antwortete treuherzig: „Einen Kuchen und ein Krüglein Bier.“ „Gib mir doch auch ein wenig davon,“ sagte das Männlein. Hans packte schnell aus und forderte es auf zu essen und zu trinken. Das Männlein folgte der Aufforderung, ass einen Bissen von dem Kuchen, that einen Zug aus dem Krüglein, dankte für die Gabe und entfernte sich. Hans gieng ebenfalls seines Weges weiter. Als es Abend wurde, kam er zu dem Hause, in welchem auch sein Bruder gewesen war, und bat um Einlass. Die Alte erschien wieder, und auf die Frage, ob er hier übernachten könne, sagte sie: „O ja, aber du musst dich in das letzte Winkelchen der Stube verstecken, damit dich mein Mann, wenn er nach Hause kömmt, nicht sieht; er ist der Wind und zerreist alles Fremde, was er hier trifft.“ Nicht gar lange darnach kam der Wind. Kaum war er in die Stube eingetreten, so rief er: „Ich riech', ich rieche Menschenfleisch, und wenn es nicht hervorkömmt, zerreisse ich es.“ Von

Angst und Schrecken ergriffen verliess Hans sein Plätzchen, trat vor den Wind und bat um eine Nachtherberge. Auf die Frage desselben, ob er mit Hund und Katze oder mit ihm essen, und ob er bei Hund und Katze oder bei ihm schlafen wolle, sagte er kleinlaut: „Ich werde wol mit Hund und Katze essen, bei Hund und Katze schlafen müssen.“ „Nein!“ sprach der Wind, „weil du so bescheiden bist, sollst du mit mir essen und bei mir schlafen.“ Und als Hans den nächsten Morgen abreisen wollte, und der Wind ihn fragte, zu welchem Thore er hinaus wolle, ob zum schwarzen Pechthore oder zum glänzenden Goldthore, da gab Hans zur Antwort: „Ich werde wol zum Pechthore hinaus müssen.“ Der Wind aber liess ihn zum Goldthore hinaus und überschüttete ihn noch ganz mit Gold. Hans freute sich darüber inniglich, und als er heim kam, fand er seine Kleider reichlich mit Gold übersät. Von dieser Zeit an blieb er bei seinem Vater und bei Tones, und alle drei lebten glücklich und zufrieden.

Wigstadt.

Die drei Raben.

Eine Frau hatte drei Söhne und ein kleines Töchterchen. Die Knaben waren sehr genäschig und bereiteten dadurch der Mutter manchen Verdruss. Als sie wieder einmal einige Kuchen aus der „Almer“ entwendet und verzehrt hatten, rief sie ihnen erzürnt zu: „So stelet doch und esset, bis ihr zu Raben werdet.“ Augenblicklich hörte sie ein Rauschen, und drei Raben flogen zum Fenster hinaus. Die Mutter bedauerte ihre Übereilung, konnte aber die Verwünschung nicht mehr ungeschehen machen.

Als die kleine Schwester heranwuchs, erinnerte sie sich häufig ihrer Brüder; so oft sie jedoch die Mutter nach denselben fragte, immer erhielt sie nur undeutliche Antworten. Weil sie aber ihre Brüder gar innig liebte, so nahm sie sich endlich vor, dieselben

aufzusuchen, sie möchten sein, wo sie wollten, und machte sich auf den Weg. Sie hatte viel von Wind und Wetter auszustehen und kam zuletzt in einen grossen Wald. Dort von der Nacht ereilt wusste sie nicht, wo sie schlafen sollte. Auf einmal sah sie in der Ferne ein Licht, und ohne sich lange zu bedenken, gieng sie darauf los. Sie gelangte zu einer Hütte und klopfte an. Ein steinaltes Mütterchen kam heraus und fragte sie, was sie verlange. Sie bat und flehte um Nachtherberge, damit sie die Nacht nicht im Walde zubringen müsse. Die Alte schüttelte den Kopf und gab ihr zu verstehen, dass ihre Gegenwart ihr Bedenken und Sorge verursache. „Der Wind wohnt hier,“ sagte sie, „und kömmt um Mitternacht nach Hause. Wenn er Menschen in der Wohnung antrifft, so tobt und rast er gar sehr.“ Das Mädchen aber erwiederte: „Ich werde mich in einen Winkel verstecken, wo er mich nicht finden wird.“ Da gab das Mütterchen nach und sagte: „So lege dich auf den Backofen und verstecke dich in die alten Klunkern (Kleidungsstücke).“ Das Mädchen war zu allem bereit, wenn es nur über Nacht bleiben dürfe. Schlag zwölf Uhr kam der Wind nach Hause. Brüllend rief er sofort: „Ich riech', ich rieche Menschen.“ Die Alte versuchte ihm das auszureden, er aber stöberte alle Winkel durch und fand endlich das Mädchen. Zitternd an allen Gliedern erzählte sie ihm nun alles, was sich zu Hause zugetragen und warum sie sich auf die Wanderung begeben habe. Als sie nun auf ihre Brüder zu sprechen kam und das Schicksal derselben erwähnte, sprach der Wind: „Wol weiss ich, wo deine Brüder sind, aber du wirst kaum zu ihnen gelangen; denn ihre Wohnung steht auf einem gläsernen Berge, auf welchen du nicht hinauf zu kommen vermagst; doch will ich dir ein Mittel an die Hand geben, das dir vielleicht den Zugang möglich macht.“ Sodann befahl er seiner Frau eine Henne zu schlachten und jedes Knöchlein aus dem Fleische zu lösen. Als dies geschehen war, gab er die Knöchlein dem Mädchen und rieth ihr, dieselben wol zu-

sammen zu halten. Wenn sie auf den gläsernen Berg hinauf steigen wolle, so möge sie immer einen Schritt weit vor sich ein Beinchen in den Berg stecken. So würde sie festen Fuss fassen können. Anders wäre es ihr unmöglich den Berg zu ersteigen. Dann nahm er sie in seinen Mantel und trug sie an den Fuss des gläsernen Berges. Sie befolgte nun genau die Vorschrift des Windes und steckte ein Beinchen um's andere in den Berg hinein. Als sie aber eben die äusserste Höhe erklimmen wollte, entfiel ihr das letzte Beinchen und rollte herab. Schnell entschlossen biss sie sich ein Glied des kleinen Fingers ab und steckte es statt des Hühnerknöchleins in den Berg und kam so vollends bis auf den Gipfel hinauf. Dort sah sie ein herrliches Schloss vor sich. Sie gieng hinein und fand drei Betten und einen Tisch gedeckt. Drei Teller, drei Brote und ebenso viele Becher Wein standen auf demselben. Weil sie Hunger und Durst hatte, so ass sie von jedem Brote einen Bissen und trank aus jedem Becher einen Schluck. Plötzlich hörte sie etwas rauschen. Sie verkroch sich unter eines der Betten und sah, dass drei Raben hereinfliegen, welche aber bald zu Menschen wurden. Sie merkten, dass von jedem Becher ein Schluck getrunken und von jedem Brote ein Bissen gegessen war. Darüber wunderten sie sich sehr; denn sie meinten, dass doch niemand hereinkommen könne. Das war um die Zeit der Abenddämmerung. Sie blieben in der Wohnung und unterhielten sich, bis es zwölf Uhr Nachts war, wo sich alle drei wieder in Raben verwandelten und davonflogen. Das Mädchen war nun wieder allein, legte sich in ein Bett und schlief bald ein. Am folgenden Morgen fühlte sie sich wie neu gestärkt. Aber Hunger und Durst meldeten sich wieder über Tags bei ihr an. Sie ass und trank deshalb, wie den Tag zuvor. Gegen Abend kroch sie abermals unter ein Bett. Unmittelbar darauf kehrten die Raben zurück und nahmen Menschengestalt an. Wie gestern, so wunderten sie sich auch heute darüber, dass sowol vom Brote, als auch vom Weine ein wenig verzehrt war. Sobald es aber Mitternacht

gewordeu war, flogen sie wieder als Raben fort. Am dritten Abende überwand sie ihre Scheu, kroch aus dem Versteck hervor, gab sich ihren Brüdern, als sie heimkehrten, zu erkennen und erzählte ihnen, wie sie hergekommen. Schliesslich fragte sie dieselben, ob es nicht möglich sei, sie zu erlösen. Sie antworteten, dass das sehr schwer, doch nicht unmöglich sei. Sie müsse nämlich jedem von ihnen ein Hemd nähen, an jedem Hemd aber genau ein Jahr arbeiten, dabei dürfe sie kein Wort reden. Ohne alles Bedenken verstand sie sich dazu. Die Raben bereiteten ihr hierauf in den Ästen einer Tanne einen Sitz, brachten ihr Leinwand, Nadel und Zwirn und versorgten sie mit der nöthigen Nahrung. Als sie mit dem dritten Hemde fertig war, trug es sich zu, dass ein König in diese Gegend jagen kam. Die Hunde schlugen unter dem Baume an, auf dem das Schwesterchen sass, und schon wollte der König hinauf schiessen, als die drei Raben, welche den Baum bisher ängstlich umkreist hatten, zu Menschen wurden. Freudig stieg nun die Schwester herab, der König aber gewann sie bald so lieb, dass er sie zur Frau nahm. Nach der Hochzeit bezog er mit ihr und ihren Ältern das königliche Schloss, und alle lebten noch lange glücklich und zufrieden.

Königsberg.

Die Leute im Bunzeltopfe.*

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die mit einander in einem Bunzeltopfe wohnten, wo sie fleissig das Spinnrad drehten. Ihr Leben war ein recht ärmliches und kümmerliches. Einmal nun hätte die Frau gern etwas Besseres gegessen, als sie sonst zu geniessen gewohnt war. Sie verlangte deshalb von ihrem Manne, dass er ihr ein Fischlein fange, welches sie sich braten wollte.

Er gieng zu einem in der Nähe liegenden See und warf sein Netz aus. Längere Zeit blieb dasselbe leer, endlich schlüpfte ein kleines Goldfischlein hinein. Der Mann nahm es in die Hand und bewunderte die Pracht seiner Schuppen. Da blickte ihn dasselbe gar traulich an und bat, ihm Leben und Freiheit zu lassen. Es sei, sagte es, ein verwünschter Prinz und werde ihm und seiner Frau jetzt und in Zukunft jeden geäusserten Wunsch erfüllen. Der Mann gieng nach Hause und berieth sich mit seiner Frau, was er thun und was er wünschen solle. Sie besann sich nicht lange und wünschte sich ein schönes Haus. Alsbald stand an der früheren Wohnstätte ein vollständig eingerichtetes Gebäude. Eine Zeit lang gefielen den beiden Leuten die neuen Verhältnisse sehr gut. Nur zu bald jedoch trat bei der Frau Unzufriedenheit ein. Sie hätte sich am liebsten im Besitze eines herrlichen Schlosses gesehen und forderte ihren Mann auf, dem Fischlein diesen Wunsch mitzuthemen. Er war zwar nicht damit einverstanden, gab aber endlich dem Drängen seiner Frau nach, gieng an den See und lockte das Fischlein an die Oberfläche des Wassers, indem er die Worte sprach:

„Fischlein, Fischlein in dem See,
Reck' dein Köpflein in die Höh';
Meine Frau, die Mazzepill,
Will nicht so, wie ich wol will.“

Das Fischlein kam herbei und erfüllte auch diesmal

*) Bunzeltopf (Punseltopp, Pönseltoop), ein Topf aus der Stadt Bunzlau in Preussisch-Schlesien, wo treffliches, auch in unserm Ländchen sehr beliebtes Töpfergeschirr gemacht wird.

unverzüglich den ausgesprochenen Wunsch. Aber auch jetzt war die Frau nur für kurze Zeit zufrieden gestellt. Ihre Wünsche giengen immer weiter und weiter und wurden ihr auch stets von dem Fischlein gewährt. Zuletzt aber verlangte sie Gott gleich zu werden. Da ward endlich das Fischlein unwillig und sprach:

„Will sie sein wie Gott,
Muss sie zurück in'n Punseltopp.“

Kaum hatte das Fischlein diese Worte ausgesaget, so sassen der Mann und das Weib wieder in dem Bunzeltopfe und drehten das Spinnrädchen, wie sie vordem es gethan.

Jauernig.

Die erlöste Schlange.

Ein alter Holzhacker gieng eines Morgens frühzeitig in den Wald an seine Arbeit. Dort gesellte sich ein graues Männchen zu ihm, welches sich in ein Gespräch mit ihm einliess. Es erkundigte sich theilnehmend um alle Angelegenheiten des Holzhackers in Haus und Familie. Nachdem dieser recht zutraulich geworden war, fragte das Männchen: „Hast du alle Gegenstände bedacht, welche in dein Haus gehören?“ „O ja,“ antwortete der Mann. „Wenn es aber etwas gäbe, was du nicht bedacht,“ fuhr das Männchen fort, „dürfte ich mir das holen?“ Der Holzhacker willigte ein. Er hatte aber auf seine älteste Tochter vergessen, die er kurz zuvor in einen Dienst verdingt hatte; an alle andern Personen und Gegenstände hatte er gedacht. Das Männchen nahm hierauf Abschied von ihm.

Des andern Tages früh kam ein Wagen vor das Haus gefahren, welcher mit zwei Drachen bespannt war. Im Wagen selbst sass eine Schlange. Diese befahl der ältesten Tochter des Holzhackers einzusteigen und mit ihr zu fahren. Dann erhob sich der Wagen in die Lüfte, und flugs gieng es über Bäume und Häuser hinweg.

Endlich kamen sie in einen Wald. Hier hatte die Schlange eine sehr schöne Wohnung, bei welcher das Gespann anhielt. Die Schlange gieng mit ihrer Gefährtin hinein, und kaum eingetreten verwandelte sie sich in ein graues Männchen. Mit gutmütiger und traulicher Miene sprach es zur Jungfrau: „Fürchte dich nicht und fasse Mut, ich habe dich hergebracht, damit du das gute Werk meiner Erlösung vollbringen mögest. Sobald das geschehen, kannst du wieder in Frieden heimziehen.“ Die Jungfrau fragte, wie sie das anfangen solle. „Du musst,“ sagte das Männchen, „sieben Abende nach einander in einem Gebetbuche lesen, ohne aufzuschauen. Dabei wird dein Mut jedesmal auf eine harte Probe gestellt werden. Es werden dir allerhand furchterregende Erscheinungen vorgeführt werden, welche deine Standhaftigkeit erschüttern sollen. Lass dich jedoch nicht aus der Fassung bringen, bis das Werk vollendet ist.“ Das Mädchen versprach es. Als sie nun den ersten Abend las, nahen ihr allerlei schauerliche Gestalten, und feuerige Kugeln schwebten vor'm Fenster herum. Sie wandte jedoch kein Auge von dem Buche hinweg. Den zweiten Abend wurde es noch schlimmer, die Fenster wurden aufgerissen, und es schlug ihr das Buch bald auf, bald zu. Sie öffnete es jedoch immer wieder, ohne einen Blick emporzurichten. Am dritten Abende schob es den Tisch weg, riss die Dielen auf und polterte zum Entsetzen. Sie aber las ununterbrochen weiter. So wurde es mit jedem Abende heftiger und toller. Nach sechs Tagen jedoch bemerkte sie, dass die Schlange schon grösstentheils Mensch geworden war. Am siebenten Abende aber, als die Erlösung beinahe vollendet war, kam unerwartet die jüngste Tochter des Holzhackers zu ihrer Schwester auf Besuch. Auf einmal war die Jungfrau beim Lesen zerstreut und das fast entzauberte Wesen war wieder Schlange, wie vordem. Diese sprach zu dem älteren Mädchen: „Jetzt kannst du mich auf diese Weise nicht mehr erlösen. Nur ein Ausweg ist noch übrig. Geh in diesem Walde fort, bis du zu einem schönen, fünfstöckigen Schlosse

kömmst. Dabei wirst du einen Wallgraben finden. Und was immer der Herr dieses Schlosses dir auftragen wird, da thue. Nimm dir aber diese Feder mit, sie wird dir in Fällen der grössten Verlegenheit von Nutzen sein.“ Sie befolgte die Weisung, steckte die Feder hinter's Ohr und wanderte in den Wald hinein. Dort kam sie zu dem ihr beschriebenen Schlosse und traf darin einen Herrn, welchen sie fragte, ob sie nicht einen Dienst bei ihm finden könne. Dieser sprach zu ihr: „Ich nehme dich in Dienst, doch sollst du mir in einer Viertelstunde 5 grosse Pferdeställe und ebenso viele Kuhställe reinigen. Wenn du den Auftrag erfüllst, so bekömmst du zum Lohne dafür dieses Schloss. Wenn du es aber nicht im Stande bist, so wirst du vom höchsten Stockwerke desselben in den Wallgraben hinabgeworfen.“ Das Mädchen verpflichtete sich, das Wagstück zu unternehmen. Als sie in die Ställe kam, sah sie eine grosse Menge Dünger übereinander gelagert. Sie wusste sich damit keinen Rath und dachte nach, was zu thun sei. Da fiel ihr die Feder ein, welche sie sich in der Schlangenwohnung hinter's Ohr gesteckt hatte. Sie nahm dieselbe zur Hand und sprach: „Liebes Federchen, hilf mir, dass ich den Dünger hinausbringe.“ Plötzlich rollte der Dünger hinaus, wie vom Winde getrieben, und in einem Augenblicke waren alle Ställe gesäubert. Jetzt verlangte sie Vesperbrot von der Köchin. Diese aber gieng zum Herrn und sprach: „Das Mädchen verlangt eine Vespersmahlzeit und hat sicherlich die Ställe noch nicht gereinigt. Sie verdient in den Wallgraben geworfen zu werden.“ Der Herr aber überzeugte sich, dass die Stallungen gut und nett gereinigt waren. Er nahm deshalb anstatt der Jungfrau die Köchin und warf sie vom Schlosse in den Abgrund hinab. In demselben Augenblicke aber war die Schlange erlöst, kam als ein herrlicher Ritter in's Schloss, heirathete die Jungfrau und lebte mit ihr noch viele Jahre sehr glücklich.

Die entzauberte Kröte.

Es war einmal ein alter Holzhacker, welcher zwei Söhne hatte. Der ältere hiess Joseph, der jüngere Franz. Als beide grossjährig waren, sagte eines Tages der Vater zu ihnen: „Gehet in die Welt und sehet euch um eine Frau um, die euch glücklich macht.“ Sie waren des zufrieden, erhielten noch Nahrungsmittel für einige Tage und machten sich auf. Nach zweitägiger Reise kamen sie an einen Kreuzweg. Da sprach der ältere zu dem jüngeren: „Auf welche Seite willst du dich wenden?“ „Auf die rechte,“ war dessen Antwort. „Gut! so gehe ich geradaus,“ sprach Joseph, und sie trennten sich.

Joseph gieng nun seines Weges weiter, die Sonne aber schien so heiss, dass er bald ganz matt wurde und sich um ein Ruheplätzchen umsah. Er gewahrte in einiger Entfernung einen Grenzstein und gieng auf denselben zu. Als er näher kam, sah er zu seinem Schrecken eine ungewöhnlich grosse Kröte auf demselben. Diese sprang herunter, hüpfte ihm entgegen und bat ihn, ihr zu folgen, wohin sie ihn führen werde. Anfangs zögerte er; als sie jedoch mit ihren Bitten immer dringender wurde, gab er endlich nach. Sie führte ihn durch einen unterirdischen Gang in ein prächtiges Schloss. Dort reichte sie ihm Speise und Trank und suchte ihn zu bewegen, bei ihr zu bleiben. Er blieb auch einige Tage. Dann aber erklärte er, dass er nicht länger verweilen könne, indem er sich eine Braut suchen müsse. „Die hast du in mir gefunden,“ antwortete die Kröte. „Ich bin nämlich,“ fuhr sie fort, „eine verwünschte Prinzessin. Willst du noch einige Zeit hier zubringen und meine Erlösung abwarten, so werden wir beide glücklich.“ Durch diese Worte liess er sich überreden und dachte nicht mehr daran, sie zu verlassen. Eines Tages aber gieng er auf Geheiss der Kröte zu seinen Eltern, um ihnen zu sagen, dass er bereits eine Braut gefunden habe.

Zu Hause traf er bereits seinen Bruder Franz, der von seiner Reise ebenfalls schon zurückgekehrt war.

Als nun beide nach einigen Tagen ihre Eltern wieder verlassen wollten, da sprach der Vater: „Meine Söhne, ich will euch jedem Leinwand zu 6 Hemden geben; die sollen euch euere Bräute nähen, damit ich sehe, ob euere Wahl eine gute ist.“ Die Söhne waren damit einverstanden und reisten ab. Joseph aber wurde sehr traurig; er glaubte nämlich, seine Braut werde nicht im Stand sein, ihm die Hemden zu nähen. Nicht weit von dem erwähnten Grenzsteine kam ihm die Kröte entgegen. Sie merkte sogleich seine Traurigkeit und forschte um den Grund hievon. Dann aber tröstete sie ihn und sagte, er werde die Hemden genäht erhalten, wie es sich gehöre. Beruhigt gieng er nun mit ihr in's Schloss. Als es Abend geworden war, erklärte er, dass er heute in der Küche zu schlafen wünsche. Dort nämlich hielt sich des Nachts die Kröte auf, und da hätte er gerne gesehen, wie sie die Hemden nähen würde. Es wurde ihm auch eine Lagerstätte daselbst bereitet, und er legte sich zur Ruhe. Als die Kröte glaubte, dass er fest schlafe, erschienen auf den Ruf derselben zwei schwarz gekleidete Dienerinnen. Auch die Kröte verwandelte sich in eine schwarze Frau, und alle drei nähten nun fleissig. Des andern Tages übergab sie ihrem Bräutigam die fertigen Hemden und fragte ihn, ob er zufrieden sei. Er äusserte seine Freude und wollte unverweilt zu seinen Eltern gehen. Obwol sie ihn aufforderte, vierspännig nach Hause zu fahren, zog er es doch vor, zu Fuss zu wandern. Gar sehr freuten sich Vater und Mutter, dass er sich eine so geschickte Braut ausgesucht habe. Nach einigen Tagen erschien auch Franz; doch dieser brachte nur drei Hemden mit, und die waren von allen Seiten gestückelt.

Als die beiden Söhne wieder abreisen wollten, gab ihnen der Vater für ihre Bräute einen andern Auftrag, und zwar sollten sie sich Kuchen backen lassen. Auch diesmal betrübte sich Joseph nicht wenig, indem er meinte, die Kröte werde das nicht im Stan-

de sein. Sie aber befreite ihn von dieser Sorge, als er zu ihr zurückkam. Doch verstrichen einige Tage, ehe die Kuchen gebacken wurden. Von neuem Kummer erfüllt sprach Joseph zu ihr: „Morgen soll ich zu meinen Eltern fahren, und du hast heute am Vorabende der Reise noch nicht einmal zu backen begonnen.“ Sie beschwichtigte seine Besorgnisse und erklärte, er werde frühmorgens die gewünschten Kuchen finden. Wieder schlief er in der Küche, und wieder geschah es wie das erstemal; doch trug diesmal die schwarze Frau eine weisse Binde um den Hals. Des Morgens bekam er die Kuchen und fuhr zweispännig ab. Wie gross war bei seiner Ankunft die Freude der Eltern! Ganz anders aber ergieng es dem Bruder. Der brachte gar keine Kuchen mit; denn die Braut hatte das Mehl verdorben. Da sprach endlich der Vater zu den Söhnen: „In zwei Wochen bringet euere Bräute, damit ich euch Hochzeit mache.“ Nacheinigen Tagen begaben sie sich wieder auf den Weg. Abermals reiste Joseph traurig ab, da er fürchtete, er werde eine andere Frau nehmen müssen, indem er doch die Kröte nicht zu seinen Eltern führen könne. Allein wie gross war sein Erstaunen, als er nicht mehr die Kröte, sondern die Prinzessin selbst, freilich noch fast ganz schwarz, antraf. Diese nun forderte ihn auf, mit einem Schlüssel, den sie ihm überreichte, das siebente Zimmer aufzusperren und die Haut, die er darin finden werde, im Ofen zu verbrennen; doch sollte er sie nicht herausziehen, bevor sie ganz verbrannt sei, und sollte auch ein noch so grosses Getöse entstehen. Er that, wie ihm geheissen war. Nachdem aber die Haut verbrannt war, wurde die Prinzessin ganz weiss und war erlöst. Auch die Dienerschaft im Schlosse wurde weiss, wie sie es zuvor gewesen, und das Schloss stand wieder auf ebenem Boden.

Nach Ablauf von 3 Tagen fuhr Joseph mit der Prinzessin zu seinen Eltern, die sich über die so schöne und so reiche Braut nicht genug freuen konnten. Ohne Verzug wurde die Hochzeit gefeiert. Er nahm seine Eltern zu sich auf das Schloss und lebte dort

mit ihnen und seiner Frau sehr glücklich, während sein Bruder durch seine Heirath unglücklich wurde.

Odrau.

Der treue Hansel.

In einem Dorfe lebte ein Bauer, der einen sehr schönen Garten besass. In der Mitte des Gartens stand ein Apfelbaum, welcher trotz seines Alters und seiner Grösse noch nie Früchte getragen hatte. Der Bauer ward endlich unwillig darüber und sprach zu seinem Weibe: „Ein Jahr noch will ich den Baum stehen lassen, trägt er auch dann keine Frucht, so haue ich ihn aus und werfe ihn in's Feuer.“

Der Frühling war herangerückt, mit Freuden bemerkte der Bauer, dass der Baum mit zahlreichen Blüten bedeckt war, weshalb er sehnsuchtsvoller als jemals dem Herbste entgegen sah. Auch der Herbst erschien. Doch wie gross war das Erstaunen des Bauers, als er in den Garten trat und nur einen einzigen reifen Apfel auf dem Baume erblickte. Mühsam kletterte er den Baum hinan, pflückte den Apfel, eilte freudig damit zu seinem Weibe in's Haus und theilte die schöne Frucht mit ihr. Als er seine Hälfte essen wollte, vernahm er einen grossen Lärm im Pferdestalle. Er lief dahin, um zu sehen, was es gebe. Die Pferde waren losgebunden. Sofort band er sie wieder an. Dabei frass ihm aber ein Pferd den halben Apfel weg. Schnell gieng er zu seinem Weibe und fragte sie, ob sie noch die andere Hälfte habe. Allein sie hatte dieselbe bereits gegessen, was den Bauer sehr verdross, denn er hätte für sein Leben gerne den Apfel verkostet.

Es vergieng einige Zeit, und der Herr beschenkte die Bäuerin mit einem Knäblein, das den Namen Johann erhielt. Nach einiger Zeit vermehrte sich auch der Pferdestand des Bauers um ein Füllen. Der Knabe wuchs kräftig heran und hatte seine grösste Freude an dem jun-

gen Thiere. Jedesmal, bevor er in die Schule gieng, fütterte er es. Das muntere Wesen des Kindes und seine Fortschritte in der Schule misfielen einer Hexe, bei deren Hause er am Schulwege vorüberzugehen pflegte. Deshalb suchte sie den Knaben zu verderben. Sie begab sich eines Tages zu seiner Mutter und überredete dieselbe durch verschiedene Prophezeiungen, dem Knaben einen mit Gift gefüllten Kuchen zu backen und ihm, da er des weiten Weges halber immer in der Schule über Mittag zurück blieb, denselben zum Mittagessen mitzugeben. Der Knabe gieng seiner Gewohnheit gemäss auch an diesem Tage in den Stall zu dem Füllen. Er fand es unter der Stallstreu verborgen. Als er es fragte, weshalb es sich versteckt habe und heute so traurig sei, gab es ihm zur Antwort: „Dir ist der heutige Tag zum Unglücke bestimmt; wenn du mir aber folgst, so kann alles noch gut werden. Die Mutter hat dir einen Kuchen gebacken, welcher mit Gift gefüllt ist. Iss ihn nicht und gib ihn dem Hunde jenes Bauers, durch dessen Hof du auf dem Wege zur Schule gehst. Achte dann darauf, was mit dem Hunde geschieht; dasselbe würde dir geschehen, wenn du den Kuchen essen würdest.“ Der Knabe that, was ihm aufgetragen wurde, und sah später mit Verwunderung, dass der Hund, dem er den Kuchen gegeben hatte, barst. Als die Hexe den Knaben am Abend zurückkehren sah, ärgerte sie sich sehr, lief zu dessen Mutter und gab ihr ein noch stärkeres Gift mit dem Auftrage, einen zweiten Kuchen zu backen. Diesen jedoch warf der Knabe auf den Rath des Füllen in's Wasser, welches sogleich zu sieden begann. Als die Hexe merkte, dass durch Zuthun des Füllen ihr Gift beim Knaben seine Wirkung verfehle, rieth sie, das Füllen zu tödten. Der Bauer war anfangs nicht einverstanden, gab aber zuletzt dem dringenden Verlangen der Hexe nach. Das Pferd sollte erschlagen werden. Der Knabe erbat sich nur, dass man ihm, bevor das geschehe, noch einmal auf demselben zu reiten erlaube. Man gestattete ihm das. Zu grösserer Vorsicht aber waren beide Thore

abgesperret worden. Dreimal durchritt der Knabe den Hofraum. Beim drittenmale aber setzte das Pferd über das Hinterthor und flog mit seinem Reiter durch die Lüfte hinweg. Fern von der Heimat bei einem Brunnen, den ein grünes Laubdach den heissen Sonnenstrahlen entzog, ruhten Ross und Reiter aus. In diesem Brunnen wusch sich Johann, und siehe seine Haare wurden golden. Um diese vor den Augen der Menschen zu verbergen, kaufte er sich eine Schweinsblase und setzte sich dieselbn auf den Kopf.

Nicht weit von dem Brunnen prangte das Schloss eines Fürsten inmitten eines prächtigen Gartens. In diesen Garten gieng Johann hinein. Als ihn der Gärtner fragte, was er da wolle, antwortete er: „Ich verstehe auch etwas von der Gärtnerei und wollte dich bitten, ob du mich nicht in deine Dienste aufnehmen könntest.“ Der Gärtner sprach: „Drei Arbeiten musst du ausführen, wenn du aufgenommen werden willst.“ Der Knabe willigte ein und der Gärtner fuhr fort: „Für's erste wirst du mir Löcher zum Einsetzen junger Bäume graben.“ Johann fragte nun sein Pferd um Rath, und dieses befahl ihm, sich schlafen zu legen und so lange liegen zu bleiben, bis es ihn rufen werde. Der Tag war schön und warm, daher auch der ermüdete Knabe bald einschlief. Es dauerte nicht lange, da weckte ihn sein Hansel, so nannte er nämlich sein Pferd, und sprach: „Geh zum Meister und melde, die Arbeit sei fertig.“ Er meldete es, und der Gärtner war ganz zufrieden gestellt. „Für's zweite,“ sagte derselbe, „wirst du in die angefertigten Löcher junge Bäume einsetzen.“ Der Knabe berieth sich wieder mit seinem Hansel und schlief wie das erstemal ruhig ein. Als er geweckt wurde, fand er die Arbeit fertig. Der Meister wunderte sich über die sorgfältige Ausführung und sprach zu Johann: „Wenn auch die dritte Arbeit gut ausfällt, so kannst du bei mir bleiben, so lange es dir gefällt. Und zwar wirst du als dritte Arbeit einige Bäumchen pflöpfen und im Schlossgarten Blumen pflanzen.“ Auch diesmal fiel die Arbeit zur gröss-

ten Zufriedenheit des Gärtners aus. Sogleich wurde ihm der Schlossgarten übergeben. Da die beiden andern Gesellen, welche der Meister hatte, gewohnt waren, jeden Samstag den beiden altern Töchtern des Fürsten Blumensträuße zu überreichen, so erbat sich Johann die Erlaubnis, auch der dritten Tochter ein Sträußchen überreichen zu dürfen. Dieses aber setzte er so künstlich, wie keiner der andern Gesellen zusammen und band es mit einem goldenen Haare von seinem Haupte. Vor Freude darüber gab ihm die Empfängerin jedesmal ein Goldstück, das er stets dem Meister zum Aufbewahren überbrachte. Die älteren Töchter des Fürsten wurden deshalb neidisch auf ihre Schwester und nahmen dieselbe, wenn sie spazieren giengen, nicht mit, weil sie immer das schönste Sträußchen hatte. So verstrich eine geraume Zeit, während welcher die jüngste Tochter von ihren beiden Schwestern viel Ungemach zu erdulden hatte. Eines Tages, als sie wieder ganz allein zu Hause war, blickte sie aus dem Fenster traurig in den Garten hinab, bei welcher Gelegenheit sie bemerkte, wie Johann sein goldenes Haar kämmt. Jetzt erst wurde ihr klar, woher er das goldene Haar zum Umwinden des Blumenstraußes nehme.

Die Töchter des Fürsten waren bereits heirathsfähig; doch meldete sich kein Bräutigam. Es wurde deshalb ein Tag festgesetzt, an welchem die älteste Tochter einen Ring werfen sollte. Wer den Ring fange, der solle ihr Bräutigam sein. Johann sattelte sein Ross und erschien unter den Rittern, die den geworfenen Ring zu erhaschen bemüht waren. Es gelang ihm, den Ring zu fangen. Ohne sich jedoch zu erkennen zu geben, ritt er schleunigst zu seiner Behausung zurück. Dasselbe geschah, als später die zweite und dritte Tochter den Ring warfen. Eines Tages aber sprach die jüngste Prinzessin zu ihrem Vater, dass sie den Gärtner Johann unter jeder Bedingung zu ihrem Manne nehmen wolle. Der Fürst sträubte sich anfangs dagegen; endlich aber sagte er: „Wenn du ihn denn mit Gewalt haben willst, so magst du ihn haben, doch erhältst du

als Heirathsgut nichts, als das halbverfallene Wirtshaus unweit des Schlosses.“ Sie war des zufrieden und heirathete Johann. Da es ihnen an Geld nicht fehlte, weil Johann vom Gärtner all' die Goldstücke, die er früher demselben zur Aufbewahrung gegeben, zurück erhielt, so liessen sie sich das Wirtshaus neu aufbauen und schön herrichten.

Nach einiger Zeit gerieth der Fürst mit einem seiner Nachbarfürsten in Krieg, an welchem auch Johann Theil nehmen musste. Es wurde ihm aber ein alter Schimmel und ein verrostetes Schwert gegeben. Neben dem Schlosse befand sich ein Sumpf, durch den das Heer zog. In diesem blieb Johann absichtlich stecken. Die übrigen spotteten seiner und zogen weiter; doch kaum hatten sie ihn aus den Augen verloren, so kehrte Johann zu seinem Hansel zurück, zog die ihm von demselben gebotenen Kleider an, bestieg ihn und sprengte den übrigen nach. Er langte gerade an, als die Schlacht begann, stellte sich alsbald an die Spitze des Heeres, drang unter die Feinde und sicherte den Sieg. Nach der Schlacht kehrte er eilends zurück, zog seine gewöhnlichen Kleider schnell an und ritt auf dem Schimmel wieder in den Sumpf, wo er von den übrigen noch angetroffen wurde. Dasselbe geschah auf einem zweiten Feldzuge. Auf dem dritten aber wurde er am Fusse verwundet, und der Fürst verband ihm, ohne dass er ihn kannte, die Wunde mit seinem seidenen Halstuche, aus Achtung vor dem Tapfern, der den Sieg errungen. Aber auch diesmal verschwand unser Reiter. Tags darauf veranstaltete der Fürst ein Gastmahl, zu welchem alle Kämpfer eingeladen wurden, Johann nicht ausgenommen; doch er erschien nicht und schützte Krankheit vor. Als ein zweiter Diener um ihn geschickt wurde, sprach er zu diesem: „Sage dem Fürsten, ich könne nicht kommen, bevor er mir nicht die Wunde aufbinde, die er mir zugebunden.“ Der Fürst kam, erkannte sein Halstuch, die Wunde und den tapfern Krieger. Um ihn nun für die angethanen Unbilden zu entschädigen, übertrug er ihm alsogleich die Regierung.

So waren denn einige Jahre verflossen, als eines Tages Hansel Johann aufforderte, er möge ihm den Kopf abschlagen. Dieser weigerte sich anfänglich, das Ross aber sprach weiter: „Ich habe dir schon so viel Gutes erwiesen, und du willst mir diese eine Bitte nicht gewähren.“ Endlich that er es. Und sieh, da stand statt des Pferdes ein Mann vor ihm, der ihm ähnlich sah, wie selten ein Bruder dem andern, so dass selbst die Fürstin ihren Mann nur schwer erkannte. Alle drei lebten nun noch lange und glücklich mit einander bis an ihr seliges Ende.

Königsberg.

Hasenjacketel.

Es war einst ein König, der über ein grosses Land herrschte. Eines Tages veranstaltete er eine Jagd in einem dichten Forste. Das Jagdglück war günstig, vieles Wild wurde erlegt; was aber am meisten Interesse erregte, war ein wilder Mensch, welchen der König selbst gefangen hatte. Diesen liess er in einen eisernen Käfig sperren und befahl bei Todesstrafe, dass niemand das Behältnis öffne; selbst die Königin und sein einziger Sohn waren davon nicht ausgenommen. Die Strafe war zu gross, als dass jemand es gewagt hätte, dem Käfige auch nur nahe zu kommen. Nur der Königssohn konnte seine Neugierde nicht überwinden und schlich sich öfter zu dem eisernen Behältnisse hin. Nicht wenig aber war er erstaunt, als er eines Tages den Wilden sprechen hörte. Dieser forderte ihn nämlich auf, das Gefängnis zu öffnen, er wolle dafür sorgen, dass ihm nichts geschehe. Um dasselbe jedoch öffnen zu können, bedurfte er des Schlüssels dazu, den der König seiner Gemahlin zur Aufbewahrung übergeben hatte. Auch hier wusste der Wilde zu helfen. Er rieth ihm nämlich zur Mutter zu gehen und ihr zu sagen, er empfinde am Kopfe grosse Schmerzen, sie möge untersuchen, ob es

von Bedeutung sei. Bei dieser Gelegenheit aber solle er den Schlüssel, den sie immer bei sich in der Tasche trage, zu entwenden suchen. Der Prinz liess sich überreden und that, wie ihm der Wilde gerathen. Alles gieng vortrefflich. Freudig eilte er zu dem wilden Mann, schloss den Käfig auf, und das Ungethüm war frei. Nun aber wurde dem Königssohne herzlich bange; allein der Wilde tröstete ihn und versprach ihm, er werde in jeder Gefahr, die ihm drohe, bei der Hand sein; zuvörderst aber solle er trachten, den Schlüssel auf dieselbe Weise, wie er ihn entwendet, wieder in die Tasche der Mutter zu bringen. Darauf verschwand der Wilde. Der Prinz that, wie ihm geheissen, und unbemerkt wanderte der Schlüssel wieder in die Tasche der Mutter.

Wie erstaunt war der König, als er nach Hause kam, nach dem Wilden sehen wollte und diesen nicht mehr antraf. Schnell liess er das ganze Hofgesinde vor sich kommen und fragte mit barschen Worten, wer es gewagt, seinem Befehle zu trotzen und den Käfig zu öffnen. Doch niemand wusste es zu sagen, die Königin selbst betheuerte ihre Unschuld und sagte, dass sie den Schlüssel wol verwahrt stets bei sich getragen habe. Endlich aber fiel ihr das sonderbare Benehmen des Prinzen ein, und sie machte ihrem Gemahl hievon Mittheilung. Dieser war ganz bestürzt und liess den ungehorsamen Prinzen suchen, um ihn gebühlich zu bestrafen. Niemand konnte ihn finden, denn er war längst über alle Berge. Athemlos war er sieben Tage lang gelaufen, bis er in ein Land kam, über das sein Vater nicht mehr zu gebieten hatte.

Ganz ermüdet bat er dort in einem prächtigen Schlosse um Aufnahme und um einen kleinen Dienst. Der Besitzer des Schlosses, der König des Landes, liess ihn vor sich kommen und sagte ihm, er wolle ihn behalten und als Hirten seiner hundert Hasen verwenden. Ja er versprach ihm sogar eine seiner Töchter zur Frau zu geben, wenn er täglich, und das durch drei Jahre hindurch, alle hundert Hasen vollzählig nach Hause bringe. Der arme Prinz, der

froh war, ein Unterkommen gefunden zu haben und so vor Hunger gesichert zu sein, gieng auf den Antrag des Königs ein. Am nächsten Tage trat er seinen Dienst an. Kaum aber waren die Hasen aus ihrem Stalle entlassen, als sie das Weite suchten und sich nach allen Richtungen zerstreuten. Ganz traurig setzte sich der unglückliche Königssohn am Ufer eines klaren Baches nieder und begann bitterlich zu weinen, indem er alle Schuld seines Unglücks auf den bösen, wilden Mann schob. Kaum hatte er diesen genannt, so stand derselbe vor ihm, tröstete ihn und gab ihm ein Pfeifchen, mit dem Bemerken, wenn er damit pfeife, so würden die Hasen wieder zusammen kommen. Der Wilde verschwand hierauf. Als es nun Abend wurde, piff der Prinz, und die Hasen eilten von allen Seiten herbei. Er brachte sie alle glücklich in ihren Stall zurück zur grössten Verwunderung des Königs. So erfüllte der königliche Hirt durch zwei Jahre hindurch die übernommene Verpflichtung auf's pünktlichste. Inzwischen hatte er von seinem Jäckchen aus Hasenfellen, das er trug, den Namen Hasenjackel erhalten.

Nach Verlauf der zwei Jahre aber begann der König zu fürchten, er werde sein Versprechen, dem Hasenjackel eine seiner Töchter zur Frau zu geben, erfüllen müssen, und sann nach, wie er dem Hirten einen Hasen entführen könnte. Er schickte daher die älteste Tochter auf das Feld zu Hasenjackel. Diese nun bat um einen Hasen für die königliche Tafel. Hasenjackel, den der Wilde schon mit der List bekannt gemacht, gab ihr den Hasen, freilich nur unter der Bedingung, dass sie einen der drei Esel, die er bei sich auf der Weide hatte, küsse. Sie wählte unter zwei Übeln das geringere, erfüllte die gestellte Bedingung und eilte fröhlich nach Hause. Wie erschrak sie aber, als sie nach Hause kam und den Hasen nicht mehr hatte. Auf den Piff des Hirten nämlich, den er auf Geheiss des Wilden gethan, war Lampe entwichen. Der König liess sich durch das Mislingen seiner List nicht abschrecken und schickte seine

zweite Tochter mit demselben Begehren zu Hasenjacket, welcher ihr den Hasen unter derselben Bedingung übergab. Vorsichtshalber steckte sie ihn in einen Sack, den sie fest zuband. Doch auch diesmal war der Hase verschwunden, als sie im Schlosse anlangte. Nun gieng die jüngste Tochter, die ein hölzernes Behältnis für den Hasen mit sich nahm; doch auch sie war nicht glücklicher, als ihre beiden ältern Schwestern. Unwillig gieng endlich die Königin selber hinaus, und zwar versehen mit einem eisernen Kistchen, welches sie, als sie von Hasenjacket den Hasen unter der bekannten Bedingung erhalten und in das Kistchen gesteckt hatte, mit drei Schlüsseln verschloss. Aber auch diese Vorsorge nützte wenig. Der Hase war abermals weg, als sie zu Hause ankam. Dem König blieb daher nichts übrig, als nach Ablauf des dritten Jahres dem einfältigen Hasenjacket seine älteste Tochter zur Frau zu geben. So war plötzlich Hasenjacket ein Glied der königlichen Familie; aber die Meinung über ihn ward dadurch keine andere, er blieb nach wie vor der einfältige Hasenjacket. Bald aber wurde es anders, er fand Gelegenheit, den Hofleuten zu zeigen, dass er keineswegs so einfältig sei, wie sie glaubten.

Eines Tages nämlich sollte bei einem benachbarten Fürsten ein Turnier abgehalten werden. Viele Gäste waren geladen, auch der König mit seinem Hofstaate. Als nun der Tag des Festes heranbrach, eilten alle in grösster Pracht und auf den schönsten Rossen aus dem Schlosshofe, nur Hasenjacket erhielt Kleider aus der alten Rüstkammer und einen alten, grauen Klepper, auf dem er kaum weiter kommen konnte. Der Weg führte über einen sumpfigen Graben. Die Ritter sprangen mit der grössten Leichtigkeit hinüber, Hasenjacket aber blieb mit seinem alten Grauen im Sumpfe stecken. Armer Hasenjacket! Er begann wieder seinen Unmut über den wilden Mann auszulassen, der dem doch an all seinem Unglücke schuld sei. Doch kaum hatte er zu klagen begonnen, so war auch der wilde Mann schon da. Er brachte ihm einen schönen Fuchs und ausserdem noch die

schönsten Ritterkleider, die es geben konnte. Niemand war vergnügter, als Hasenjackel. Er liess den alten Klepper stehen und ritt in der heitersten Laune dem Turnierplatze zu. Das Fest hatte eben seinen Anfang genommen, als plötzlich ein herrlicher Ritter erschien, der die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Niemand kannte ihn. Der muss wol weit hergekommen sein, hiess es allgemein. Auch benahm sich Hasenjackel, wie es sich für einen echten Rittersmann geziemt. Er betheiligte sich an dem Turnier, überragte an Gewandtheit und Kraft alle Anwesenden und errang den Preis. Als das Fest beendet war, begaben sich die Gäste wieder nach Hause. Auch Hasenjackel eilte zum Sumpfe zurück, übergab die prächtigen Kleider sammt dem schönen Rosse dem wilden Manne, der dort auf ihn wartete, setzte sich auf den Klepper und ritt in die Burg zurück. Dort erzählte ihm seine Frau von dem tapfern Ritter. Hasenjackel hörte sie lächelnd an, ohne sich zu erkennen zu geben. Bald darauf wurde ein zweites Fest in einer benachbarten Burg gefeiert, wozu ebenfalls der König mit seinen Leuten geladen war. Auch Hasenjackel machte sich wieder auf und erhielt abermals von seinem treuen Wilden prächtige Kleider und einen schönen Grauen, mit dem er nach dem Schlosse ritt, wo er ebenso bewundert wurde, wie beim ersten Turniere. Diesmal verwundete er den König, seinen Schwiegervater, am Arme und verband ihm die Wunde. Zu Hause angekommen erzählte der König dem Hasenjackel von dem fremden Ritter, der ihn verwundet und ihm die Wunde selbst verbunden habe. Hasenjackel aber liess nichts merken, dass er es gewesen, der das gethan. Kurze Zeit darauf wurde ein drittes Turnier gefeiert, das wiederum der König mit seinem Gefolge besuchte. Diesmal erschien Hasenjackel mit einem Schimmel und erfocht Sieg auf Sieg. Nur einmal verliess ihn das Glück, er erhielt einen Hieb in die Wange, welche Wunde ihm vom König verbunden wurde.

Wie erstaunt war nun der alte König, als er nach seiner Ankunft im Schlosse bei der Tafel be-

merkte, dass Hasenjacketel die Wange verbunden habe. Hasenjacketel gestand nun, dass er der fremde Ritter gewesen, der bei den drei Turnieren so siegreich gefochten. Von da an änderte sich die Lage Hasenjacketels, er wurde von allen geachtet und von seiner Gemahlin immer mehr geliebt.

Als der König gestorben war, bestieg Hasenjacketel mit seiner Gemahlin den Thron, und wenn sie noch nicht herunter gestiegen sind, so sitzen sie noch oben.

Wagstadt.

Hans und der Teufel.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hiess. Eines Tages befahl er dem ältesten eine Eiche zu fällen, die auf einem hohen Berge stand. Als dieser sich deshalb die Hacke schliff, sagte Hans zu ihm: „Schleif nur zu, dass du dich in den Fuss hackst.“ Und wirklich kehrte er, ohne die Eiche gefällt zu haben, mit einer Wunde am Fusse zurück. Am nächsten Tage sollte der mittlere die Eiche fällen, allein auch er kam, wie es ihm Hans prophezeit hatte, mit einer Wunde an der Hand zurück. Endlich sollte Hans die Eiche fällen gehen. Er nahm unter dem grössten Gelächter seiner Brüder eine Hacke aus Holz mit. Mit dieser nun schlug er mehrmals kräftig an die Eiche. Da gab sie einen schrillen Ton von sich und zerriss von unten nach oben. Aus dem Risse aber sprang ein schwarzer Teufel heraus. Bei jener Eiche nämlich war der Eingang zur Hölle. Grinsend fragte er Hans, was er da suche. Kaum aber hatte er vernommen, dass Hans den Baum umhauen wolle, so bat er dringend, das nicht zu thun. Hans verstand sich auch dazu, doch nur unter der Bedingung, dass ihm all das Geld gegeben werde, das in der Hölle geborgen liege. Der Teufel gieng auf die Bedingung ein, und alsbald erschienen mehrere Teufel und rollten ein Fass nach dem andern aus der Eiche heraus.

Nun wollte Hans Pferde herbeiholen, um das Geld fortzuführen, hatte aber niemanden, der ihm dasselbe inzwischen bewacht hätte. Als er mit sich berieth, was er thun solle, trat ein Teufel zu ihm und sagte: „Du weisst dir mit dem Gelde nichts anzufangen, laufen wir Wette um das dasselbe.“ In demselben Momente sah Hans zufällig in der Nähe einen Hasen und einen Bären liegen. Auf den Hasen zeigend entgegnete er dem Teufel: „Dort liegt mein Knabe, nimm den Lauf mit diesem auf, doch wecke ihn behutsam auf; denn er schläft nur leise.“ Allein kaum war der Teufel bei ihm angelangt, so sprang der Hase auf und lief über Berg und Thal, so dass ihn der Teufel nicht einholen konnte. Da er nun gegen den Sohn die Wette verloren hatte, so fürchtete er sie gegen den Vater noch viel mehr zu verlieren und machte sich schnurrend davon. Bald aber war ein anderer Teufel da und forderte Hans auf, durch einen Ringkampf zu entscheiden, wem das Geld gehören solle. Hans gieng auch auf den Vorschlag ein, nur verlangte er einen Vertreter stellen zu dürfen. Und indem er auf den Bären hinwies, sagte er: „Nimm dir einen Knüttel und wecke meinen Knecht auf, der dort schläft, mit ihm magst du ringen. Unterliegt dieser, so sollst du das Geld behalten.“ Der Teufel gieng nun zum Bären hin und versetzte ihm einige derbe Schläge. Der Bär aber wurde zornig, erhob seine Tatze und schlug den Teufel mit einem Schläge zu Boden. Sofort stand er von dem Kampfe mit ihm ab, und da der Knecht ihn so leicht überwunden hatte, wagte er sich an den Herrn noch weniger. Und so hatte Hans auch diese Wette gewonnen. Jetzt aber kam ein Teufel mit dem Hölletriegel heran und forderte Hans zu einer Wette im Werfen auf. Der Teufel warf den Riegel so hoch, dass man diesen nicht mehr sehen konnte. Als er wieder zu Boden fiel, gieng gerade der Mond auf. Hans hob den Riegel auf, und während er auf den Mond hindeutete, sagte er: „Aha! da ist unser Nagelschmied, der braucht gewiss Eisen, ich will ihm den Riegel hinauf

werfen. Als der Teufel das hörte, riss er ihm den Riegel aus den Händen und lief, so schnell er nur konnte, fort, aus Furcht, dass er, wenn Hans den Riegel in den Mond werfe, die Hölle nicht mehr verschliessen könne. Nun konnte Hans unbesorgt nach Hause um Pferde gehen.

Jägerndorf.

Der Teufel als Dienstgeber.

Ein Vater schickte seine drei misrathenen Söhne in die Fremde. Auf ihrer Wanderschaft begegneten sie einem Herrn, der sie einlud, bei ihm Dienst zu nehmen. Die Bedingungen, sagte er, seien leicht zu erfüllen. Sie dürften nur das ganze Jahr hindurch nicht beten, kein Kreuz machen, überhaupt nie an Gott denken. Sie waren des zufrieden und nahmen den Dienst an. Von nun an lebten sie lustig und waren guter Dinge, wohnten prächtig, assen und tranken gut.

Als sie hier bereits drei Jahre ein wüstes Leben geführt hatten, träumte einmal dem jüngsten derselben, der unter ihnen noch der beste war, er solle in der folgenden Nacht auf's Feld hinausgehen, dort werde er einen Dornstrauch finden, der aus einem Blutstropfen aufgewachsen sei; hinter diesen Dornstrauch solle er sich legen, das Übrige werde er dort erfahren. Er folgte der im Traume geschehenen Aufforderung und gieng in der nächsten Nacht an den bezeichneten Ort hinaus. Zwischen 11 und 12 Uhr entstand ein furchtbares Tosen und Lärmen, so dass ihm hinter dem Dornstrauche bange zu werden begann. Bald darauf kamen zwölf Teufel, die sich wegen einer ihnen entrissenen Seele stritten. Zuletzt kam ein krummer Teufel dazu. Dieser erklärte, er werde dem Lucifer nächstens statt dieser einen Seele drei andere bringen, die fast jetzt schon der Hölle werth seien. „Wie aber willst du das beginnen,“ fragte einer der zwölf, „dass wir die drei Seelen sicher

in unsere Gewalt bekommen?“ „Ich werde ihnen drei Räthsel aufgeben,“ antwortete der krumme. „Wenn sie diese nicht lösen, — und dass sie das nicht vermögen, davon bin ich überzeugt, — so gehören sie mir an.“ „Welches nun werden die drei Räthsel sein?“ fragte jener weiter. „Erstens,“ erwiederte dieser, „will ich sie fragen, was das sei, woraus sie trinken; zweitens, wo sie sich befinden, und drittens, auf was für einer Leier sie spielen. Dass das erste eine Kuhklaue, das zweite ein Kuhstall und das dritte ein Katzenschwanz ist, werden sie nimmer errathen.“ Das alles hörte der hinter'm Dornstrauch mit an.

Einige Tage darauf kam der Dienstgeber zu den drei Brüdern und sagte: „Ihr Knechte, nun habt ihr der guten Zeit genug genossen. Ich enthebe euch eures Dienstes, will euch aber noch etwas zu rathen aufgeben. Errathet ihr es nicht, so fahret ihr mit mir zur Hölle; denn wisset, ich bin der Teufel.“ Die beiden ältern Brüder erschrakten darüber sehr, nur der jüngste blieb ruhig. Und als der Teufel seine drei Räthsel aufgegeben hatte, wurden sie von diesem auch sofort gelöst. Der Teufel rannte voll Ärger und Verdruss auf und davon, die drei Brüder aber, froh dem Verderben entronnen zu sein, wanderten ohne Verzug ihrer Heimat zu.

Odrau.

Der Teufel als Müllergeselle.

Ein Windmüller hatte einen Gesellen, mit dem er sehr gut auskam. Denn er bediente die Mahlgäste gut und pünktlich, und keiner durfte auch nur eine Minute über die anberaumte Zeit auf das Mehl warten. Dennoch fand sich der Gesell auch alle Nächte im Wirtshause ein, wo er bis zum Morgen hin fleissig zechte und spielte, ohne dass der Meister es ahnte. Einmal findet sich der Müller auch in der Schenke ein, und im Gespräch kömmt er auf seinen Gesellen zu sprechen.

Er stellte ihm das Zeugnis der Pünktlichkeit, Ordnung und Zuverlässigkeit aus und erklärte, er sei noch mit keinem so zufrieden gewesen, wie mit diesem. Darüber wunderte sich der Wirt und meinte, das sei nicht möglich, er bringe ja alle Nächte bei ihm in der Schenke zu. „Das glaube ich nicht,“ entgegnete der Müller; „denn die Mühle ist stets im Gange, es sei denn, dass kein Wind geht.“ „Nun,“ sagte der Wirt, „ich werde übermorgen ein Schwein schlachten und habe ihn zur grossen Wurst eingeladen. Ich wette, er kömmt herüber, wenn auch der beste Wind ist; denn er hat es uns unbedingt versprochen. Überhaupt ist er mein allnächtlicher Stammgast.“ Der Müller widersprach so lange, bis es zu einer Wette kam.

Der Tag kam heran, wo der Wirt sein Schwein stechen liess. Der Müller passte daher auf seine Mühle wol auf, während der Schenkwirt seinen Gast mit voller Bestimmtheit erwartete. Zur gewöhnlichen Stunde erschien dieser und setzte sich in guter Laune an den Tisch, wo die übrigen geladenen Gäste sich gütlich thaten. Die Mühle aber klapperte lustig fort. Ha, dachte der Müller, ich habe schon halb gewonnen, nun will ich dem Wirt einstweilen melden, was ihm bevorsteht. Sogleich gieng er auf die Schenke los. Er guckte jedoch zuvor zum Fenster hinein und sah sich in der Stube um. Leider überzeugte er sich bald, dass er zu früh frohlockte; denn sein Gesell sass leibhaftig mitten unter den Gästen. Wie kömmt das? fragte er sich selbst, die Mühle geht, wir haben guten Wind, und der Bursch sitzt hier in der Schenke. Wen mag er doch zum Werke als Stellvertreter bestellt haben? Ich muss nachschauen. Er gieng zurück, sah nach und fand einen Schwarm Teufel die Mühle mit aller Emsigkeit bedienen. Der eine schüttete auf, der andere fasste Mehl in die Säcke, der dritte band sie zu, kurz jeder war vollauf beschäftigt. Mit Schauern gieng der Müller nach seinem Schlafgemache, konnte jedoch kein Auge zudrücken. Er überlegte hin und her, was er thun solle, und kam endlich

zu dem Schlusse, es sei am besten, den Preis der Wette zu bezahlen und zum bösen Spiele gute Miene zu machen.

Kurze Zeit darauf war Jahrmarkt in der nächsten Stadt. Da bat sich der Müllergeselle (Mülscher) von seinem Meister die Erlaubnis aus, den Jahrmarkt zu besuchen. Der Müller hatte nichts einzuwenden, wenn er zu Fuss dahin gehen wolle, denn er selber werde nach der Stadt reiten. Der Gesell entgegnete: „Das kann ich ja auch thun.“ „Woher aber das Ross nehmen?“ fragte der Müller. Da antwortete der Gesell: „Ich werde wissen mich umzuthun.“ Am Tage des Jahrmarkts ritt der Müller auf seinem Gaul nach der Stadt, und kurz nachher sah man auch den Gesellen auf einem getigerten Schecken davon reiten. Dieser stieg bei einem Gasthofe in der Stadt ab und liess sein Pferd indessen in den Stall führen. Dann gieng er auf den Markt und besorgte seine Einkäufe. In der Zwischenzeit kehrte auch ein Jude in dem Gasthofe ein, welcher drei Pferde von derselben Farbe mitbrachte. Er fragte sogleich den Wirt, wem das getigerte Pferd gehöre. Als er dies erfahren, entschloss er sich das Pferd zu kaufen, damit er zwei gleiche Züge beisammen habe. Unterdessen war der Müllergeselle zurückgekommen, und nun wendete sich der Jude an ihn mit der Frage, ob er sein Pferd nicht verkaufen wolle. Der Müllergeselle that, als ob ihm nichts daran gelegen sei. Da sich aber der Jude erbot, ihm das Pferd gut bezahlen zu wollen, so schlug er endlich ein und empfing sogleich das Geld dafür. „Aber,“ sagte der Mühlbursch, „ich warne euch, wenn ihr zu einem Wasser kommt, das Pferd nicht saufen zu lassen, denn ich bin scharf geritten.“ Der Jude meinte, er wolle vorsichtig sein. Gleich darauf zog er mit seinen Pferden ab, der Müllergeselle aber streckte sich auf eine Bank im Wirtshause nieder und schlief ein.

Als der Jude zu einem Wasser kam, wollte er auf dem erkauften Pferd hindurch reiten. Mitten in der Furt aber fieng er an immer tiefer zu sinken, und

als er eben an's andere Uter gelangte, hatte er statt des Pferdes eine Schütte Stroh zwischen den Beinen. „Au wei!“ schrie er erschrocken, „wie hat mich betrogen der Müller!“ Er kehrte um und eilte rasch in die Stadt in's Gasthaus zurück, um den Verkäufer aufzusuchen. Kaum angekommen, fragte er den Wirt, ob der Gesell noch da sei, der ihm ein Pferd verkauft habe. „Dort schläft er auf der Bank,“ sagte der Wirt. „Heda!“ rief der Jude den Schläfer an, „aufgestanden!“ Der Gesell aber schnarchte fort. Da packte ihn der Jude an einem Bein und zog ihn an demselben, und o Entsetzen! das Bein blieb in den Händen des Juden. Der Gesell aber schlief fort, ohne zu zucken. Dem Juden wurde angst und bange, so dass er das Bein fallen liess und davon eilte. Später erwachte der Müllergeselle. Als er aufstehen wollte und merkte, dass ihm das eine Bein fehle, fragte er, was ihm da passiert sei. Man erzählte ihm das Vorgefallene. „Ei, ei!“ sagte er, „und wo ist denn das Bein?“ „Da liegt es unten auf dem Boden,“ erhielt er zur Antwort. Er liess es sich darreichen, fügte es an den Rumpf, stand auf und gieng, als ob nichts geschehen wäre, von dannen.

Weidenau, Freiwaldau.

Warum die Krähen „Paach“ schreien.

Einmal wetteten der Teufel und ein Schuhmacher miteinander, wer von beiden in einer bestimmten Zeit am öftesten „Pech“ sprechen könnte. Da fieng der Schuhmacher, so schnell er es vermochte, das Wort zu wiederholen an und zwar: Pech, Pech, Pech, hundertmal Pech, und so weiter. Der Teufel wollte klug sein, und damit seine Zunge nicht sobald erschöpft werde, sprach er langsam: Paach, Paach, Paach, u. s. w. Der Schuster ermüdete jedoch nicht, wie der Teufel gehofft hatte, und gewann die Wette. Aus Ärger darüber verurtheilte der Teufel die Krähen, seine Kinder, da-

zu, die ihm noch abgängigen Worte nachzusprechen, und seitdem rufen sie immer: Paach, Paach, jedoch eben so gedehnt, wie der Teufel.

Weidenau.

Die hl. drei Könige.

Einem jungen Könige, der über drei Reiche herrschte, befahl die Mutter sich eine Braut zu suchen. Er zog deshalb mit einem glänzenden Gefolge fort, indem er erklärte, er werde diejenige heirathen, welche er im nächsten Walde zuerst antreffe. Nach einigen Tagen kam er zu einer einsamen Waldhütte. In dieser wohnte ein Vater mit seinen zwei Töchtern. Die jüngere von ihnen war die schönere, hatte jedoch keine Finger; trotzdem nahm sie der junge König zur Frau. Darüber nun wurde seine Mutter höchst aufgebracht, auch viele angrenzende Könige kündigten ihm deshalb Krieg an.

Während er gegen diese zu Felde zog, trug die ränkevolle Mutter drei Männern auf, die junge Königin in den Wald zu führen und dort zu ermorden. Diese jedoch liessen sich durch das Flehen derselben erweichen und schenkten ihr das Leben. Der alten Königin aber brachten sie Augen und Zunge nicht von der jungen Königin, wie sie verlangt hatte, sondern von einem Eber. Die Verstossene aber kam zu einer einsamen Hütte und gebar dort drei Söhne, welche gemäss einer vom Himmel her vernommenen Stimme die Namen Caspar, Melchior und Balthasar erhielten.

Als der König seine Feinde überwunden hatte, kehrte er nach Hause zurück. Er fand seine Frau nicht mehr und wurde von seiner Mutter aufgefordert, sich eine andere Gemahlin zu suchen. Das aber that er nicht. Einmal nun zog er auf die Jagd in den Wald und lagerte sich dort auf einer Wiese, bei welcher sich eine kleine Hütte befand. Hier schlief er ein. Während er so da lag, gieng seine Gemahlin mit

den drei Söhnen vorüber und sprach zu ihnen: „Seht, das ist euer Vater.“ Als der König erwachte, sagte er, es habe ihm geträumt, er sehe seine frühere Gemahlin; man möge daher die nächste Umgebung genau durchsuchen. Und in der That fand man bald die Königin mit ihren drei Söhnen; worauf sie der König im festlichen Zuge nach Hause zurück führte. Als man nun bei Tische sass, fragte er seine Mutter: „Was soll mit derjenigen geschehen, welche einer andern den unverdienten Tod zugebracht?“ Diese antwortete: „Sie soll von vier Ochsen zerrissen werden.“ Damit hatte sie sich selbst das Urtheil gesprochen, welches alsbald vollstreckt wurde. Bald darauf aber starb dem König die Gemahlin, der König aber überlebte sie aus Trauer über den Verlust nicht lange. Nach seinem Tode übernahmen die drei Söhne die Regierung der drei Reiche.

Da kam nun die Zeit heran, wo Christus der Herr geboren ward, und ein jeder machte sich für sich auf den Weg nach Bethlehem. Nicht weit von der Geburtstätte des Heilandes trafen sie sich. Nachdem sie gegenseitig den Zweck der Reise erfahren hatten, zogen sie vereinigt weiter und brachten dem göttlichen Kinde ihre Huldigung dar. Als dies geschehen war, kehrten sie in ihre Reiche zurück und starben dort in nicht langer Zeit. Sie liegen, wie das Volk erzählt, alle drei in derselben Höhle begraben, in welcher nachmals der grösste Kaiser begraben wurde, der am jüngsten Tage den Kampf für Christus fortführen wird. Dieser hat ein grosses Schwert umgegürtet, und wenn er aufstehen und sagen wird: Schwert, rühr' dich! so werden allen Menschen die Köpfe vom Rumpfe fliegen.

Der klingende Baum.

Th. Vernaleken, österreichische Kinder- und Hausmärchen, Wien 1864 und mündlich.

Es war einmal ein Königssohn, der nach dem Tode seines Vaters die Regierung führte. Durch seine Heirath kam er mit seiner Mutter in Feindschaft, weil er sich nicht diejenige zur Frau genommen hatte, welche ihr gefiel. Nicht lange nach der Hochzeit musste der König in einen Krieg ziehen, welcher drei Jahre dauerte. Seine Frau hatte unterdessen zwei schöne Knaben geboren. Die Mutter des Königs wollte sich nun an ihr rächen und schrieb an den König, es sei eine Misgeburt geboren worden; aber von wem, das berichtete sie nicht. Der König schrieb zurück, die Mutter solle in den Hungerthurm, die Misgeburt aber in's Wasser geworfen werden. Da wurde die Gemahlin des Königs wirklich in den Hungerthurm gesperrt; sie aber, fromm wie sie war, betete inbrünstig zu Gott, und dieser schickte ihr täglich einen Engel mit Nahrung. Die Knaben wurden ebenfalls dem Befehle gemäss in eine Schachtel eingeschlossen und in's Wasser gesetzt. Der Fluss aber strömte durch den Ziergarten, und da der Gärtner zufällig gerade um diese Zeit Wasser holte, fand er die Schachtel mit den zwei Knaben und eilte voll Freude darüber nach Hause zu seiner Frau. „Jetzt,“ rief er ihr zu, „hat uns der liebe Gott ein Paar Knaben geschenkt, welche wir eben brauchen.“ Die Kinder wuchsen heran und lernten die Gärtnerei.

Der König war mittlerweile heimgekehrt, und da ihm die Königin nicht entgegen kam, fragte er sogleich, wo seine Gemahlin sei. Die Mutter eröffnete ihm nun, dass er ja selbst befohlen habe, sie in den Hungerthurm zu sperren, weil sie eine Misgeburt geboren habe. Der König glaubte seiner Mutter, und dieser Glaube wurde noch mehr bestärkt, als sie ihm sagte, der eine Knabe habe einen Ochsenkopf, der andere einen Pferdekopf gehabt. Von der Zeit an hatte aber der König keine Ruhe mehr. Als er eines

Abends beim Hungerthurm vorübergieng, sah er ganz oben ein Licht. Er gieng zum Thurmwächter und liess sich die Schlüssel geben. Als er an die Thür des Gefängnisses kam, wo er das Licht erblickte, guckte er durch's Schlüsselloch hinein und sah seine Frau und einen Engel neben ihr stehen. Er öffnete die Thür, und der Engel verschwand. Der König fiel seiner Gemahlin um den Hals und bat sie um Verzeihung. Sie musste ihm nun sagen, ob es wahr sei, dass sie eine Misgeburt geboren habe oder nicht. Da sie es verneinte, liess er sie wieder in das Schloss bringen und die böse Mutter mit vier Pferden zerreißen. Es wurde nun überall den zwei Knaben nachgeforscht, aber vergebens. Der Gärtner war unterdessen gestorben, und weil die zwei Söhne den Garten vortrefflich pflögten, so setzte der König sie als Gärtner ein. Dafür wollten die zwei Brüder dem Könige eine grosse Freude machen und ihm den klingenden Baum, den redenden Vogel und das goldene Wasser in seinen Garten bringen. Nach diesen drei Dingen hatten schon viele getrachtet, aber keiner hatte sie bekommen. Der ältere Bruder machte sich zuerst auf den Weg und kam zu einem Einsiedler. Den fragte er, ob er von den drei Dingen nichts wisse, und wie er sie wol bekommen könnte. Der Einsiedler sagte: „Mein liebes Kind! Es sind schon viele Hunderte zu mir gekommen und haben mich ebenso gefragt, wie du; aber keiner ist noch zurückgekehrt, weil keiner dem Vogel folgte.“ Der Gärtner bat den Einsiedler, er möge ihm nur den Weg zeigen, und versprach ihm, dass er dem Vogel folgen wolle. „Auf diesem Wege,“ sagte der Einsiedler, „gehst du fort, und da wirst du schon den Baum klingen hören.“ Richtig, als er drei Tage gegangen war, hörte der Gärtner den Baum klingen. Bevor er jedoch zu dem Baume kam, musste er durch eine grosse Menge Steine gehen, welche die Gestalt von Menschen hatten. Dann hörte er eine Stimme, die da rief: „Guten Morgen, junger Mann, was willst du da?“ Er sah sich um und bemerkte den redenden Vogel

auf dem klingenden Baume. „Dich will ich,“ sagte der Gärtner, „den klingenden Baum und das goldene Wasser.“ Der Vogel sprach: „Brich dir einen Ast ab und nimm mich sammt dem Körbchen herunter vom Baume, dann gehe bis zu jenem Felsen, dort liegt ein Schlüssel. Diesen musst du nehmen und die Thür im Felsen dort aufschliessen. Mit dem Gefässe, welches du im Felsen findest, schöpfest du dir vom goldenen Wasser ein. Wenn du dann aus dem Felsen herausgehst, so darfst du dich aber nicht unsehen, sondern musst geradaus gehen.“ Der Gärtner gieng, als er aber aus dem Felsen heraus war, kamen ihm die menschenähnlichen Steine nach und schrieen: „Bruder, nimm mich mit.“ Wie er den Lärm hörte, sah er sich um und ward auf der Stelle in Stein verwandelt. Der zweite Bruder wartete unterdes mit Schmerzen auf ihn, und als er nicht kam, machte auch er sich auf den Weg. Er kam ebenfalls zu dem Einsiedler, welchen er fragte, ob er den Weg nicht wisse zu dem klingenden Baume, und ob sein Bruder nicht hier gewesen sei. „O ja,“ sprach der Einsiedler, „aber er wird dem Vogel nicht gefolgt haben, und deswegen ist er nicht mehr zurückgekehrt.“ „Welchen Weg muss ich gehen,“ fragte er weiter, „dass ich zu dem klingenden Baume gelange?“ Der Einsiedler zeigte ihm den Weg und sagte ihm dasselbe, was er seinem Bruder gesagt hatte. Nach drei Tagen hörte er schon den Baum klingen und kam zu den Steinen. Als er die Steine sah, dachte er, es seien Menschen und berührte sie; aber es waren doch nur Steine. Der Vogel aber wünschte ihm einen guten Morgen und fragte ihn, was er wolle. „Dich will ich,“ sagte er, „den klingenden Baum und das goldene Wasser.“ Er musste nun dasselbe thun, wie sein Bruder. Als er aus dem Felsen heraustrat, kamen ihm die Steine nach, machten einen fürchterlichen Lärm und schrieen: „Bruder, nimm mich mit.“ Er aber gieng immer fort und kümmerte sich nicht um den Lärm, obgleich er immer stärker wurde. Dann ward ihm aber so ängstlich, dass er zur Erde fiel. Er erholte sich, und

als er sich wieder erhob, sah er, dass viele Hunderte, welche er erlöst hatte, um ihn herum standen. Sein Bruder und er giengen nun mit dem Aste, dem Vogel und dem goldenen Wasser nach Hause. Dort sprach der Vogel: „Jetzt setzet ihr den Ast in die Erde, grabet neben dem Aste ein Grübchen und stellet das Gefäss mit Wasser hinein; mich aber hängt mit dem Körbchen an den Ast, und ihr begeht euch zur Ruhe. Bis morgen früh wird alles in Ordnung sein.“ Als die Brüder in der Frühe erwachten, hörten sie schon den Baum klingen, und das goldene Wasser floss über einen hohen Felsen herab. Der König, welcher das Klingen hörte, fragte, was das sei; aber niemand konnte es ihm sagen. Da gieng er endlich selbst in den Garten hinunter und staunte nicht wenig, als er den Baum, das Wasser und den Vogel sah. Viele Könige kamen und bewunderten die Schönheit. Als sie aber laut ihr Erstaunen äusserten, sagte der Vogel: „Aber eins ist nicht schön.“ „Und was ist das eine?“ fragten sie. Der Vogel sprach: „dass der König seine Söhne Gärtner sein lässt.“ „Wie ist das zu verstehen?“ fragte der König. Der Vogel, welcher alles wusste, was in der Welt vorgieng, erzählte ihm nun das Geschehene. Der König, die Königin und alle Anwesenden hatten darüber eine grosse Freude, dass die zwei Söhne wieder gefunden waren.

Freivaldan.

Das Vöglein auf dem Baume.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten zwei Kinder. Das eine hiess Hansel, das andere Lisel. Einst verlangte der Vater zum Mittagessen einen Kalbskopf. Die Mutter aber, der nur wenig Geld zu Gebote stand, sann auf eine List, wie sie dem Manne das verlangte Gericht verschaffen könnte. Sie schickte beide Kinder aus, Hansel sollte Brot, Lisel Seife und Lauge holen. „Wer zuerst nach Hause kömmt,“ sagte die Mutter, „erhält einen goldenen Apfel.“ Jedes beeilte sich nun sobald als möglich nach Hause zu kommen. Zuerst langte das behende Lisel an. Die Rabenmutter führte nun das unschuldige Töchterchen auf den Boden, öffnete daselbst eine Truhe und befahl Lischen, sich den goldenen Apfel herauszunehmen. Das gute Kind ahnte nichts Arges, kam dem Befehle der Mutter nach und bückte sich, um das vermeinte Geschenk herauszunehmen. In diesem Augenblicke aber schlug die Mutter den Deckel der Truhe zu, und der Kopf der Unglücklichen blieb darin. Schnell schürte nun die Alte ein Feuer an und begann den Kopfhies Kindes zu kochen, den übrigen Körper aber vergrub sie vorsichtig unter einem Baume, der im Hofe stand.

Als es Mittag geworden war, erschien der Mann und verlangte den Kalbskopf. Die Frau setzte ihm das dampfende Gericht vor, und er liess sich's gut schmecken. Während des Essens aber setzte sich ein goldenes Vöglein auf einen Baum, welcher neben dem geöffneten Fenster stand, und sang:

„Schiling, schiling, ich armes Kind!

Die Mutter hat mich erschlagen

Und mir gebrochen den Kragen;

Der Vater hat mich gegessen

Mit Gabel und mit Messer.“

Der Vater stuzte und wusste nicht, was dieser seltsame Gesang zu bedeuten habe. Hansel aber lief hinaus, um Lischen herbeizuholen, und das Vöglein begann wieder:

„Schiling, schiling, ich armes Kind!
Die Mutter hat mich erschlagen
Und mir gebrochen den Kragen;
Der Vater hat mich gegessen
Mit Gabel und mit Messer.“

Auch die Mutter, die jetzt eine übergrosse Angst befiel, eilte hinaus, und sieh, da fiel ein glühender Strahl vom Himmel herab und machte ihrem Leben ein Ende.

Wagstadt.

Der Wolf mit der goldenen Kette.

Eine Mutter lebte mit ihrer Tochter in einem einsamen Waldhäuschen. Eines Abends konnten sie kein Licht zu Stande bringen. Als sie bereits alle Mittel vergeblich angewandt hatten, stieg das Mädchen auf das Dach des Häuschens, ob sie nicht in der Nähe ein Licht wahrnehme. Sie bemerkte alsbald wirklich ein solches, stieg geschwind vom Dache herunter und gieng auf die Stelle zu, wo sie den Lichtschimmer gesehen hatte. Als sie dort ankam, traf sie bei dem Lichte einen Wolf an, welcher um den Hals eine goldene Kette trug. Sie redete ihn an und bat ihn, ihr das Licht in ihre Wohnung mitzugeben. „Wenn du mir,“ erwiderte der Wolf, „ein wenig den Kopf lausest, so sollst du bekommen, was du begehrt.“ Sie willigte ein, und als sie ihm eine Weile gelaust hatte, schlief er in ihrem Schosse ein. Sie nahm sich nun das Licht und die goldene Kette, lief eiligst davon und versteckte sich auf einem Backofen, welcher neben dem Wege stand.

Als der Wolf erwachte und die goldene Kette vermisste, machte er sich auf, um das Mädchen einzuholen. Da kam er zu einem Apfelbaume und fragte ihn:

„Hoste kää Brändla saan raacha,
Kää Määdla saan laafa?

'S hätta golda Keetla em.“

Der Apfelbaum gab ihm zur Antwort:

„Tschilink, tschilink,
Donem luufs flink.“

Erlief nun weiter und kam zu einem Pflaumenbaume, dann zu einem Birnbaume und endlich zu einem Kirschbaume, die er alle auf gleiche Weise wie den Apfelbaum fragte, und von denen er die nämliche Antwort wie von jenem erhielt. Endlich kam er auch zu dem Backofen und fragte wieder:

„Hoste kää Brändla saan raacha,
Kää Määdla saan laafa?

'S hätta golda Keetla em.“

Auch der Backofen antwortete:

„Tschilink, tschilink,
Donem luufs flink.“

Da gieng der Wolf heulend wieder an seinen Platz zurück, das Mädchen aber kroch vom Backofen herunter und gieng geschwind nach Hause zu ihrer Mutter. Diese hatte schon lange auf sie gewartet und freute sich sehr, als sie eine goldene Kette mitbrachte. Sie verkaufte die Kette und lebten noch lange recht vergnügt und glücklich zusammen, und wenn sie nicht gestorben wären, so lebten sie noch heute.

Weidenau.

Die Haustiere und die Räuber.

Es war einmal ein Hähnlein und ein Hühnlein, die giengen mit einander scharren. Da fand das Hähnlein eine Erbse und das Hühnlein sprach: „Gib mir auch von deiner Erbse.“ „Suche und du wirst auch etwas finden,“ sagte das Hähnlein. Das Hühnlein suchte und fand ein volles „Butterdieslein.“ „Gib mir auch

von deiner Butter,“ sprach das Hähnlein. „Ja,“ sagte das Hühnlein, „du hast mir von deiner Erbse auch nichts gegeben.“ Da ward das Hähnlein böse und biss das Hühnlein todt. Dann that es ihm aber leid, es lud das Hähnlein auf einen Wagen und fuhr es zu Grabe. Da traf es einen Hund. „Hähnlein, mein Hähnlein, wo fährst du hin?“ „„Mein Hühnlein zu Grabe.““ „Nimm mich auch mit.“

„„Die Rädlein die quicken,
Die Pfeiflein die sipen,
Hiho naus,
Komm, setz' dich auf.““

Nun fuhren sie weiter und kamen zu einer Katze: „Hähnlein, mein Hähnlein, wo fährst du hin?“ „„Mein Hühnlein zu Grabe.““ „Nimm mich auch mit.“

„„Die Rädlein die quicken,
Die Pfeiflein die sipen,
Hiho naus,
Komm, setz' dich auf.““

Dann kamen sie zu einem Ziegenbock: „Hähnlein, mein Hähnlein, wo fährst du hin?“ „„Mein Hühnlein zu Grabe.““ „Nimm mich auch mit.“

„„Die Rädlein die quicken,
Die Pfeiflein die sipen,
Hiho naus,
Komm, setz' dich auf.““

Endlich kamen sie zu einem Ochsen: „Hähnlein, mein Hähnlein, wo fährst du hin?“ „„Mein Hühnlein zu Grabe.““ „Nimm mich auch mit.“

„„Die Rädlein die quicken,
Die Pfeiflein die sipen,
Hiho naus,
Komm, setz' dich auf.““

Als sie nun alle mit einander weiter fuhren, kamen sie in einen grossen Wald. Dort trafen sie ein Räuberschloss. Die Räuber waren alle auf Raub ausgezogen, und das Schloss stand leer. Darum beschlossen sie dort zu bleiben, die Räuber aber, wenn sie zurückkehren würden, zu verjagen. Es stellte sich nun der Ochs hinter's Thor, der Hund hinter die

Thür, die Katze auf den Ofen und der Hahn auf's Dach. Dann sagte der Ochs: „Sobald die Räuber nach Hause kommen, stosse ich sie mit den Hörnern hinaus.“ Und der Hund sprach: „Ich beisse sie in's Bein.“ Und die Katze: „Wenn sie Licht machen wollen, kratze ich ihnen die Augen aus.“ Und der Hahn: „Ich schreie Kikerikibahn.“ Als die Räuber in finsterner Nacht ankamen, bellte der Hund gewaltig und biss sie in die Füße; der Ochs rannte mit seinen Hörnern gegen sie los, der Hahn rief einmal über's anderemal „Kikerihihahn,“ die Katze aber kratzte sie in die Augen, als sie Licht machen wollten. Da bekamen die Räuber, die bisher nur die Thiere des Waldes kennen gelernt hatten, Angst und liefen eiligst aus dem Schlosse und aus dem Walde hinaus. Jetzt aber nahmen die Thiere Besitz von dem Schlosse, machten es sich heimisch daselbst und begruben das Hühnlein.

Jauernig, Wigstadt.

Scherz- und Lügen-Märchen.

Ich biin d'r aala Schmaarmaak'lin (Schmaarmecklin) Tächt'r aus d'r aala Wätztätz. Ich ging mit Häåw-rgrüsgretze rem zu frkääfa. Ich gåås Meessla em ferza Taaghe. Femf G'end ond'r Menstr'berg ging ich nai. Bäm siim'ssa saam'ssa Lättatuure kääm ich raus, wu d'r Sackfl Wäss'r laant, wu d' Fetze iivr d'r Waide hängt. Do kääm ich zu am glee.s.na Bernbaame, ich schtiighe nuf ån raaft m'r a Pår Meern aus. Do kääm d'r Pau'r raus ån sääte: „Dü sappr-mäntschr Jonge duu, warum zulootscht d' m'r dänn a Moo asuu? „A schlugh m'r d'aale Paachmetze ai d' Frasse, däss m'r drai Zeene zum lenka Schubsacke rausfuurn. 'S hääm m'r nooch malaatighe käne Quatschka asu gutt g'schmact, wi di salla Flauma wårn.

Weidenau.

Das Würstel und das Mäusel.

'S wäär amool a klä Werschtla än a klä Maisla, di hääñ baisamma g'woont. Äämool ging imm'r 's Maisla ai d' Kerche, än d'rnooch ging wiid'r amool 's Werschtla. Amool wäärs Maisla ai d'r Kerche, än's Werschtla hoot Kraut g'kåcht. Wii dås Maisla hääm kåãm, sääts: „Aw'r Werschtla, haite schmäckts Kraud asu gutt.“ Do sääte 's Werschtla: „Ich biin halt draimool dorchg'krocha.“ D'rnooch ging wiid'r amool 's Werschtla ai d' Kerche, än 's Maisla hoot g'kåcht. Do wollts 's Maisla aa asu macha, wiis Werschtla än wolde aa draimool dorchs Kraut kricha. Wiis ååw'r ai d' Mette kåãm, bliis schteeka. Wiis Werschtla aus d'r Kerche kåãm, do rufts imm'rfort: „Mai Maisla, mai Maisla!“ än d'rnoochan suchts aim Kraute, än do shtackts denne än wäär tuut.

Jauernig.

BRÄUCHE
UND
VOLKSABERGLAUBEN.

BRÄUCHE
UND
VOLKSABERGLAUBEN.

Geburt, Kinderjahre.

Wer an einem Sonntag geboren ist, sieht in der Nacht, was um ihn herum die Geister treiben.

Hat ein Kind gleich bei der Geburt eine blaue Ader auf der Stirn quer über der Nase oder auffällig weisse Ohren, so stirbt es bald.

Wenn auf ein noch nicht getauftes oder noch nicht sechs Wochen altes Kind der Mond scheint, so wird es mondsüchtig.

Irrlichter sind Seelen ungetaufter Kinder; ebenso die Vögel, welche am Allerseelentage um die Kreuze der Friedhöfe fliegen.

Ist der sogenannte „Pathenknispel“ (das Pathengeschenk) ausgeborgt, so hat der Täufling, so lange er lebt, mit Noth zu kämpfen.

Bei der Taufe geben die Pathen in das Papier, in dem sich die Geschenke befinden, Weizenkörner für einen Knaben, Leinsamen für ein Mädchen.

Wenn ein Kind während der Taufe schreit, so stirbt es bald.

Kinder, die im Schlafe lächeln, spielen mit Engeln.

Wenn man eine Wiege schaukelt, ohne dass das Kind darin liegt, so verursacht man dessen Tod oder wiegt ihm doch wenigstens den Schlaf und die Ruhe hinaus.

Setzt die Mutter den Säugling zur Blütezeit der Bäume ab, so wird er zeitlich grau; setzt sie ihn zur Zeit der Aussaat ab, so wird er niemals satt.

Kinder, die starken Ausschlag haben, werden schön.

Wenn Kinder unter einem Jahre in den Regen gebracht werden, so bekommen sie Sommersprossen.

Wenn jemand, der bei der heil. Communion war, einem kleinen Kinde nüchtern in den Mund haucht, so lernt das Kind früher reden.

Kleinen Kindern darf man die Nägel nicht abschneiden, sonst werden sie einfältig.

Schreitet oder springt man über ein Kind hinweg, so hindert man dessen Wachsthum.

Wenn Kinder mit Steinchen spielen, so wird es in diesem Jahre theuer; spielen sie mit Lehm und Gassenkoth, indem sie sich Häuschen daraus bauen, so wird es wolfeil.

Begraben Kinder im Spiele einen todten Vogel oder eine Puppe und singen dabei, so stirbt bald jemand aus der Familie.

Wenn ein Kind bei einem Vogelneste niest oder während des Mittagessens von einem solchen spricht, so lassen die Vögel das Nest im Stiche, oder der Kuckuk saugt die Eier aus.

Wenn man ein krankes Kind in die Brautschürze der Mutter einhüllt, so wird es gesund.

Wenn man zwei zusammen gebackene, warme Brote über dem Kopfe oder hinter dem Rücken eines stotternden oder stummen Kindes auseinander bricht mit den Worten:

Liebes Brot, brich,
Liebes Kind, sprich!

und darauf drei Vater unser betet, so ist das Kind in Kurzem geheilt.

Stirbt ein Kind, so isst die Mutter vor Johanni keine Erdbeeren, damit dasselbe im Himmel mit dem heil. Johannes in die Erdbeeren gehen könne.

Freier.

Wenn jemand will, dass ihn ein gewisses Mädchen liebe, so nimmt er neun Stengel vom Korneakraute, (*Bryonia alba*), näht diese dem betreffenden Mädchen heimlich in die Kleider, und sie wird ihn von Stunde an lieben.

Am Andreasabend setzt man sich, den Rücken gegen die Thür gekehrt, nieder und wirft einen Pantoffel über den Kopf. Liegt derselbe nach dem Niederfallen mit der Spitze gegen die Thür gerichtet, so heirathet man bald.

An demselben Abend gehen heirathslustige Mädchen an einen Zaun zwischen zwei nachbarlichen Feldern oder Gärten und fragen, ob sie einen Mann bekommen werden:

Räänzaum, ich schitt'l dich,

Fains Liib, ich witt'r dich!

Dabei rütteln sie an dem Zaune. Zeigt sich hierauf irgend etwas, so wird es entweder günstig oder ungünstig gedeutet.

In gleicher Absicht drücken Mädchen beim Schlafengehen die Bettbretter und sprechen dabei:

Bettbrett, ich drück dich!

Heil. Andreas, ich bitt dich,

Gib mir in der Nacht ein,

Was mir für ein Mann beschert sei.

Auch pflegen ledige Leute zu den armen Seelen zu beten, dass ihnen im Traume ihre künftige Ehehälfte erscheinen möge. Von welcher Person sie nun träumen, die heirathen sie einst.

In einzelnen Orten nehmen Mädchen einen Stecken und begeben sich zur Hühnersteige. Dort stochern sie unter die Hühner. Das Mädchen, welches den Hahn trifft, so dass er gackert, heirathet in Kurzem. Dabei gilt der Spruch:

Gäck'rt d'r Håån,

Do kriights'n Måån;

Gäck'rt a Håänn,

Do kriightse kåänn.

Heirathslustige Mädchen gehen auch in den Stall und fangen ein Schaf. Ist dies ein Widder, so heirathet die, welche ihn gefangen hat, noch in demselben Jahre.

Auch setzen sich die Mädchen auf den Fussboden und werfen die von einem Apfel abgelösten Schalen nach rückwärts. Beim Herabfallen bildet sich annäherungsweise die Gestalt eines Buchstaben, welcher als Anfangsbuchstabe des Namens des künftigen Ehemannes gilt.

Desgleichen steckt man Zettelchen, auf denen der Name je einer geliebten Person steht, in je ein Lehm-

kügelchen and wirft diese in's Wasser. Das Kügelchen, das sich zuerst auflöst, enthält den Namen der Person, die man einst heirathet.

Zu demselben Zwecke findet das Wachs- und Blei-giessen statt. Man nimmt einen Löffel, schmilzt darin etwas Wachs oder Blei und giesst es dann in eine Schüssel mit kaltem Wasser. Es bilden sich nun verschiedene Figuren, aus denen junge Leute die Verhältnisse ihrer künftigen Ehehälfte deuten.

Die Mägde werfen ihre Schürzen in eine Futter-schwinge oder in ein Sieb und schütteln sie durcheinander. Die Magd, deren Schürze zu oberst liegt, heirathet zuerst.

Wenn eine Magd an diesem Abende einen Zweig von einem Kirschbaume abreisst, denselben in's Wasser setzt und pflegt, so wird sie, wenn der Zweig bis zu Weihnachten Blüten treibt, im nächsten Jahre heirathen.

Am heil. Abende rafften die Mägde gespaltenes Holz in den Arm. Wenn die Holzstücke in grader Anzahl vorhanden sind, so heirathen sie in diesem Jahre.

Am Vorabende des Johannistages (24. Juni) winden Mädchen einen Kranz aus Quendel (*Quaanta*, *Quaanlich*, *Gerleib*, *Thymus*). Hierauf gehen sie in den Garten zu irgend einem Baume und werfen den Kranz so lange in die Höhe, bis er oben hängen bleibt. So oft sie ihn vergeblich hinauf geworfen haben, so viele Jahre bleiben sie noch ledig.

Will man wissen, ob zwei junge Leute einander heirathen werden, so steckt man in zwei Nuss-Schalen kleine, angezündete Kerzchen und stellt die Schalen neben einander. Berühren sich die Flämmchen, so gibt es Hochzeit.

Blumenorakel*). Man nimmt Gänseblümchen (*Bellis*), pflückt die weissen Randblüten ab, zerdrückt die gelben Scheibenblüten im Handteller, wirft diese in die Höhe und

*) Vergl. Peter, Volksthümliches etc. I. B. S. 175.

fängt sie mit der Rückseite der Hand auf. Wie viele Blüten auf der Hand liegen bleiben, so viele Kinder wird man einst haben.

Kartenorakel*). Man nimmt die vier Damen eines Kartenspiels, legt sie in eine Reihe und gibt jeder Karte den Namen einer Person. Hierauf legt man 12 Karten, darunter den Herzkönig, der Reihe nach vor die Damen. Zu der nun der Herzkönig kömmt, die wird nach rechts gedreht. Welche Dame sich zuerst viermal gedreht hat, die wird man heirathen.

Siebenerlei Sachen werden je unter einen Teller gelegt: ein Geldstück (Reichthum), ein Stückchen Brot (Überfluss an Nahrung), ein Knäuel Flecke (Wanderschaft), ein Band (Freier), ein Ring (Heirath), ein Rosenkranz (Beten), etwas Erde (Tod). Hierauf werden von einer zweiten Person die Teller umgewechselt. Ist das geschehen, so decken die sieben an dem Spiele betheiligten Personen je einen Teller auf und finden sich in ihren Hoffnungen entweder bestärkt oder getäuscht.

So oft einem Mädchen die Finger knacken, so viele Freier hat dasselbe.

Schenkt man Nadeln, Messer oder Gabeln an geliebte Personen, so muss man dabei lachen, sonst schneidet man die Liebe entzwei.

Wenn Mädchen am Spinnrockenabende erforschen wollen, ob ihr Geliebter wacht oder schläft, so nehmen sie etwas Werg aus ihrem Spinnrocken und halten es über's Licht. Wenn es angezündet in die Höhe fliegt, so wacht der Geliebte.

*) Vergl. Peter, Volksthümliches etc. I. B. S. 175.

Heirath.

Hochzeitsgebräuche im deutschen Gebirge.

Hat ein Brautpaar mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern sich entschlossen zu heirathen, so wird der Tag zum „Versprechen“ (Verlobung) festgesetzt. An dem bestimmten Tage wird mit Zuziehung einer Person von der Ortsvorstehung der Ehevertrag abgeschlossen, d. h. es wird bestimmt, wie viel jedes von den Brautleuten an Heirathsgut bekommt.

Hat man sich geeinigt, ist auch der Hochzeitstag bestimmt und das „Äxaame“, die Religionsprüfung der Brautleute von Seite des Seelsorgers, überstanden, so sieht man sich um einen Druschma (Brautdiener; slavisch družba) um, der vor allem einen guten Witz und ein geschicktes Benehmen haben muss. Er hat die Hochzeitsgäste einzuladen, dem Bräutigam an Hochzeitstage die Braut zu übergeben, bei der Tafel die Gäste zu bedienen und zu unterhalten.

Zuerst also hat er die Gäste einzuladen. Er begibt sich zu diesem Zwecke entweder zu Fuss oder reitend, im Sonntagsgewande, mit einem grossen Blumenstrausse in der Hand, einem Rosmarinstengel im Knopfloch des Rockes und einem langen, seidenen Bande am linken Arme, in die Häuser der Einzuladenden und hält dort folgende Ansprache: „Schätzbarster Herr Nachbar und Frau Nachbarin! ich habe einige wenige Worte mit ihnen zu sprechen; aber nicht meiner wegen, sondern wegen eines Brautpaares bitte ich, mir es zu erlauben. Ich bin ein hierher geschickter Bote, und zwar von dem Herrn Bräutigam N. N. und seinen Eltern, zweitens von der viel ehr- und tugend-samen Jungfer Braut N. N. und ihren Eltern. Die beiden Personen sind gesonnen in den heiligen Ehestand zu treten und haben sich entschlossen, zu ihrem hochzeitlichen Ehrentage den künftigen Dienstag zu bestimmen. Da lässt nun der Herr Bräutigam und

seine Eltern den Herrn Nachbar und die Frau Nachbarin durch mich freundschaftlich grüssen und ersuchen, an besagtem Dienstag früh gegen acht Uhr in seiner Behausung zu erscheinen, dann mit dem Herrn Bräutigam zu ziehen bis zu der Jungfer Braut ihren Eltern, und allda die Jungfer Braut abholen zu helfen, und auch von ihr und ihren Eltern ein kleines Frühstück, bestehend in einer Schale Kaffee, einem Eckel Kuchen und einem Glasel Brantwein, anzunehmen, und dann nach vollendetem Frühstück mit dem Brautpaare zu ziehen in das heilige Gotteshaus zu ihrer Copulation, sodann einer heiligen Messe beizuwohnen, und nach dieser wieder mit dem Brautpaare zu ziehen und dasselbe bis zu des Herrn Bräutigams Eltern Behausung zu begleiten, um allda ein vorbereitetes Hochzeitsmahl, aus einer Schale Suppe bestehend und aus einem Stückel Rindfleisch, einem Stückel Braten, aus einem Glase Bier und Brantwein und obendrein aus einem alten Quark mit Butterbrot, einzunehmen. Dann ist das hochlöbliche Brautpaar entschlossen, einen kleinen Ehrentanz zu machen. Da wollen wir die ganze hochlöbliche Gesellschaft ersuchen, denselben mitzumachen und im hiesigen Kretscham zu hoppen und zu springen, zu tanzen und zu singen, so lange es wird der hochlöblichen Gesellschaft gefällig sein. Ich bitte, meine wenigen Worte verstanden zu haben und mich einen guten Boten sein zu lassen.“

Ist das besorgt, so folgt nach Empfang des Buss- und Altarssacramentes die Trauung der Brautleute. Am Tage der Hochzeit begeben sich die eingeladenen Gäste in das Haus des Bräutigams, gehen von dort in Begleitung des Druschma zum Haus der Braut, wo sie von Ferne stehen bleiben, während der Druschma allein hineingeht und bei der Braut in folgender Weise um Erlaubnis bittet, eintreten zu dürfen: „Hochgeschätzte Jungfer Braut! wie auch lieber Vater und Mutter und alle hier in Ehren Versammelten! ich werde mir ausbitten, meine Anträge in aller Kürze vorzubringen. Es hat mich vorausge-

schickt der ehrbarste Herr Bräutigam; denn weil ihm ist versprochen worden, heute aus dieser Behausung seine Jungfer Braut abholen zu dürfen, so gelanget mein Ansuchen dahin, ob sie diesem Versprechen noch immer treu sind. Ist dieses der Fall, so lässt eben der Herr Bräutigam und seine Freundschaft ansuchen, einen sichern Eintritt in die Freundschaft machen zu dürfen. Sollte mir meine Bitte gewährt werden, so bitte ich um ein Zeichen, entweder um ein Krüglein Bier oder um ein Glas Brantwein.“

Hat er dasselbe erhalten, so begibt er sich zu dem Bräutigam und dessen Begleitung zurück und sagt: „Hochschätzbarster Herr Bräutigam, so wie auch sie, liebster Vater und geehrte Gäste! meinen ertheilten Auftrag habe ich recht an- und vorgebracht bei der Jungfer Braut und ihrer Freundschaft; selbe lassen vermelden, dass der Herr Bräutigam mit seiner Freundschaft sich zu ihnen hinein verfügen soll, um das Anliegen mit Bescheidenheit vorzubringen. Zum Beweise dessen haben sie mich mit einem Zeichen beehrt, und zwar mit einem Glase Bier (Brantwein), damit sie sehen, dass ich meine Sache richtig ausgerichtet habe.“

Dann geht der Druschma mit dem Bräutigam und dessen Verwandten und Freunden in das Haus der Braut und dankt im Namen des Bräutigams und seiner Angehörigen für das Geschenk und den erlaubten Eintritt, und nun setzt sich alles zu dem sogenannten Frühstück. Nach demselben nimmt der Druschma die Brautwerbung vor mit folgenden Worten: „Ehr- und wolgeachtete, insonderheit viel geehrteste, allhier versammelte Hochzeitsgäste, ansehnliche Freundschaft! ich werde mir jetzt ausbitten, eine kleine Anrede an die Jungfer Braut, wie auch an ihre Eltern zumaachen. Ich bitte mir einige wenige Worte zu erlauben. Zugleich bitte ich um eine kleine Geduld und um stille Aufmerksamkeit. Es ist allhier gegenwärtig der Herr Bräutigam N. N., der oftmals Gott, den heiligen Ehestifter, in seinem Gebete treulich angerufen hatte, auf dass er ihn führen und leiten solle zu einem wol-

und ehrliebenden Geschlechte, worauf Gott ihm vorbereitet hatte ein tugendsames Frauenzimmer, die sich recht in williger Liebe zu ihm gesellen wollte. Weil er nun da in aller Ehrfurcht an der göttlichen Vorsehung nicht zweifelt, dass ihm seine hier gegenwärtige, tugendsame Jungfer N. N. als eheliche Gehilfin von Gott bestimmt sei, so bitte ich als Bräutigams Stellvertreter sie, lieber Vater und Mutter! um die Jungfer Tochter zu einer ehelichen Gehilfin für den Herrn Bräutigam N. N. und um die Erlaubnis, die Jungfer Braut als ihr Kind dem Herrn Bräutigam übergeben zu dürfen bis auf die priesterliche Copulation und Einsegnung.“ Der Vater übergibt nun die Braut dem Druschma, und dieser wendet sich zu derselben und spricht: „Tugendsamste Jungfer Braut! da ich nun jetzt von deinem Vater die Erlaubnis erhalten habe, dich deinem Herrn Bräutigam zu übergeben, so muss ich noch bitten um ein Zeichen der Liebe, Treue und Wahrheit für deinen Herrn Bräutigam, das ist nämlich ein Riechlein (Blumenstrauss) und ein Tüchlein, dass wir sehen können deine beständige Liebe und Treue. Ich bitte, es mir zu übergeben, damit ich es dem Herrn Bräutigam mit wenigen Worten überreichen kann.“ Die Braut gibt dem Druschma das Verlangte und derselbe fährt dann in seiner Rede zum Bräutigam gewandt fort: „Schätzbarster Herr Bräutigam! allhier überreicht mir deine Jungfer Braut ein Ehrenriechlein. Sie hat dazu genommen das schönste Blümlein „Vergissmeinnicht.“ Darunter ist zu verstehen: Je länger, je lieber. Sie hat auch dazu genommen einen schönen grünen Zweig. Darunter ist zu verstehen: In diesem Zweig ist die Liebe einzufassen und allzeit grünen zu lassen. Auch überreicht sie mir ein Schweisstüchlein, weil Gott zu den ersten Menschen gesagt hat: Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Darunter ist zu verstehen: Wann euch in euerm Ehestande Gott, der himmlische Vater, einen Angstschweiss zuschicken sollte, sollst du dich mit diesem Tüchlein abwischen und immer gegen sie fröhlich sein.“ Darauf wendet

sich der Druschma zu den Eltern der Braut mit folgenden Worten: „Da ich vor einer kurzen Zeit die Erlaubnis erhalten habe, die Jungfer Braut als euer Kind dem Herrn Bräutigam zu übergeben, sie jedoch vor ihrer Abreise aus dem väterlichen Hause für alles sich zu bedanken ein grosses und herzliches Verlangen hat, aber wegen ihrer Niedergeschlagenheit heutigen Tages es nicht vermag, so hat sie mir solches anvertraut, und da ich sie in diesem Falle zu vertreten habe, bitte ich die lieben Eltern, mich anzuhören.“ Nachdem die Eltern die Erlaubnis hiezu gegeben, fährt er fort: „Erstens bedankt sich die Jungfer Braut gegen Gott, den heiligen Vater, dass er sie den heutigen Tag hat erleben lassen. Zweitens bedankt sich die Jungfer Braut gegen sie, herzliebste Pathen, dass sie sie haben in das heilige Gotteshaus getragen und allda zum heiligen Sacramente der Taufe befördern helfen, wo sie von der Erbsünde abgewaschen und in das Buch der Christenheit eingeschrieben wurde. Drittens bedankt sich die Jungfer Braut gegen euch, herzliebste Eltern! dass ihr sie habt in aller Gottesfurcht auferzogen und zum heiligen Sacramente der Beicht und Communion angehalten, und dass ihr sie zu einem guten Christen gebildet habt. Auch bedankt sich viertens die Jungfer Braut, herzliebste Eltern, für die kindliche Erziehung, Nahrung, Kleidung und für alle Wolthaten, die sie von ihrer ersten Lebensstunde an bis auf den heutigen Tag empfangen und genossen hat, da sie aber nach Ziel und Mass alle Gaben gegen euch, herzliebste Eltern! heute nicht im Stande ist zu vergelten, so wünscht sie euch eine zeitliche und himmlische Belohnung dafür.“

Jetzt wendet er sich zur Braut und spricht: „Jungfer Braut, da du dein einziges Ziel erreicht hast, deine eheliche Liebe und Treue deinem hier dastehenden Bräutigam zuzusagen, so musst du nun jetzt deinen Vater, deine Mutter, Brüder und Schwestern, den väterlichen Ort, ja ich sage sogar den väterlichen Namen verlassen, um mit deinem Bräutigam zu ziehen und mit ihm, wie er mit dir, zu leben und zu

sterben.“ Zu beiden Brautpersonen gewandt fährt er fort: „Mein liebes, neues Ehepaar! der Schwur, den ihr heute vor Gott und vor ansehnlichen Menschen thun werdet, wird das Band der Ehe an euch heften und knüpfen, dass ihr es nicht zerreiſset, so lange bis euch Gott durch den Tod wird scheiden, und bis eines von euch beiden am Rande des Grabes und Hinscheidens stehen wird.“

Nun erinnert der Druschma in folgenden Worten die Braut, den Eltern selbst zu danken: „Wertheſte Jungfer Braut! ehe wir nun dieses Haus verlassen und mit deiner Freundschaft unsere Reise antreten, gehe noch einmal hin persönlich zu deinen hier gegenwärtigen Eltern, danke ihnen noch einmal für alles, was du von ihnen empfangen und genossen hast. Hast du sie aber jemals beleidigt, so bitte ich dich, bitte es ihnen ab. Sie werden dir in ihrem Herzen verzeihen, damit du am heutigen Tag mit reinem Herzen und reiner Seele in den Ehestand eingehest; denn schau', liebste Jungfer Braut, als wir einstens Kinder waren, was für Mühe und Arbeit, Schritte und Tritte, Kreuz und Leiden, ja sogar schlaflose Nächte kosteten wir, ehe wir im Schweisse des Angesichtes uns unser Brot selbst verdienen konnten; daher sind wir auch unsern Eltern unendlichen Dank schuldig.“ Nach diesen Worten wird der Braut von Vater und Mutter der Segen ertheilt. Dann übergibt der Druschma die Braut dem Bräutigam mit den Worten: „Nun mein lieber Herr Bräutigam, allhier übergebe ich dir deine Jungfer Braut im Namen und anstatt ihrer Eltern, auch Brüder und Schwestern, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit bis auf die priesterliche Copulation und Einsegnung. Ich bin aber in der tröstlichen Hoffnung, dass sie allezeit willig, treu und gehorsamst sich verhalten werde, bei dir will ich aber auch hoffen und wünschen, dass du ein vernünftiger Ehegatte sein wirst, sie lieben, ehren, achten und schätzen und Geduld mit ihr haben wirst in allem Kreuz, Leiden und Widerwärtigkeiten, die euch Gott in eurem Ehestande zuschicken wird, damit ihr

einstens verdienen möget, versetzt zu werden in das ewige Leben, wozu euch helfe die heiligste Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Und nun wünschen wir alle hier Gegenwärtigen euch tausend Glück und Segen. Amen.“

Damit schliessen die Functionen in der Wohnung der Braut, und es wird der Brautzug zur Kirche geordnet. Voran schreitet die Braut, ihr zur Seite der Druschma, daran schliesst sich die Brautfrau mit dem Bräutigam, dann folgen paarweise die Brautjungfern, ledige Freundinnen der Braut, mit den Brautburschen, und zuletzt die übrigen Hochzeitsgäste. Während der Zug sich in die Kirche begibt, werden Pöller und Gewehre abgefeuert. Auch wird derselbe unterwegs oft aufgehalten, indem die Dorfjugend Bänder und Schnüre über die Strasse zieht. Mit einer kleinen Gabe erkaufte sich der Bräutigam den Durchlass.

In der Kirche beim Hochaltare angelangt übergibt der Druschma dem Bräutigam die Braut und tritt zur Brautfrau*). Sämmtliche männlichen Hochzeitsgäste haben eine Rieche (Blumenstrauss) aus Rosmarin, Myrte und Judenkirsche mit einer seidenen Schleife im Knopfloche des Rockes, und der Bräutigam unterscheidet sich nur durch eine grössere Rieche und eine längere und schönere Schleife. Die Gäste tragen ihren gewöhnlichen Schmuck, und die Brautjungfern ziert gleich der Braut ein Myrtenkranz.

Ist die Trauung vorüber, so geht man in das Haus des Bräutigams zur Tafel. Die Braut sitzt bei dem Mahle in dem sogenannten Brautwinkel, in jener Ecke des Zimmers, in der sich der Hausaltar befindet, an ihrer rechten Seite die Brautfrau und an der linken der Bräutigam. An diese reihen sich dann die Brautjungfern, die nächsten Verwandten des

*) Es gilt als eine grosse Ehre zur Brautfrau gewählt zu werden. Die Braut nimmt dieselbe gewöhnlich aus ihrer Verwandtschaft, sehr häufig die Pathin. Die Brautfrau hat die Verpflichtung, der Braut eine Haube, das erste Zeichen ihrer Gattenwürde, zu schenken, und ihr dieselbe bei der sogenannten Einhaubung aufzusetzen.

Brautpaares und die übrigen Gäste. Die Speisen werden vom Druschma und den Brautburschen aufgetragen.

Wenn die Stimmung etwas heiter geworden ist, veranstaltet der Druschma zu seinen Gunsten eine Sammlung, die er mit folgenden Worten einleitet: „Hochlöbliche Hochzeitsgäste! ich vermute, dass unsere ehr- und tugendsame Jungfer Braut in dem Zeitraum eines Jahres viel Kummer und Sorge haben dürfte. Es wird bei solchen kümmerlichen Dingen auf manches vergessen, ich bin als sehr besorgter Freund bekannt und glaube, wenn die Jungfer Braut alles beisammen haben wird, so hat sie ganz gewiss auf's Wiegenband vergessen. Ich bitte daher, die hochlöbliche Gesellschaft wolle zu diesem Wiegenband ihr Schärfllein beitragen.“ Dazu gibt nun jeder einen Zwanziger oder wenigstens einen Zehner. Ist der Schmaus vorüber, so wird auch für die Köchin, bisweilen auch für die Musikanten gesammelt.

Schliesslich geht es unter Musikbegleitung in's Wirthshaus zum Tanze, den der Bräutigam mit der Braut eröffnet. Hat ein jeder der Gäste gelegentlich mit der Braut getanzt, so wird die Braut von der Brautfrau und den Brautjungfern in ein anstossendes Zimmer geführt, wo sie bei verschlossenen Thüren und verhängten Fenstern die Haube bekömmt („eingehaubt wird“). Die Brautjungfern nehmen ihr den Kranz vom Kopfe, wobei die Braut in lautes Weinen ausbricht über den baldigen Verlust ihres Jungfrauenstandes. Nun setzt ihr die Brautfrau die Haube auf, das Zeichen der Gattenwürde, und so geht die Braut in Begleitung der Brautfrau und der Brautjungfern, welche brennende Wachskerzen tragen, in den Saal zurück, wo sie noch lange ihren Verlust beweint. Nach Abschluss des Tanzes werden Braut und Bräutigam wieder mit voller Musik nach Hause begleitet.

Hochzeitsgebräuche in der Gegend von Olbersdorf und Würbenthal.

Moravia v. Jahre 1815.

Dass bei Verehelichung zweier Personen ein ganzes Dorf den fröhlichsten Antheil nimmt, ist allgemein bekannt. Vorzüglich freut sich die Jugend, weil sie Gelegenheit findet ihre Tanzlust dabei zu befriedigen. Die Musikanten machen gewöhnlich den Tag vor der Trauung der Jungfer Braut ein Ständchen, und wenn an dem Ehrentage der Braut, gewöhnlich an einem Dienstage, alle Gäste in dem Hause derselben versammelt sind, so ziehen sie zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags mit Musikbegleitung in die Kirche. Soll die Hochzeit in's Vornehme fallen, so werden sie beim Eintritte in die Kirche mit voller Musik empfangen. Nach der Trauung geht es zum Tanze, dann erst in's Hochzeitshaus zum Essen. Wenn endlich dieses vorüber ist, dann fängt erst mit einer Polonaise der wahre Hochzeitstanz an, den der erste Brautdiener mit der Braut beginnt, und woran dann alle Hochzeitsgäste Theil nehmen. Ist nach einigen Stunden die Tanzlust befriedigt, so nimmt die Brautfrau die Braut, führt sie in ein Nebengemach und setzt ihr dort das Geschenk von ihr, eine weisse, runde Haube, auf. Nun ruft alles im fröhlichen Tone: „Ein Weib! Ein Weib!“ Endlich führt sie die Braut in einen Kreis von Frauen und Jungfrauen, in dem sich ausser den zwei Brautdienern keine Mannsperson befinden darf. Diese selbst dürfen nicht tanzen, sondern der erste trägt eine Flasche Wein, der andere zwei brennende Kerzen. Dann schenkt die Braut der Brautfrau Wein. Diese trinkt, gibt ein Geschenk an Geld für die Musikanten und tanzt mit der Braut einen bedeutungsvollen Reigen. Nach dieser genießt diese Ehre die Brautjungfer, dann die Brautmutter und so der Reihe nach alle im Kreise befindlichen Frauen und Jungfrauen.

Das Grenzkuchenlaufen.

Moravia v. Jahre 1815.

Den Tag nach der Hochzeit ist die Brautfrau verpflichtet, den sämmtlichen Hochzeitsgästen zum Frühstück eine Suppe zu kochen, welche durch die Zuthat vieler Mandeln, Rosinen und Zucker oft sehr kostspielig ist. Ferner lässt die erste Brautjungfer einen grossen Kuchen backen, welcher Grenzkuchen genannt wird. Ist alles in Bereitschaft, so versammeln sich die ledigen, bisweilen auch die verheiratheten Männer auf einem freien Platze, im Winter selbst im Schnee. Die Brautfrau und die Brautjungfer stecken einen Raum ab, stellen sich in der Mitte desselben auf und halten ein weisses Tuch. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen beginnt das „Grenzkuchenlaufen.“ Die jungen Männer laufen an den beiden vorbei gegen das Ende des abgesteckten Raumes hin und suchen im Laufe das Tuch zu erhaschen. Das wird so lange wiederholt, bis endlich ein Begünstigter das Tuch fängt und dadurch auch den grossen Kuchen gewinnt. Dieser wird dann gewöhnlich mit allen anwesenden Hochzeitsgästen getheilt und sammt der Suppe unter Jubel und Frohlocken verzehrt.

St. Jacobs-Segen.

In früherer Zeit wurde während der Traumesse dem Brautpaare der Jacobssegen ertheilt. Das neuvermählte Paar trat während der Messe zweimal zum Altare heran, und zweimal ertheilte der celebrierende Priester demselben den Segen, während er zum heil. Jacobus betete, dass die Ehe sich eines reichen Kindersegens erfreue.

Verschiedenes.

Der Braut werden vor der Hochzeit Getreidekörner überreicht, damit reicher Segen sie beglücke.

Wenn man einer Braut bei ihrer Hochzeit Geld in die Schuhe legt, so hat sie als Ehefrau nie einen Mangel daran.

In manchen Familien ist es Sitte, dass sich die Braut bei der Hochzeit einen rothseidenen Faden, oder ein rothseidenes Schnürchen oder Bändchen um den Hals hängt, das sie so lange hängen lässt, bis es von selbst herunterfällt.

Verlangt die Braut in der Kirche vom Bräutigam Geld zum Opfergange, so kann er, wenn er ihr dasselbe nicht verweigert, später kein Geld bei sich behalten, sondern muss es stets der Frau geben.

Am Hochzeitstage sieht die Braut unverwandten Auges zum Fenster hinaus, um den Bräutigam, wenn er kömmt, zuerst zu erblicken, weil sie dann die Oberhand über ihn gewinnt.

Wenn am Copulationstage während der Brautmesse die Paucken geschlagen werden, so bekömmt die Frau Schläge.

Auf welcher Seite des Altars während der Trauung eine von den beiden Kerzen, die angezündet zu werden pflegen, flackert oder trübe brennt, auf dieser Seite steht die zanksüchtigere der beiden Brautpersonen.

Wenn die Kerzen bei der Copulation hell brennen, so bedeutet das Glück in der Ehe.

Wenn am Tage einer Hochzeit der Wind geht, so wird das Brautpaar eine unglückliche Ehe führen. Regen hingegen bedeutet Segen.

Steht während der Trauung ein Grab offen, so wird das Brautpaar bald durch den Tod getrennt.

Fällt einem der beiden Brautleute vor dem Altar das „Traukränzchen“ vom Kopfe, so stirbt diese Person zuerst.

Liegt in dem Orte, in dem eine Hochzeit gefeiert wird, eine männliche Leiche auf der Bahre, so stirbt der Bräutigam zuerst, liegt eine weibliche, so stirbt die Braut zuerst.

Man soll vom Bräutigam und der Braut die ersten Brotkrusten aufheben; wessen Kruste zuerst verschimmelt, dieser Theil stirbt zuerst.

Krankheiten und andere Unglücksfälle.

Krankheiten, deren Entstehung die Leute sich nicht erklären können, schreiben sie am liebsten einem Gifte zu, das im Blute, zwischen Haut und Fleisch oder im Magen stecke und durch den Urin, der in der Volksmedizin eine bedeutende Rolle spielt, abgetrieben werden müsse.

Fieber (Friisa), Gelbsucht, Auszehrung (Schwindsucht, Schwinde, Schwund) und andere Krankheiten können durch den Blick und sonstige Einflüsse böser Menschen (Hexen) hervorgerufen werden.

Einzelne Leiden und Krankheiten (Hühneraugen, Schnupfen, Fieber, Schwund, Zahnschmerz etc.) lassen sich mittelst sogenannter sympathetischer Mittel auf andere Menschen, auch auf Thiere (Schnecken, schwarze Hunde), in die Erde (unter die Traufe) und auf Bäume (hohle Weiden) überpflanzen.

Segenssprüche.

Besondere Wirkung schreibt der Landmann dem Worte, dem Spruche, dem Segen zu, sei es, dass derselbe allein oder in Verbindung mit andern Mitteln in Krankheiten oder auch in sonstigen Nöthen in Anwendung kömmt. Halblaut hingeflüstert üben diese Sprüche und Formeln in den mannigfachsten Lagen des Lebens grosse Gewalt, aber auch an der Bett-

stätte, an der Haus-, Stuben- und Stallthür angeschrieben gewähren sie übernatürliche Hilfe. Mit ihnen kann man nicht nur alle Krankheiten beseitigen, sondern auch Leiden und Krankheiten hervorrufen. Sie stillen das Blut und den Schmerz einer frischen Wunde; sie schützen gegen die Verletzung schädlicher Thiere, gegen Schiessen, Hauen und Stechen; sie geben der vom Feinde abgeschossenen Kugel eine entgegengesetzte Richtung; sie vernichten die Zaubergewalt der Hexen; sie sind im Stande Feuersnoth abzuwenden, Diebe zu bannen, dass sie stille stehen und das Gestolene wiederbringen; sie zwingen und züchtigen überlegene, selbst weit entfernte Gegner; sie lenken ab jedes Ungemach innerhalb und ausserhalb des Hauses.

Aus einer alten Aufzeichnung, die ich dem wackeren Bildhauer Severin Kutzer in Obergrund verdanke, theile ich nach der Anordnung des Manuscriptes hier jene Segenssprüche mit, die sich, freilich meist entstellt, noch hin und wieder im Gebrauch finden. Die drei letzten Sprüche gehören nur mündlicher Überlieferung an.

Wann man über Land gehet.

Ich will heute ausgehen,
Gottes Steg' und Weg' will ich gehen,
Wo Gott auch gegangen ist
Und unser lieber Herr Jesu Christ,
Und unsere liebste Jungfrau rein
Mit ihrem herzlichsten Kindelein,
Mit ihren sieben Ringen,
Mit ihren wahren Dingen.
O du, lieber Herr Jesu mein,
Ich will heut dein eigen sein,
Dass mich kein Hund beiss',
Kein Wolf reiss',
Kein Mörder beschleich'.

Behüt' mich, mein Gott,
Vor dem gähen Tod'.
Ich steh' in Gottes Hand,
Da bind' ich mich;
In Gottes Hand bin ich gebunden
Durch des Herrn Jesu fünf Wunden,
Dass mir alle Gewehr und Waffen nicht schaden. † † †

Gegen die Mundfäule.

Job zog über Land, er hatt' den Stab in seiner Hand; da begegnete ihm Gott der Herr und sprach zu ihm: „Job, warum trauerst du so sehr?“ Er sprach: „Ach Gott! warum soll ich nicht trauern, mein Schlund und mein Mund will mir abfaulen.“ Da sprach Gott zu Job: „Dort in jenem Thal da fließt ein Brunn, der heilet dir N. N. dein'n Schlund und dein'n Mund.“ † † †

Dieses spricht man dreimal des Morgens und des Abends, und wenn es heisst „der heilet dir,“ so bläst man dem Kranken dreimal in den Mund.

Feuersegen.

Das walt' das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi: Feuer und Wind und heisse Glut, was du in deiner elementischen Gewalt hast, ich gebiete dir bei dem Herrn Jesu Christo, welcher gesprochen hat über den Wind und das Meer, die ihm auf's Wort gehorsam gewesen; durch diese gewaltigen Worte, die Jesus gesprochen hat, thu' ich dir, Feuer, befehlen, drohen und ankündigen, dass du flugs dich sollest legen mit deiner elementischen Gewalt, der Flamm' und Glut. Das walt' das rosenfarbene Blut unseres lieben Herrn Jesu Christi: Du, Feuer und Wind, auch heisse Glut, ich gebiete dir, wie Gott geboten hat dem Feuer und der Glut durch seine heiligen Engel in dem Feuerofen, als die drei heiligen Männer Sidrach und seine Mitgesellen Misach und

Abdenago durch Gottes Befehl dem heiligen Engel befohlen, dass sie sollen unversehrt bleiben, wie es auch geschehen. Also sollest gleicherweis' du, Feuer Flamme und heisse Glut, dich legen, da der allmächtige Gott gesprochen, als er die vier Elemente sammt Erde und Himmel geschaffen hat: Fiat, fiat, fiat! † † †

Gegen Hexen und Gespenster.

Trottenkopf! ich verbiete dir mein Haus und mein'n Hof,
Ich verbiete dir meinen Pferde- und Kuhstall,
Ich verbiete dir auch meine Bettstatt,
Dass du nicht über mich trottest;
Trotte in ein anderes Haus,
Steige über alle Berg' und Zaunstecken,
Reite über alle Wasser,
So kömmt der liebe Tag wieder in mein Haus.

Wie verhexten Menschen und Vieh zu helfen.

Drei falsche Zungen haben dich geschlossen,
Drei heilige Zungen haben für dich gesprochen:
Die erste ist Gott der Vater,
Die andere ist Gott der Sohn,
Die dritte ist Gott der heilige Geist.
Die geben dir dein Blut und Fleisch,
Fried und Mut;
Fleisch und Blut
Ist an dich gewachsen, an dich geboren,
Sei an dir nicht verloren.
Hat dich überritten ein Mann,
So segne dich Gott und der heilige Ciprian;
Hat dich überschritten ein Weib,
So segne dich Gott und Mariae Leib;
Hat dich bemüht ein Knecht
So segne ich dich durch Gott und das Himmelsrecht;
Hat dich bemüht eine Magd oder Dirn,
So segne dich Gott und das Himmelsgestirn.
Der Himmel ist ob dir,

Das Erdreich unter dir,
Du bist in der Mitten,
Ich gesegne dich für das Verritten.
Da unser Herr Jesus in sein bitt'res Leiden trat,
Da zitterte er, als er gespsochen hat;
Da sprachen die falschen Juden aus Spott:
„Schau' zu, wie zittert der Sohn Gott,
Als hätt' er den Ritten (das Fieber).“
Da sprach der Herr Jesus Christus:
„Den Ritten ich nicht hab',
Den wird auch niemand haben,
Wer mir mein Kreuz hilft tragen und klagen,
Den will ich vom Ritten absagen.“ † † †

Gegen Krankheit und Dieberei.

Unser Herr Jesus Christus trat in den Saal, da
fochten ihn die Juden überall an. Alle mein' Tag'
müssen diejenigen, so mich mit ihren bösen Zungen
fälschlich verkleinern und wider mich streiten, durch das
Lob Gottes Leid tragen, stillschweigen, verstummen,
verzagen und verschmäht werden, immer und allezeit
Gott Lob verleihen. † † †

In Lebensgefahr.

Gleichwie der Prophet Jonas als ein Vorbild
Christi drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches
Bauch versorget gewesen, also wolle auch der allge-
waltige Gott mich vor aller Gefahr väterlich behüten
und bewahren. † † †

Gegen Geschwulst.

Es giengen drei reine Jungfrauen
Sie wollten ein' Geschwulst und Krankheit beschauen.
Die eine sprach: „Es ist heisch;“

Die andere sprach: „Es ist nicht;“
Die dritte sprach: „Ist es dann nicht,
So komm unser Herr Jesu Christ.“ † † †

Gegen das Fieber.

Bete erstlich früh, alsdann kehre das Hemd um,
den linken Ärmel zuerst, und sprich:

Hemd, kehr' dich,
Fieber, wend' dich!

Nun nenne den Namen dessen, der das Fieber hat,
im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des
heil. Geistes. Sprich diese Worte drei Tage nach ein-
ander, so vergeht es.

Einen Dieb zu bannen.

Dieser Segen soll am Donnerstag Morgens früh
vor Aufgang der Sonnen unter freiem Himmel ge-
sprochen werden:

Ihr Diebe! ich beschwöre euch, dass ihr sollt ge-
horsam sein, wie Christus seinem himmlischen Vater
gehorsam war bis an's Kreuz, ihr müsset mir stehen
und nicht aus meinen Augen gehen. Im Namen der
heiligen Dreifaltigkeit! Ich beschwöre euch bei der
Kraft Gottes und der Menschwerdung Jesu Christi,
dass ihr mir aus meinen Augen nicht gehet, wie
Christus der Herr ist gestanden am Jordan, als
ihn St. Johannes getauft hat. Diesem nach beschwöre
ich euch, Ross und Mann, dass ihr mir stehet und
nicht aus meinen Augen gehet, wie Christus der Herr
gestanden, als man ihn auf dem Berg' Calvari ge-
kreuzigt, als er hat die Altväter von der Höllengewalt
erlöset. Ihr Diebe, ich binde euch mit den Banden,
womit Christus der Herr die Hölle gebunden hat.
So seid, ihr Diebe, gebunden. † † †

Wiederauflösung.

Ross und Mann,
So ich euch hab' beschworen zu dieser Frist,

Reitet hin in dem Namen Jesu Christ,
Durch Gottes Wort und Christi Wort.
So gehet ihr nun alle fort.

Wie der Dieb das Gestolene wiederbringen muss.

Gehe vor Sonnenaufgang zu einem Birnbaum und nimm 3 Nägel aus einer Todtenbahre oder 3 ungebrauchte Hufnägel mit, halt dieselben gegen der Sonne Aufgang und sprich: O Dieb! ich binde dich bei dem ersten Nagel, den ich dir in Stirn und Hirnthu' schlagen, dass du das gestolene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen; es soll dir so weh werden nach dem Menschen und nach dem Ort, wo du es gestolen hast, als dem Jünger Judas war, da er Jesum verrathen hatte. Den andern Nagel, den thu' ich dir in Lung' und Leber schlagen, dass du das gestolene Gut wieder an seinen vorigen Ort sollst tragen; es soll dir so weh nach dem Menschen und dem Orte sein, da du es gestolen hast, als dem Pilato in der Höllenpein. Den dritten Nagel, den thu' ich dir, Dieb, in deinen Fuss schlagen, dass du das gestolene Gut wieder an seinen Ort musst tragen, wo du es gestolen hast. O Dieb! ich binde dich durch die drei heil. Nägel, die Christum durch die heil. Händ' und Füß' sind geschlagen worden, dass du das gestolene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, da du es gestolen hast. † † †

NB. Die Nägel müssen mit Armensündereschmalz geschmieret werden.

Den Schmerz einer frischen Wunde zu stillen.

Unser Herr Jesus hatte viel' Beulen und Wunden,
Und doch hatte er keine verbunden,
Sie gähren nicht,
Sie schwären nicht,
Es gibt auch kein Eiter nicht.
So wahr die fünf Wunden sind geschlagen,
Sie gerinnen nicht,

Sie schwären nicht;
Daraus nehm' ich Wasser und Blut,
Das ist für Wundenschäden gut.
Heilig ist der Mann,
Der alle Wunden heilen kann. † † † Amen.

So jemand Würmer hat.

Petrus und Jesus fahren aus gen Acker, ackerten drei Furchen, ackerten auf drei Würmer; der eine war weiss, der andere schwarz, der dritte war roth, da waren alle Würmer todt. † † †

Sichere Blutstillung.

Sobald du dich geschnitten oder gehauen, so sprich:

Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde;
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren ward. † † †
Oder hauche den Kranken dreimal an, bete das Vater unser bis dahin „auf Erden,“ und das dreimal, so wird das Blut bald still stehen.

In Streit und Kampf.

In Gottes Namen greif' ich an,
Mein Erlöser woll' mir beistan;
Auf Gottes Hilf verlass' ich mich
Vom Herzen grausam sehr.
Gott mit uns allen, Jesu Heil und Segen! † † †

Gewehr- und Waffenstellung.

In Gottes Namen schreit' ich aus,
Gott der Vater geh' vor mir aus,
Gott der Sohn sei hinter mir,
Gott der heil. Geist neben mir.

Wer stärker ist, als diese drei Mann,
Der soll mir sprechen Leib und Leben an;
Wer nicht stärker ist, denn diese drei Mann,
Der soll mich bleiben lan. † † †

Oder

Ich beschwöre dich, Säbel und Messer und alle
Waffen, bei dem Speer, der in die Seiten Jesu ge-
gangen ist und dieselbe geöffnet, dass Blut und Was-
ser herausgeflossen, dass er mich als einen Diener
Gottes nicht beleidigen lasse. † † †

Einen Stecken zu schneiden, mit dem man einen prügeln kann, so
weit auch derselbe entfernt ist.

Merke, wenn der Mond neu wird an einem Dienstag,
so geh vor der Sonnen Aufgang aus, tritt zu einem Ste-
cken, den du dir zuvor schon ausersehen hast, stelle
dich mit deinem Gesicht gegen der Sonnen Aufgang
und sprich diese Worte: Steck, ich greif' dich an im
Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heili-
gen Geistes. Dann nimm dein Messer in die Hand
und sprich wiederum: Stecken, ich schneid' dich an
im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des
heiligen Geistes, dass du mir sollst gehorsam sein,
wann ich einen Namen antrete. Darnach schneide an zwei
Orten am Stecken etwas Rinde hinweg, damit du diese
Worte darauf schreiben, stechen oder schneiden kannst:
Abia, Obia, Sabia. Lege dann deinen Kittel auf einen
Steinhaufen, schlage mit deinem Stecken auf den Kittel
und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln
willst, und schlage tapfer zu, so wirst du denselben eben-
so hart treffen, als wenn er selber darunter wäre.

Einen starken Gegner zu zwingen.

Ich thu' dich anhauchen,
Drei Blutstropfen thu' ich dir entsaugen:
Den ersten aus deinem Herzen,
Den andern aus deiner Leber,
Den dritten aus deiner Lebenskraft,
Damit nehm' ich dir deine Stärk' und Mannschaft. † † †

Gegen Feind', Krankheit und Unglück.

Der Segen, der vom Himmel von Gott dem Vater kommen ist, da der wahre, lebendige Sohn Gottes geboren ward, der gehe über mich allezeit. Der Segen, den Gott hat dem menschlichen Geschlecht gegeben, der gehe über mich allezeit. Das heilige Kreuz Gottes, so lang und breit, als Gott seine so bittere Marter daran gelitten hat, gesegne mich heut und allezeit. Die heil. 3 Nägel, die Jesu Christo durch seine heiligen Hände und Füß' geschlagen worden, die gesegnen mich heut und zu allen Zeiten. Die bittere Dornenkrone, die Christo Jesu auf sein heil. Haupt gedrückt worden, gesegne mich heut und allezeit. Der Speer, durch welchen Christo Jesu seine heil. Seiten geöffnet worden, gesegne mich heut und allezeit. Dein rosenfarbnes Blut das sei mir vor alle meine Feinde gut und vor alles, was mir schaden thut an Leib und Leben oder Hofgut. Es gesegnen mich zu allerzeit die heiligen fünf Wunden, damit alle meine Feinde werden vertrieben oder gebunden. † † †

Also muss ich so gut und so wol gesegnet sein, als der Wein und das Brot, das Jesus den 12. Jüngern an dem Gründonnerstag Abends gab. Alle, die mich hassen, müssen mir alle stillschweigen. Ihr Herz sei gegen mir erstorben, ihre Zunge verstumme, dass sie mir gar nicht in Haus und Hof oder sonst schaden können; auch alle, die mich mit ihrem Gewehr oder Waffen wollen angreifen und verwunden, die sein vor mir unsieghaft, lax und unwehrsam. Das helfe mir die heilige Gotteskraft, die machet alle Waffen und Geschütz unbrauchbar. † † †

Eine Kugelabweisung.

Die himmlischen und heil. Posaunen die blasen alle Kugeln und Unglück von mir ab; ich fliehe unter den Baum des Lebens, der zwölferlei Früchte

trägt. Ich stehe hinter dem Altar der christlichen Kirchen; ich befehle mich in der heil. Dreifaltigkeit Schutz. Ich verberge mich hinter dem Frohnleichnam Jesu Christi, ich befehle mich in die 5 Wunden Jesu Christi, dass ich von keines Menschen Hand weder gefangen noch gebunden, weder gehauen noch geschossen, weder gestochen noch geworfen, noch geschlagen und überhaupt nicht verwundet werde. † † †

Gestolenes Gut wieder zu erhalten.

Gehe Morgens früh vor Sonnenaufgang zu einem Wachholderstrauch und bieg ihn gegen der Sonnen Aufgang mit der linken Hand und sprich: Wachholderbusch, ich thu' dich bucken und drucken, bis der Dieb dem N. N. sein gestolenes Gut wieder an seinen Ort hat getragen. Dann musst du einen Stein nehmen und auf den Busch legen und unter den Stein eine Hirnschale von einem Übelthäter im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Du musst aber Acht haben, wenn der Dieb das Gestolene wieder gebracht hat, dass du den Stein wieder an seinen ersten Ort trágst und hinlegst, wie er lag, und dass du den Busch wieder losmachst

So einer im Frühjahre das erstemal das Vieh austreibt.

Das liebe Vieh gehet diesen Tag und so manchen Tag und das ganze Jahr über manchen Graben. Da begegneten ihm drei Knaben: Der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der heilige Geist, der dritte Gott der Sohn. Die behüten mir mein Vieh, sein Blut und Fleisch. Und es ist ein Ring um das Vieh, und den Ring hat gemacht Mariae ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlössern. Das behüt' mir Gott mein Vieh, sein Blut, Milch und Fleisch, dass es mir keine böse Hand angreife, kein

böser Wind anwehe, kein Thier beiss', wie auch kein wildes Thier zerreiss', dass kein Baum falle, keine Wurzel stecke, kein Dieb es nehme und wegführe. Im Anfange des erstenmals sei geschlossen, und das ganze Jahr mit Gott dem Vater, dem Sohn und dem heil. Geist also fest beschlossen.

Gegen Zahnweh.

St. Petrus stand unter einem Eichenbusch, da sprach unser lieber Jesus Christ zu Petro: „Warum bist du so traurig?“ Petrus sprach: „Warum sollt' ich nicht traurig sein, die Zähne wollen mir im Mund verfaulen.“ Da sprach unser lieber Herr Jesus zu Petro: „Petre, geh hin in'n Grund und nimm Wasser in den Mund und spei es wieder aus in'n Grund.“ † † † Amen.

Gegen Zahnweh und Gicht.

Dreimal und zwar jedesmal nach dem Neumonde an einem Freitage Abends zu sprechen:
Gegrüsset seist du mir, o neues Licht,
Du kannst für die Zähne und für die Gicht,
Du kannst auch für meine Schmerzen.
Es wuchsen dem Herrn 3 Lilien am Herzen:
Die erste war seine Gütigkeit,
Die zweite seine Barmherzigkeit,
Die dritte sein guter Wille:
Mein Schmerz, stehe stille! † † †

Jauernig.

Beim Ausgange in den Wald.

Goot b'hitt mich fir ålla Schanda,
Fir ålla biisa Banda,
Fir Bååmg'fålle,
Fir Wåss'rg'quålle,
Fir Wolfg'riite,
Fir Wååtag'schniite,
Fir Nott'rg'zesche,
Fir Håxag'pråsche. † † †

Weidenau.

Gegen Natternbisse.

Am Gründonnerstage geht man früh vor Sonnenaufgang zum Wasser und wäscht sich daselbst, wobei man spricht:

Ir Nottan ån Schlanga,
Ir wesst ni, wåås ich haite wåås,
Dåss d'r haitighe Taag
Grindonn'rschtich hääst.
Wänn'r mich watt saan ååw'r richa,
Sell'r 10 Kloftan ai d' Aade naikricha.

Jauernig.

Schutz- und Heilmittel.

Sichtliche Mittel, Kräuter, Pflanzen u. s. w., die bei der Heilung von Krankheiten verwendet werden, sollen, damit sie die gewünschte Wirkung nicht verfehlen, auf eigenthümliche Weise gewonnen sein. Sie werden am liebsten zu einer gewissen Zeit (Neumond, Kreuzwoche etc), an einem gewissen Tage (Johanni, Mariae Himmelfahrt etc), zu einer gewissen Stunde (vor Anbruch des Tages), beigeschaft und an einer gewissen Stelle im Hause (unter der Thürschwelle) aufbewahrt.

Zu den beim Volke gebräuchlichen Schutz- und Heilmitteln gehören die folgenden:

Ameisenspiritus (*Oomsageist*), zu Einreibungen bei gichtischen Zuständen.

Äschenschmalz, Fett von einer Fischgattung, bei Augenentzündungen zum Einsalben der Augenlieder.

Bärenwurzel (*Käpprnick*, slavisch *Koprník*; *Meum mutellina*), mit Brantwein angesetzt gegen Kolik, Magenkrampf, Verdauungsschwäche. u. s. w.

Bärenzucker (*Bärenreck*, *Locretias*, *Succus liquiritiae*), gegen Husten der Kinder.

Baldrian (*Valeriana*), Thee, auch mit Brantwein angesetzt, gegen Unterleibsleiden.

Bernstein an ein Schnürchen gefasst tragen Kinder am Halse und in den Ohren gegen den sogenannten Fluss.

Betonie (*Pateenighakraut*, *Betonia officinalis*) mit Schafgarbe (*Schafgurdl*, *Fischrle*, *Achillea millefolium*), in Frauenkrankheiten.

Bibernelle (*Pimpinella saxifraga*), Thee, auch mit Brantwein angesetzt gegen Ausschlag und pestartige Krankheiten.

Als vor vielen Jahren in Jauernig die Pest wüthete, soll eine Stimme gehört worden sein:

Asst Tost ån Bimrnalle,
Do laabtr ålle.

Ein andermal hörte man die Worte:

Braucht Bibernell und Baldrian,
Sonst müsst ihr alle d'ran.

In Dobischwald rief während einer verheerenden Pest ein Engel:

Asst Biinau (*Pimpinella saxifraga*) ån Tirmelteil (*Tormentilla*),
Do stiiit d' Staab (Sterbe) steil.

Brunnenkresse (*Nasturtium*), frisch mit Brot gegessen gegen Lungensucht.

Chamille (*Anthemis*), Thee gegen die verschiedenartigsten Leiden.

Ebereschensaft oder Ebereschensbutter, löffelweise gegen kaltes Fieber.

Ehrenpreis (*Veronica officinalis*), gegen die verschiedenartigsten Leiden.

Wasser-Ehrenpreis (*Fund, Pfund, Veronica anagallis*), Thee bei Lungenentzündung.

Eibenholz, gepulvert genossen heilt die Tollwut der Menschen.

Eibisch (*Althaea officinalis*), Thee gegen Husten.

Einbeeren (*Paris quadrifolia*), unter dem Dache aufbewahrt schützen das Haus vor der Pest und vor ansteckenden, hitzigen Krankheiten, Nervenfieber (Russenkrankheit), u. a.

Erdäpfel, in Scheiben auf die Stirn gelegt gegen Kopfschmerzen.

Lebende Frösche legt man gegen Natternstiche auf die Wunde; sie ziehen das Gift heraus.

Wer den Blutsturz hat, dem bindet man eine im Schatten gedörrte Kröte (*Heetsche*) in den Handteller*).

Fuchsschwanz (*Amarantus cantatus*) und Birkenlaub, zum Einräuchern des Lendensteines, eines Schmerzes im Kreuze zwischen den beiden Hüften.

Fünffingerkraut (*Potentilla*), mit Brantwein angesetzt äusserlich gegen Seitenstechen.

Füssbäder aus Kümmelstroh und Erdrüben gekocht, gegen Husten.

Gänsefuss, guter Heinrich (*Hook'schar, Chenopodium*), gegen Ausschlag, pestartige Krankheiten.

Gundram (*Gundrump, Gold-rum, Glechoma hederacea*), Thee, bruststärkend.

Hasenfett zieht Splitter und Dornen aus dem Körper.

Hauswurz (*Sempervivum tectorum*), bei grosser Fieberhitze als Kühlmittel in die Hände gegeben. Bei Schwerhörigkeit wird der ausgequetschte Saft in die

*) Eine gedörrte Kröte in der Tasche verwahrt bringt dem Spieler Glück. Auch der gewinnt im Spiele, welcher sich mit einem rothseidenen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm bindet, mit dem er die Karten auswirft.

Ohren geträufelt. Setzt man ein Gefäss mit Acker, in welchem Hauswurz wächst, auf das Dach, so kann das Haus nicht abbrennen.

Heidelbeere, getrocknet gegen Abweichen.

Herzblümchen (*Parnassia palustris*), Mittel gegen kaltes Fieber. Es wird in einem leinenen Läppchen um den Hals gebunden; doch darf der Kranke das Heilmittel nicht kennen. Ein anderer muss ihm dasselbe zubereiten und umbinden.

Himmelbrand Königskerze (*Verbascum*), Thee gegen Lungensucht, Katarrh.

Hirschinselt, äusserlich bei Verwundungen.

Holunderblüte, (*Holler, Sambucus nigra*), eine Traube davon vor Johanni abgebrochen, in einem Pfannenkuchen gebacken und beim Johannisfeuer verzehrt, schützt gegen Zahnweh; als Thee schweisstreibend; in Milch gekocht gegen Halsschmerzen. Die Schwämme, welche auf alten Holunderbäumen wachsen, werden als das beste Mittel gegen Augenentzündungen gerühmt. Eine Scheibe eines solchen Schwammes wird auf das kranke Auge gebunden.

Honig, auf Tabak aufgeschmiert und auf die Brust aufgelegt gegen Lungenentzündung; mit Butter und Zucker gemischt, auf einen Leiwandlappen aufgestrichen und auf den Hals gebunden gegen die Bräune.

Hummelhonig, zum Einsalben der Augen bei Augenentzündung.

Huflattich (*Tussilago farfara*), Thee gegen Brustleiden. Ingwer, magenstärkend.

Beeren von Kellerhals (*Ziegelbeere, Daphne mezereum*), innerlich eingegeben gegen das kalte Fieber.

Knoblauch, gegen Würmer, geröstet gegen Husten.

Krauseminzblätter (*Mentha crispa*), Einreibung gegen rothe Haare. Eier mit Krauseminze gegen Abweichen (bösen Bauch).

Kren (*Cochlearia armoracea*), in kleinen Blättchen auf die Stirne aufgelegt gegen Kopfschmerzen, auf den Hals gegen die Gelbsucht.

Kümmel, gegen Blähungen.

Leinsamen, 1—2 Körner unter die Augenlieder gebracht, soll fremde Körperchen aus den Augen entfernen. Gekocht bei Entstehung von Geschwüren aufgelegt.

Liebstockel (*Liibsteik*, *Ligusticum levisticum*), Schutzmittel gegen Natternstich. Man reibt den Saft in die Fusssohlen ein, davon fliehen die Nattern.

Lindenblüte, Thee zum Schwitzen, auch gegen Brustweh.

Melisse (*Melissa*), Thee, Magenmittel. Auch bei Kopfschmerz roh aufgelegt.

Menschenfett, gegen Brustleiden.

Meerzwiebel (*Scilla maritima*), Salbe zur Heilung der Wunden.

Nesselwurzel (*Urtica*), Zahnmittel, Aufguss zum Ausspülen des Mundes.

Kleine Brennesseln (*Hätt-rnässon*, *Urtica urens*), zerquetscht und auf den Fuss gebunden vertreiben die Steinritze, Geschwürbildungen von Verletzung der Füße auf harten oder scharfen Gegenständen.

Ochsenzunge (*Rumex crispus*), die Blätter als Umschlag bei Entzündungen, Kopfschmerzen etc.

Weisser Pfeffer, Magenmittel.

Quendel mit Asche zu Gliederstärkenden Bädern.

Raute (*Ruta graveolens*), Thee gegen Krämpfe der Kinder.

Rossfett, Rossmark, zum Erweichen von Hühneraugen, Verhärtungen der Oberhaut etc.

Rübkraut und Wegerich (*Plantago lanceolata* und *major*), frisch aufgelegt gegen offene Wunden.

Sauerampfer und Sauerklee (*Saurump*, *Rumex acetosa*, *Oxalis acetosella*), gelindes Abführmittel.

Salbei (*Salvia officinalis*), die Wurzel fein in Plättchen geschnitten und äusserlich angewandt zur Milderung des Schmerzes, sowie zur Beseitigung der Geschwulst und des Brandes bei Verrenkungen und Brüchen.

Schafgarbe, gegen äussere und innere Leiden.

Schlehenwurzel (*Prunus spinosa*), gegen Zahnschmerz, Aufguss zum Ausspülen des Mundes.

Tausendguldenkraut (*Erythraea centaureum*), gegen alle möglichen Leiden.

Wenn man am Georgitage (23. April) ein blaues Veilchen (*Bloofälke, Viola odorata*) isst, bleibt man in diesem Jahre von schweren Krankheiten bewahrt. Thee aus Veilchen gegen die Fraisien der Kinder.

Ein grünes Reislein von Wachholder (*Jochandel*) auf die Mütze oder den Hut gesteckt, bewahrt vor dem Wolf, der bekannten, durch vieles Gehen oder Reiten verursachten Hautentzündung. Jochandelbeersaft treibt das Gift durch den Urin ab. Wachholderbeeren in Butter geröstet als Einreibung beim Herzriebkuchen, einem Rheumatismus in den Brustmuskeln, und beim Schulter- oder Schulterrieb-Kuchen, einem rheumatischen Leiden in den Schultermuskeln.

Wegebreit*) (*Plantago media*), Thee aus den 77 Wurzeln desselben gegen die verschiedenen Arten des Fiebers, deren es nach dem Volksglauben 77 gibt.

Wermut (*Artemisia absinthium*), mit Wachholderbeeren und Brotkruste gekocht als Magenpflaster gegen Husten, insbesondere gegen den Keuchhusten, schwarzen Husten.

Wiesenknopf (*Sanquisorba officinalis*), Thee gegen die rothe Ruhr.

Zwiebel, Saft gegen Husten.

Volksärzte und medicinische Literatur des Volkes.

Jede Hausmutter von altem Schrot und Korn kennt einige sympathetische Schutz- und Heilmittel und versieht sich ausserdem während des Sommers gegen äussere und innere Leiden und Schäden des

*) Wegebreitsamen wird von den Fröschen gesucht und genossen. Dadurch halten sie den natürlichen Tod von sich ab und können dann nur mit Gewalt umgebracht werden.

Körpers mit Pflanzen und Kräutern, die sie entweder im Garten anpflanzt oder, was das gewöhnlichste ist, im Felde und im Walde sammelt. In schweren Krankheiten wird jetzt fast allgemein sofort ein graduirter Arzt gerufen. Vor nicht gar langer Zeit jedoch stand der medicinische Aberglaube und die Kurpfuscherei noch in voller Blüte. Da kurierten alte Weiber, Hebammen, Müller, Schäfer, Förster etc. Da gab es einen Holundermann, einen Hölzeldoctor, Steckeldoctor, und alle erfreuten sich eines nicht unbedeutenden Zuspruches.

Was in Bezug auf die Deutungen des Urins, die Heilwirkungen der Pflanzen, die Entzifferung der Lebensdauer, die Prophezeiung der Schicksale des Menschen aus den Planeten etc. in unserem Ländchen geglaubt und geübt ward und zum Theile noch jetzt geglaubt und geübt wird, hat sich meist durch alte, medicinische Werke und sogenannte Kräuterbücher eingebürgert. Selten aber trifft man noch ein solches Buch unter dem Volke an. Mit vieler Mühe nur bekam ich folgende drei, bis in die jüngste Zeit herab benützte, Werke dieser Art in meine Hände:

1. Ein altes Buch, oder vielmehr Bruchstück von einem alten Buche, dessen einzelne, sehr verstümmelte Abtheilungen am Schlusse derselben die Druckorte Frankfurt a. M. und Strassburg, und die Jahreszahlen 1530, 1534 und 1535 aufweisen. Eine Abtheilung trägt die Überschrift: Albertus Magnus von wunderbar/ natürlichen wirkungen/ Eygenschafften und naturen Zu sampt nutzbarlicher Erkantnuss Etzlicher Kreuter/ Edelgesteyn und Gethier.

2. *Medicina experimentalis Digbaeana*, das ist auserlesene und bewährte Artzeney-Mittel/ aus weiland Herrn Grafen Digby, der gewesenen Königin in Engelland Cantzlers/ Manuscriptis, zusammengebracht etc. Frankfurt 1676.

3. Vollständiges und gemeinnütziges Kräuterbuch etc. Grätz 1794.

Vor, bei, nach dem Tode.

Bei jedem Menschen findet man in der innern Handfläche mehrere natürliche Linien, welche theils die Abtheilung zwischen den einzelnen Muskelpartien anzeigen, theils auch dadurch entstanden sind, dass sich beim Schliessen der Hand die Haut in Falten legt. Die mittelste derselben wird vom Volke die Lebenslinie genannt. So lange diese noch nicht den äussersten Rand erreicht hat, ist der Mensch noch nicht am Ende seines Lebens angelangt. Ist aber die Linie bereits am Rande der Hand, so hat der Mensch bald seinen Tod zu gewärtigen.

In der Christnacht fallen in denjenigen Häusern, wo im Zeitraume eines Jahres jemand sterben wird, die „Leichenbretter,“ d. h. es lässt sich ein Knall, Getöse, Gepolter ohne bekannte Ursache im Hause vernehmen.

Wenn des Nachts der Hund heult; wenn sich Krähen um das Haus sammeln; wenn das Nachtkäuzchen (*Strix passerina*), auch Todtenvogel genannt, krächzend das Haus umfliegt; wenn der Holzkäfer (Todtenuhr, *Ptinus pertinax*) in der Wand pickt, so stirbt bald jemand im Hause.

Wem drei Blutstropfen aus der Nase fallen, dem stirbt ein Freund.

Wird einem Kranken die letzte Ölung ertheilt, und nimmt der Rauch seine Richtung nach der Thür, so stirbt der Kranke.

Betet man, während ein Mensch stirbt, unter freiem Himmel, so sieht man dessen Seele zum Gerichte emporsteigen.

Wenn der Verstorbene ein Auge offen lässt, stirbt noch jemand aus seiner Verwandtschaft.

Steigt der Rauch der Kerze, die bei einem Todten brennt, nach oben, so kömmt derselbe in den Himmel; verbreitet sich dagegen der Rauch nach unten, so kömmt er in die Hölle.

Tönen die Glocken beim Ausläuten hell, so kömmt der Verstorbene in den Himmel.

Wenn beim Ausläuten die grosse Glocke zuletzt läutet, so stirbt bald eine alte Person; läutet die mittlere zuletzt, so stirbt ein Jüngling oder eine Jungfrau, läutet die kleine zuletzt, so stirbt ein Kind.

Wenn beim Begräbnisse die Glocken etwas dumpfer klingen, als gewöhnlich, so stirbt nächstens jemand von den Begleitern.

Man muss Leichen mit den Füßen voran aus dem Hause tragen, sonst gehen sie um (s. schäächa).

Wer am Gottesacker an Blumen riecht, verliert den Geruch.

Die Blumen, die man auf einem Grabe pflückt, holt sich der Todte wieder; ebenso die Haare, die man ihm abschneidet.

Wenn zwei Personen im gleichen Augenblicke denselben Gedanken haben, so wird eine arme Seele aus dem Fegefeuer erlöst.

In Dobischwald befindet sich noch jetzt das Beinhaus, in dem einst die ausgegrabenen Todtengerippe aufgehäuft wurden. Ehedem bewahrte man in demselben gegen Westen die weiblichen, gegen Osten die männlichen Gerippe. Diese Scheidung liess sich leicht und sicher bewerkstelligen; denn es war Brauch, den männlicheu Leichen ein Hufeisen, den weiblichen eine Sichel mit in den Sarg zu geben.

Haus.

Die Zimmerleute glauben, dass ein Haus binnen Kurzem abbrenne, wenn beim Aufsetzen des Gesperres die Hacke an einem Balken Feuer gibt.

Wenn man in den Hausschlüssel bläst, und es schallt sehr, so geschieht ein Unglück im Hause, besonders wird Feuer gefürchtet.

Wo Schwalben nisten, schlägt der Blitz nicht ein.

Feuer- (Blut-) Schwalben, denen man das Nest zerstört, tragen Kohlen aus dem Ofen in's Heu und zünden so Feuer an.

Kömmt am Montage früh ein alter, fremder Mensch in die Stube, so ist durch die ganze Woche Verdruss.

An Freitagen des ganzen Jahres, besonders am Charfreitage und am Feste der unschuldigen Kinder, wird weder eine Arbeit angefangen, noch sonst etwas von Wichtigkeit unternommen, weil diese Tage für Unglückstage gehalten werden. Auch der erste April wird als Unglückstag angesehen. Leuten, die an diesen Tagen in den Wald um Holz fuhren, soll oft Unglück zugestossen sein.

An jedem Samstage des ganzen Jahres wird nach dem „Ave Maria“ Läuten zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria alle Arbeit eingestellt.

Was Samstag Abends gesponnen oder gestrickt wird, zernagen die Mäuse.

Hat man Hefen gekauft und legt dieselben zu Hause angekommen auf den Tisch, so geht der Teig davon nicht auf.

Beim Backen darf man den Teig nicht loben, sonst geräth das Gebäck nicht.

Von dem ersten Brote, das aus neuem Getreide gebacken wird, darf man nicht viel essen, sonst wird man dann nie recht satt.

Hat man den Teig zum Brotbacken geknetet, so drückt man drei Kreuze auf die Masse und spricht dabei die drei höchsten Namen, um Segen und Ge-deihen zu erwirken. Aus demselben Grunde macht man das Kreuzzeichen über dem Leib Brot, den man eben anschneiden will.

Wenn man einen Leib Brot verkehrt auf den Tisch legt, d. h. die braune Kruste nach unten, so kömmt Unglück in's Haus.

Hautthiere.

Das Kehrlicht vom Charfreitag hebt man auf und wirft es dem Hirten des Dorfes nach, wenn er das erstemal die Kühe austreibt, mit dem Wunsche, er möge auch die Flöhe mit auf das Feld nehmen.

Den Hirten, der am Pfingstsamstage zuerst sein Vieh eintreibt, schelten die übrigen „Kucha g'naschich.“ Dagegen loben und ehren sie jenen, welcher zuletzt eintreibt, denn er schliesst den Himmel zu. Und wer am Pfingstsonntage mit seiner Herde zuerst am Weideplatze anlangt, wird von den übrigen Hirten des Ortes durch das ganze Jahr hindurch als Feldwebel in Ehren gehalten; wer zuletzt anlangt, heisst Teet-rlē und wird mit dem Liede: Teet-rlē (âem Louch*) etc. verhöhnt.

Wenn das Vieh zum erstenmale ausgetrieben wird, besprengt die Hausmutter dasselbe dreimal mit Weihwasser zur Abwehr jedes Unglücks.

Tritt man in einen Rinderstall, so sagt man: „Gott verleihe' Glück!“

Wird ein neu angekauftes Rind eingeführt, so wird es, so wie die Krippe, an der es künftig im Stalle stehen soll, mit Weihwasser besprengt, um jedes Unglück abzuwenden. Auch muss das Rind mit dem rechten Fusse zuerst in den Stall treten.

Als bewährtes Mittel gegen die schädlichen Einflüsse der Hexen und böser Menschen gelten die Kräuter des Weihgebundes, welches an Mariae Himmelfahrt (15. August) in den Gebirgsdörfern in der Kirche geweiht wird und gewöhnlich aus Ringelrosen (*Calendula officinalis*), Baldrian, Krauseminze, Dill, Wermut, Doste, Meisterwurz (*Imperatoria*), Rainfarn (*Tanacetum*) und Königskerze besteht. Als besonders wirksam gelten Doste, Dill und Baldrian, auch Dorant. Von diesen heisst es:

Dost' ån Tell' ån Tauerand
Hoot d'r Häxe 's Maul frbrannt.

Ferner:

Giib d'r Kuu Toste, Tell ån Paldriaan,
Doo waschta Notza saalb'r haan.

*) Vergl. B. I, S. 291., wo irrtümlicher Weise „Fätt'rlē“ steht.

Am Frohnleichnamstage wird im Wagstädter Bezirke aus verschiedenen Blumen und Kräutern, darunter Majoran, Fischerle, und Pfefferminze ein Kranz gebunden und auf einen der vier Altäre gelegt. So geweiht besitzt er heilende Kraft für's Vieh.

Wenn die Kühe „ein böses Euter“ bekommen, so bestreicht man dasselbe mit dem Donnersteine und spricht dabei:

Heil', Heil' ohne Pein,
Ich streich' dich mit dem Donnerstein*).

Beim Ausbruche einer Seuche unter dem Rindvieh nimmt man in Dobischwald von jeder Hausschwelle einen Holzsplitter, treibt das Vieh auf einen Kreuzweg und lässt dort von einem Zwillingbrüderpaar einen Grenzbaum, wo möglichst einen Zwiselbaum, fällen. Aus dem Holze desselben und den gesammelten Thürschwellsplittern wird nun ein Feuer angemacht, indem zwei Holzstücke so lange aneinander gerieben werden, bis sie sich entzünden. Hierauf beschabt man noch die Hörner der einzelnen Rinder, wirft die abgeschabten Theilchen in die angefachte Glut und treibt sodann die Herden hindurch. So glaubt man das Vieh gegen die Seuche geschützt zu haben.

Wenn man Kälber an einem Fasttage abgewöhnt, so lernen sie schwer fressen.

Damit die Kühe auf der Weide einander nicht stossen, dürfen im Winter beim Garnabweifen nicht zwei gegen einander sitzen.

Sollen die Kühe bei grosser Sommerhitze nicht davonlaufen (hatbiise), so darf in den letzten Fashingstagen keine Siede geschnitten werden.

Wenn eine Stallmagd ein Rind mit dem Besen schlägt, so kann dasselbe nicht fett werden.

*) Der Donnerstein (Donnerkeil) ist nach dem Volksglauben ein kreisförmiger Stein mit einem runden Loch in der Mitte. Er soll bei dem Einschlagen des Blitzes die Verheerung anrichten und fährt, wie man sagt, sieben Klaftern tief in die Erde hinein, kömmt jedoch nach sieben Jahren wieder an die Oberfläche.

Nimmt man Ostereier, oder wenigstens Schalen davon, und gräbt sie auf der Hutweide ein, so werden die Kühe dort das ganze Jahr gut weiden.

Bevor der Gemeindegewerke das erstemal seine Herde auf die Weide treibt, sammelt er sich eine Anzahl Birkenruthen, geht zu den einzelnen Bauern und Schafhaltern und überreicht jedem eine solche Ruthe mit den Worten:

Do bräng ich a Rutt mit siiba Zwaige,
Dåss'r fiil Schoofe hått zum Austraiße.

Diese Ruthe wird in Ehren gehalten und lange aufbewahrt.

Wenn ein Schäfer zum erstenmale seine Herde auf die Weide führt, legt er seinen Hirtenstab und seine Peitsche in Form eines Kreuzes auf die Erde; die Schafe müssen dann darüber gehen und sind so gegen Krankheit und Unfälle geschützt.

Treibt der Schäfer am krummen Mittwoch (Mittwoch in der Charwoche) nicht aus, so bekommen die Schafe krümme Füße (Fusskrankheiten).

Wenn die Hühner am heil. Abend in einem mit geweihter Kreide gezogenen Kreise gefüttert werden, so legen sie viele Eier. Dasselbe gilt, wenn an diesem Abende der Himmel viele Sterne zeigt.

Bäuerinnen kaufen gerne Brot von Bettelleuten, um ihre Hühner damit zu füttern, weil diese dann mehr Eier legen.

Kräht eine Henne, so bedeutet es Unglück. Um dasselbe zu verhüten, muss man der Henne den Kopf abschlagen.

Wenn ein Bienenhalter stirbt, so wird dessen Tod den Bienen bekannt gemacht, und zwar klopft man dreimal an den Bienenstock und spricht dabei die Worte: „Ihr Bienen, euer Herr ist gestorben.“ Unterlässt man das, so sterben die Bienen in kurzer Zeit.

Hexen.

Wenn ein Weib nach dem Abendläuten wäscht, so ist sie eine Hexe.

Wünscht man zu erfahren, ob eine Weibsperson, die in's Haus kömmt, eine Hexe sei, so giesst man, wenn sie hinaus geht, „Gespül“ nach drei Seiten hin, rechts, links und in die Mitte. Dreht sie sich bei diesem Versuche um, so ist sie eine Hexe.

Fällt der Besen bei der Thüre um, so ist das Frauenzimmer, welches zunächst zur Thüre hereinkömmt, eine Hexe.

Wer rückwärts geht, dem gehen die Hexen oder der Teufel nach.

Wenn man ein Messer mit dem Rücken nach unten legt, so reitet eine Hexe oder der Teufel darauf.

Klappert man mit dem Messer oder mit der Gabel auf dem Tische, so geht eine Hexe um's Haus.

Wenn an die Thüren die Buchstaben C † M † B † (Caspar, Melchior, Balthasar) mit geweihter Kreide geschrieben werden, so kann keine Hexe, überhaupt nichts Böses in's Haus kommen.

Am Walpurgisabend, dem Abende vor dem 1. Mai, werden nach Sonnenuntergang grüne Birkenreiser auf den Düngerhaufen gesteckt und an Stall- und Hausthüren drei Kreuze gemacht zur Abwehr der Hexen.

Gegen das Eindringen der Hexen verwahrt man sich auch dadurch, dass man drei Rasenstücke abgräbt und dieselben verkehrt auf die Thürschwelle legt.

Wenn man Samstag Abends an die Stallthüre einen Besen mit dem Stiele nach unten anlehnt, so können die Hexen dem Vieh nichts anhaben.

Hexen bringen es zuwege, dass sie die Milch, welche eine fremde Kuh im Euter hat, aus den Zipfeln eines Grastuches heraus melken, indem sie dieses Grastuch auf der Wiese des Eigenthümers der Kuh hin- und herschleppen, dann auf einen Baumast hängen und die herunterhängenden Zipfel melken.

Sind die Kühe verhext, so nimmt man drei Stückchen Holz von drei Schweintrögen und von drei Thürschwelen, dazu gibt man Kuhhaare und Dünger und räuchert die verhexten Kühe damit ein. Zudem-selben Zwecke werden auch Räucherungen mit der Rinde (Buste) des Wachholderbaumes vorgenommen. Doch muss die Rinde von drei verschiedenen Stellen des Stämmchens abgeschält sein.

Wenn eine Kuh statt Milch Blut gibt, so stellt man diese blutige Milch in einem neuen Topfe zum Sieden an ein Feuer, welches mit neuerlei Holzarten angemacht ist. Sobald die Flüssigkeit in's Kochen kömmt, wird die Hexe, welche es der Kuh „angethan“ hat, von der Hitze so gequält, dass sie eiligst gelaufen kömmt, um Gnade zu erflehen. Lässt man sich bewegen, so ist es gut für die Hexe, setzt man aber das Kochen fort, bis der Topf zerspringt, so muss die Hexe sterben.

Bevor die Bäuerin das Butterfass schliesst und zu buttern anfängt, macht sie mit dem Butterschlägel drei Kreuze über dasselbe und spricht im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit:

Ihr Hexen alle gross und klein,
Ihr sollt jetzt hübsch draussen blein.
Die Butter die wird schön und gut,
Wenn ihr nicht drinnen schaden thut.

In Wildschütz legt sie die Hände kreuzweis über den Butterquirl und spricht:

„Helf' Gott, der liebe Herr.“

Buttert eine Hausfrau zum erstenmale von einer Erstlingskuh, so gibt sie, damit die Kuh immer bei gutem „Nutzen“ bleibe, die Butter für die Kirchenlampe, die Milch aber für die Armen.

Wenn man von der in's Butterfass geschütteten Milch keine Butter zu Stande bringt, das heisst, wenn sich die einzelnen Buttertheilchen nicht verbinden oder aus der Milch abscheiden wollen, so legt man einen Feuerstahl unter den Boden des Butterfasses, das helfe. Andere bedienen sich einer Fliege oder eines Kammes.

Auch nehmen Bäuerinnen, wenn sie keine Butter „breiten“ (zu Stande bringen), etwas Schaum aus dem Butterfasse, geben es in ein Stückchen Leinwand, heften dieses mit Stecknadeln zu und hängen es in die Feueresse. Oder sie ziehen an einer Stelle, an der sich mehrere Wege kreuzen, einen Zaunpfahl aus der Erde, giessen in das Loch etwas von der Milch, aus der sie die Butter gewinnen wollen, und setzen mit dem Pfahle das Buttern fort.

Am Andreasabende pflegt man Kirschbaumreiser in's Wasser zu setzen, damit sie bis Weihnachten zur Blüte kommen. Flicht man sie dann zu einem Kranze und schaut durch diesen in der Christnacht hindurch, so erblickt man die Hexen mit Melkkübeln auf dem Kopfe. Sobald aber diese es merken, so kommen sie herbeigelaufen, um dem Neugierigen den Garaus zu machen. Vor solchen Angriffen kann man sich nur dadurch hüten, dass man so schnell wie möglich durch drei Traufen läuft.

Vorbedeutungen.

Wen das rechte Auge juckt, der wird etwas Liebes sehen; wen das linke Auge, etwas Unangenehmes.

Klingt's einem im Ohre, und erräth der Gefragte, in welchem, so wird man in dem Augenblicke anderswo gelobt; im andern Falle wird man getadelt.

Wenn jemanden die Nase juckt, so ist er vor Schimpf und Schande nicht sicher.

Juckt der Handteller, so bekömmt man Geld; juckt die Fusssohle, so tanzt man noch denselben Tag.

Jucken des Daumen deutet auf Geldausgabe.

Schwitzt jemand plötzlich, so wird er verleumdert.

Muss jemand schlucken, so denkt ein Freund an ihn.

Wer bei nüchternem Magen niest, erhält während des Tages, oder wenigstens bis zum dritten Tage ein Geschenk:

Kemmts ni haite, kemmts am dretten Tääg,
Iss nii a Gääbla, iss a Schlääg.

Wenn jemand irgend etwas erzählt oder behauptet, und ein zweiter niest dazu, so sagt der erste: „Helf' Gott! 's ist wahr.“

Dem Jäger zur Jagd Glück gewünscht, bringt ihm Unglück, viel Unglück.

Wenn während der heil. Messe am Altare eine Kerze auslöscht, bricht im Orte Feuer aus.

Heftiges Knarren der Mühlräder bedeutet Feuer.

Wenn eine Feuerspritze vom Löschen eines Brandes nach Hause fährt, und der Wagen knarrt, so brennt es bald wieder in der Nähe.

Brummt das Feuer, so gibt es Verdruss.

Wenn ein Hase in's Dorf läuft, bricht im Orte Feuer aus.

Das Zirpen der Grille bedeutet Glück, das Heulen der Hunde Tod oder Feuer.

Wenn sich der Hund „sült,“ so deutet das Glück an.

Wenn eine weisse Taube an's Fenster geflogen kömmt, so erhält die Frau ein Geschenk.

Kömmt der Kuckuk nahe zur Stadt, so bringt er theuere Zeit.

Hört man im Frühjahr das erstemal die Lerche oder den Kuckuk rufen, und trägt man Geld bei sich, so geht es das ganze Jahr nicht aus.

Wenn man den Kuckuk im Frühlinge das erstemal schreien hört, so soll man Acht haben, wie oft er seinen Ruf hören lässt, so viele Jahre nämlich lebt man noch.

Hört man im Frühjahr zum erstenmale die Wachtel schlagen, so soll man zählen, wie oft sie schlägt; denn so viele Gulden kostet dieses Jahr der Schefel Korn.

Kriecht eine Spinne an jemandem hinauf, so hat er Glück, kriecht sie herunter, so bedeutet das Unglück.

Spinne am Morgen
Bringt Unglück und Sorgen;

Spinne am Abend
Bringt Glück, das ist labend.

Viele Mäuse im Frieden deuten auf Krieg und
Theuerung.

Wenn ein Floh auf die Hand oder auf den blossen
Hals kömmt, wird man etwas Neues erfahren:

Floh auf der Hand,
Brief vom Land.

Findet eine Dienstmagd ein Sommerkäferchen
(Marienkäferchen), so setzt sie es auf die Fingerspitze
und spricht dabei:

„Summrkaafala fliih hiin,
Wu ich waar ofs Juur hiin ziin.“

In jene Gegend nun, wohin das Käferchen sodann
fliegt, kömmt sie nächstes Jahr in Dienst.

Findet man von ungefähr vierblättrigen Klee, so
bedeutet dies Glück. Trägt man einen solchen bei sich,
ohne es zu wissen, so kann einem kein Unglück wi-
derfahren, und man unterscheidet Wahrheit und
Täuschung.

Ein fünfblättriger Klee bedeutet Unglück, auch
Ehesegen.

Wenn das Licht einen „Pöpel“ hat, so erhält die
Person, die demselben zunächst sitzt, einen Brief.

Verschüttetes Salz bedeutet bissige Reden von
Personen, die ungerufen unsere Stube betreten und
Verdross anstiften werden. Schreit die Elster dazu,
so werden es fremde sein.

Wem die Zähne weit auseinander stehen, der
kömmt weit in die Welt hinaus.

Weisse Flecken auf den Nägeln der Finger deu-
ten Glück an.

Wer an seinen Armen lange Haare hat, wird reich.

Begegnet man früh Morgens einem alten Weibe,
oder läuft ein Hase über den Weg, so ist der Tag
unglücklich. Ein alter Mann dagegen deutet auf
Glück.

Das Begegnen von Schafen rechts deutet auf freund-
lichen, links auf unfreundlichen Empfang.

Träume.

Was einem an St. Andreas, Barbara, Nicolaus, Thomas, am hl. Abende, an Sylvester und heil. Dreikönig in der Nacht träumt, das geht in Erfüllung. Das Volk nennt diese Nächte Rachnächte.

Die Träume in einem neuen Aufenthaltsorte gehen in Erfüllung.

Wenn einem von einer rothen Kuh träumt, so wird im Orte bald Feuer ausbrechen.

Träume von Kirschen bedeuten Thränen, von Pflaumen Schläge.

Sitten- und Klugheitsregeln.

Kinder müssen leichtfertig verstreutes Salz und Brot nach dem Tode suchen, bis ihnen die Augen bluten.

Geht man in die Kirche, so soll man nicht essen, sonst hat man nach dem Tode den Mund offen.

Wenn Jemand mit einem Bissen im Munde in das Zimmer eines andern tritt, so zanken sich die Eheleute des Hauses.

Wer nach dem Essen den Sessel nicht vom Tische hinwegstellt, bekömmst keine Frau.

Wer die Stiefeln putzt, während er sie anhat, wird an seinen Füßen viel Schmerzen leiden müssen.

Wer an einem Kleide näht, das er am Körper hat, wird vergesslich.

Wenn ein Heftfaden an einem Kleide sich befindet, so ist dieses noch nicht bezahlt.

Wer mit den Beinen viel schlenkert, läutet dem Teufel aus.

Gebrechliche Leute soll man nicht nachäffen, sonst erhält man dasselbe Übel.

Man soll kein Thier stark schlagen, weil darunter eine arme Seele leiden muss.

Wer in der Jugend viele Läuse hat, wird im Alter viele Schulden haben.

Hat Jemand rothe Läuse auf dem Kopfe, so ist dies ein Zeichen, dass er nicht gern betet.

Elemente, Wetter, Erfahrungsregeln.

Bei einer Sonnenfinsternis deckt man die Brunnen zu und treibt die Kühe nicht auf die Weide; denn es fällt Gift.

Wenn der Mond einen Hof hat, oder ein Stern in seiner unmittelbaren Nähe sich befindet, so bricht Feuer aus.

Legt man während der Zeit des Neumondes neues Stroh in die Betten, so bekömmt man Flöhe.

Tritt an einem Sonntage Neumond ein, so gehen die Mäuse zu Grunde.

Wenn ein Komet erscheint, so bricht Krieg, Pest oder Hungersnoth aus.

Was man sich während des Herabfallens einer Sternschnuppe denkt, das geht in Erfüllung.

Zeigt man mit dem Finger auf den Regenbogen, so vergeht er.

Sobald ein Gewitter in der Nähe ist, zündet man, um das Haus vor'm Einschlagen zu bewahren, geweihte „Schleissen“ und Kerzen oder geweihte „Palmen“ an. Lässt es auch dann noch nicht nach, so betet der Hausvater das Johannes-Evangelium.

Auch eine doppelte Kornähre schützt das Haus, in dem sie aufbewahrt wird, vor dem Einschlagen des Blitzes.

Bei eingetretenem Hagelwetter gibt man eine Schlosse in geweihtes Wasser; wenn diese zerflossen ist, hört der Hagel auf.

Wer sich bei einem Gewitter unter einen Haselstrauch setzt, dem kann der Blitz nicht schaden, weil auch die Mutter Gottes während eines Gewitters unter einem Haselstrauche Zuflucht suchte.

Wenn ein Feuer ausbricht, so nimmt man das Brot, welches beim Backen zuerst in den Ofen geschoben wurde, und wirft es in's Feuer; sogleich wird dasselbe erlöschen.

Wenn ein Feuer pfeift, so leidet eine arme Seele darin; man soll deshalb ein Stückchen Brot hinein werfen.

Ist ein Feuer in der Nachbarschaft ausgebrochen, so stellt man zur Abwendung der Gefahr einen Tisch um, legt auf jeden Fuss desselben ein Stückchen Brot, und das Feuer kann nicht weiter brennen.

Hat Jemand Feuer angelegt, so brennt ihm dasselbe nach, d. h. es brennt nach jener Seite hin, wohin er sich geflüchtet hat.

An einigen Orten, namentlich in Wildschütz, ist es Brauch, bei einem grossen Sturme eine Hand voll Mehl, Spreu oder Federn zum Fenster hinauszuworfen und dem Winde zuzurufen: „Da hast du, hör' auf!“ Auch sagt man, wenn der Wind einige Tage stark geht, es habe sich einer erhenkt, der Wind läute ihm aus.

Kömmt am heil. Abend der Wind von Norden, so hat man ein gutes Jahr zu hoffen.

Wenn um die Blütezeit des Kornes der Ost- und Nordwind sehr stark geht, so jagt er das Korn aus dem Lande; geht um diese Zeit ein milder Wind (weet häämliche Loft), so bringt er das Korn in's Land.

Der Südwind schadet den Blüten.

Bilden sich sogenannte Lammlawolken am Firmamente, so sagt man, der Schäfer sei ausgetrieben, es werde bald Regen oder Wind kommen; dasselbe gilt, wenn die Sonne beim Untergehen eine Gegen Sonne bildet.

Unter „Wetterbaum“ versteht der Landmann jenes Wolkengebilde, welches in einer Himmelsgegend, gewöhnlich im Osten, aufsteigt und in stete Zweige sich theilt, so dass es zuletzt einem Baume ähnlich sieht. Aus seinem Erscheinen schliesst man auf Regen binnen 24 Stunden.

Wenn Wagenschmierhändler in ein Dorf kommen; wenn „eine Huhn“ kräht; wenn frühmorgens bei Windstille die Finken schlagen; wenn die Gänse dem Wasser zueilen; wenn die Vögel oder Hühner sich im Staube baden; wenn die Krähen vom ebenen Lande dem Gebirge zufliegen; wenn die Hunde Gras fressen; wenn der Laubfrosch schreit; wenn die Fliegen ungewöhnlich stechen, in allen diesen Fällen steht Regen zu erwarten.

Gibt es viel Mutterkorn (Hungerbrot), so wird in diesem Jahre das Getreide sehr theuer.

Wenn sich auf Sahlweiden Schmarotzergewächse (Misbildungen, welche Rosen ähneln, Mistel) entwickeln, so deutet das auf ein gutes Getreidejahr hin.

Gibt es im Herbste viel Ebereschbeeren (*Sorbus aucuparia*) oder Haselnüsse (*Corylus avellana*), so gilt das darauf folgende Jahr als ein gutes Kornjahr.

Über das Steigen und Fallen der Getreidepreise in den 4 Jahreszeiten vergewissert man sich auf folgende Weise: Man nimmt 4 Seidelgläser, von denen jedes ein Vierteljahr andeutet, füllt sie mit Korn bis oben an, schüttet dann jedes Glas aus und füllt es von neuem mit seinem vorigen Inhalte. Dasjenige Glas, welches seinen Inhalt nicht ganz zu fassen vermag, deutet wolfeile Getreidepreise an, welches aber durch seinen Inhalt nicht ganz ausgefüllt wird, theuere.

Wenn es in der Christnacht draussen mondhell ist, so deutet das an, dass es im nächsten Jahre in den Scheuern licht, leer sein werde. Ist es hingegen finster, so werden die Scheuern voll sein:

Lichte Metten, finstere Scheuern;
Finstere Metten, lichte Scheuern.

Wer im Frühjahre den ersten Frosch im Trockenen, den ersten Ackersmann im Zuge, die erste Bachstelze im Fluge sieht, dem geht es das ganze Jahre gut.

Ist an Mariae Lichtmess (2. Februar) die Witterung stürmisch, und kömmt der Dachs aus seinem Bau, so bedeutet dies ein zeitliches Frühjahr. Ist es

hingegen an diesem Tage hell und klar, und geht der Dachs wieder in seinen Bau, so zeigt das noch viel Schnee und ein spätes Frühjahr an.

Ein pilzreicher Herbst deutet einen schneereichen Winter und ein spätes Frühjahr an.

Wenn es am St. Jacobustage (25. Juli) viele Wolken gibt, so ist der Winter streng, und zwar die erste Hälfte des Winters dann, wenn es Vormittags stark umwölkt ist, die zweite Hälfte, wenn Nachmittags.

Kommen die Fichten- oder Tannenzapfen an den untersten Ästen des Stammes sehr zahlreich vor, so ist der Anfang des Winters rau; wenn an den mittleren Ästen, so die Mitte; wenn endlich am Wipfel, so das Ende.

Wenn das Brustbein der gebratenen Martinigans (11. November) roth ist, so deutet das einen kalten Winter an; ist es weiss, einen gelinden.

Kömmt St. Martin am Schimmel (d. h. mit Schnee), so kömmt Weihnachten am Rappen (d. h. ohne Schnee), und umgekehrt.

Um zu bestimmen, ob die 12. Monate des nächsten Jahres trocken oder nass sein werden, bildet man am heil. Abend aus frischen Zwiebelschalen 12 Näpfchen und streut in jedes ein wenig Salz. Zu jedem schreibt man noch den Namen eines Monats und lässt sie über Nacht stehen. Die trocken gebliebenen deuten trockene, die feucht oder nass gewordenen nasse Monate an.

Wie der 1. Jänner, so das ganze Jahr; wie der Montag, so die ganze Woche.

Mattais (24. Februar)

Brecht's Ais;

Fenda kääs,

Do machta ääs.

Märzenschnee

Thut den Saaten weh.

Märzennebel deuten Überschwemmungen an.

Ist's an Josephi (19. März) hell und klar,

So hofft man ein gutes Jahr.

Wenn's im April stürmt und schneit, so gibt's viel Korn und Heu.

Zu Jiirge (24. April)

Mussich a Krää im Korn frbiirge.

Zu Jiirge

Mussma d' Kii von d'r Wiis wäckschiiirge. (Es sollen zu dieser Zeit die Wiesen schon mit Gras gut bewachsen sein.)

Wenn in der Nacht vom Gründonnerstage auf Charfreitag Frost eintritt, so erfriert die Pflaumenblüte und der Raden (Rååda, *Agrostemma githago*) im Korn.

Von welcher Seite her am Charfreitage der Wind kömmt, von dort her soll er sechs Wochen lang kommen.

Regnet es am Ostersonntage, so frisst sich die Kuh das ganze Jahr nicht satt, d. h. es wächst wenig Futter.

Regnet es am Pfingstheiligentage, so „forschelt“ es den Hafer. Es geht nämlich dann, wenn der Hafer reift, der Wind sehr stark und schlägt die Körner aus.

Regnet's am Medardustage (8. Juni), so regnet's sechs Wochen lang.

Peetr ån Porz'l (29. Juni)

Brecht'm Korn d' Worz'l.

Wohin der Wind an Margareta (13. Juli) weht, dorthin geht das Korn, d. h. nach jener Richtung hin wird viel Korn verkauft.

Wenn an Aposteltheilung (15. Juli) der Wind sehr stürmt, so ist das ein gutes Zeichen für die bevorstehende Ernte.

Wenn es am Laurentiustage (10. August) regnet, so wird es viele Mäuse geben.

Regnet es zu Mariae Himmelfahrt (15. August), so regnet es 6 Wochen lang.

Bort'lmee (24. August)

Gii, Pau'r, ån see.

Bort'lmäck

Schmaisst d' Faschp'r wäck.

Fällt an Aegidius (1. September) Regen, so regnet es 4 Wochen ohne Unterbrechung.

Septemberregen
Ist dem Bauer gelegen.
Katrain (25. November)
Brängda Went'r rai.
An Luzze (13. Decémbler)
Blait d'r Tag stuzze.

Aussaat.

Wenn der Landmann irgend eine Feldarbeit beginnt, spricht er: „Das weis' (lenke) Gott, der liebe Herr!“ So oft er einspannt, macht er vor den Hufen seiner Thiere mit dem Peitschenstecken oder mit dem Fusse ein Kreuz, um alles Unglück während der Fahrt oder während der Arbeit fern zu halten.

Wenn der Knecht im Frühjahr das erstemal mit dem Pfluge vom Felde heimkehrt, so wird sowol der Knecht, als der heimgebrachte Pflug mit kaltem Wasser begossen. Dasselbe geschieht derjenigen Magd, die das erste Gras vom Felde bringt. Im Odrauer, Wigstadtler und Wagstädter Bezirke geschieht dies dem Knechte, wenn er zur ersten Aussaat auf's Feld zieht, und dem Hirten, wenn er die geschmückten Rinderherden das erstemal auf die Gemeinwiese treibt, im ersten Falle, damit die Saat gut gedeihe, im andern aber, damit die Kühe reichlich Milch geben.

Zur Zeit des Neumondes soll man Dünger weder ausführen, noch ausbreiten; ebenso wenig in der Kreuzwoche (anderthalb Wochen vor Pfingsten), am allerwenigsten in der Marterwoche (Charwoche). Beim Hinausführen des Düngers auf's Feld soll man das erste Düngerhäufchen sofort auseinander werfen, da unter diesem eine Hexe sich zu verbergen pflegt, die dem Felde Schaden zufügt.

Mit dem 25. Juli, dem Tage des heil. Jacobus, fängt der schles. Landmann zu zählen an, und zwar zählt er rückwärts und bezeichnet die Woche vom

25. bis 18. Juli als die erste, vom 18. bis 11. Juli als die zweite u. s. w. An diese Eintheilung des Jahres hält sich derselbe bei Bestellung seiner Äcker genau.

Zur Aussaat im Allgemeinen günstig sind die geraden Wochen, ungünstig die ungeraden. Besonders günstig in den geraden Wochen ist die Aussaat an dem Tage, an welchem Jacobi trifft, der auch „Brot-jacobe“ genannt wird. Für sehr ungünstig zur Aussaat wird auch die Zeit des Vollmondes erachtet.

Um genau zu bestimmen, wann die Winteraussaat geschehen solle, beobachtet man die Rehheide (*Erica vulgaris*) und den sogenannten Scheissbeerstrauch (*Rhamnus frangula*). Die Rehheide nämlich hat zu gleicher Zeit Blüten und halbreife Früchte, der Scheissbeerstrauch halbreife röthliche und reife schwarze Früchte. Je nachdem nun die Blüten oder die halbreifen Früchte der Rehheide, oder die eine oder andere Frucht des Scheissbeerstrauches in grösserer oder geringerer Anzahl vorhanden sind, muss die Aussaat früher oder später geschehen.

Zur Bestimmung der Zeit für die Aussaat der Gerste im Frühjahr wird folgender Vorgang beobachtet: An den drei letzten Faschingstagen, Sonntag, Montag und Dienstag wird Gerste in verschiedene Nöpfe gesäet (eingeprobt). Durch den Tag, an welchem die Frucht im Napfe am besten und kräftigsten wächst, wird die Woche zur Aussaat angezeigt. Der Faschingssonntag nämlich deutet die 16. Woche an (vom 4. bis 11. April), der Faschingssonntag die 14. (vom 18. bis 25. April), der Faschingsdienstag die 12. (vom 2. bis 9. Mai).

In der 13. Woche (vom 25. April bis 2. Mai), Puuzwoche genannt, wird keine Gerste gesäet, weil sie sonst klein und unansehnlich bleibt.

In einigen Gebirgsdörfern des Jauerniger Bezirkes wird die Frühsaat zur Morgenzeit bestellt; denn „Thausaat hindert Vogelfrass.“

Der Weizen soll nicht an einem Tage gesäet werden, an dem zwei Lichter am Himmel erscheinen, d. h. an einem Tage, an welchem nebst der Sonne auch Nachmittags der Mond sichtbar ist. In diesem Falle wird er brandig. Am besten wird er im Herbste in der Quatemberwoche gesäet, weil er sich dann gut bestaudet.

Der Hergang beim Säen des Getreides ist folgender: Nachdem „angefirmt“ ist, d. h. nachdem der Acker mit dem Ackerhacken, jener Art Pflug, welche bei uns in Schlesien im Gebrauche ist, in Beete getheilt ist, betet der Hausvater mit entblösstem Haupte ein Vater unser und den Glauben und beginnt im Namen der heil. Dreifaltigkeit das zuvor noch einmal „ausgeplederte,“ d. h. von aller Unreinigkeit gesäuberte, Getreide zu säen.

Im Jauerniger Bezirke geben die Bauern der Gebirgsdörfer zum Saatgute Getreidekörner, welche am Stephanitage (26. December) in der Kirche geweiht wurden.

Wird die erste Gerste gesäet, so nimmt man drei Körnchen unter die Zunge und spricht beim Aussäen des ersten Sackes kein Wort, damit die Vögel die oben liegenden Körner nicht auffressen.

Wenn man Unkraut, das wegen seines üppigen Wuchses dem Saatfelde, dem Klee, den Wicken etc. grossen Schaden bringt, aber sehr schwer auszurotten ist (z. B. *Klaffr*, *Rhinantus*; *Flachsseide*, *Seide*, *Cuscuta europaea* etc.), für immer los werden will, so muss man es am Johannistage (24. Juni) um 12 Uhr Mittags ausjäten.

Wenn der Säemann bei der Aussaat ein Beet zu säen vergisst, so lässt er einen Grabplatz frei, d. h. er oder einer seiner Angehörigen stirbt in diesem Jahre.

Wenn in dem Saatfelde ein milder Wind Wogen treibt, so „walzt er in demselben Brot,“ d. h. ein solcher Wind ist dem Gedeihen der Frucht förderlich.

Wenn der Wind zu stark durch's Kornfeld streicht, so dass er demselben nachtheilig ist, so sagt man, der Wolf jagt das Korn.

Wenn an den letzten drei Faschingstagen, oder an einem derselben in den Wagengeleisen der Strasse das Wasser läuft, so ist dies ein gutes Zeichen für die Aussaat und das Gedeihen des Leines. Die Tage der Aussaat fallen dann auf den ersten, zweiten oder dritten Juni, je nachdem der Sonntag oder Montag oder Dienstag des Faschings durch nasses Wetter besonders ausgezeichnet war.

Hängen an den erwähnten Faschingstagen an den Häusern lange Eiszapfen, so wird der Flachs sehr lang.

Wenn die Eiszapfen vor Weihnachten sehr lang sind, so wird die frühe Leinsaat gut gedeihen, wenn nach Weihnachten, so die späte.

Am Faschingsdientage wird in den Wirtshäusern das Flachsstöckchen getanzt. Je höher der Bauer und die Bäuerin bei diesem Tanze zu springen im Stande sind, desto höher wächst in diesem Jahre ihr Flachs. Zu demselben Zwecke werden die beim Johannisfeuer übrig gebliebenen „Besenstummel,“ in den Gebirgsdörfern des Jauerniger Bezirkes hohe Baumzweige, in's Flachsfeld gesteckt. Dabei wird unter dem Rufe: „Flachs, heb dich!“ dreimal auf die Erde gestampft. Ebenso nimmt man am Frohnleichnamsfeste die Lindenäste von den Altären herab und steckt sie in den Flachs. Wer einen kleinen Ast erwischt hat, dessen Flachs bleibt klein.

Die Magd, welche das erstemal das Flachsfeld betritt, um dort zu jäten, springt, so hoch sie es vermag, damit der Flachs recht hoch wachse. Zu jäten beginnt sie mit den Worten: „Goot helf ån jeed'r Hailige a Hamfala!“ Schüttet sie das ausgejätete Gras weg, so nimmt sie zuerst eine Hand voll und wirft sie auf eine leere Stelle mit den Worten:

Grashäufflein, da hast du einen Fropp,

Dass das ganze Gras auf dich hopp.

Erbsen sollen an einem „alten Freitag,“ d. h. bei abnehmendem Monde, oder am Charfreitage gesäet werden, weil sie dann gut gerathen und auch beim Kochen leichter weich werden.

Wenn man die erste Erbsenblüte, die man sieht, abbricht und unter einen Stein legt, so kochen die Erbsen dieses Feldes nicht weich.

Wenn die Erbsen im Wachsen sind, wirft man ein altes Stück Eisen in's Ackerfeld, damit, wenn während der Blütezeit ein Donnerwetter kömmt, sie keinen Schaden leiden.

In der Kreuzwoche und Quatemberwoche setzt man nicht gerne Pflanzen.

In der siebenten Woche (vom 6. bis 13. Juni), die Kropfwoche genannt, wird weder Kraut gebaut, noch werden Rüben gesteckt, weil das in dieser Zeit gepflanzte Kraut keine Häupter (Häätla) ansetzt, die Rübe aber kröpfig und holzig wird. Es bilden sich nämlich knollenartige Auswüchse.

Auch im Mai wird kein Kraut gebaut; denn „Makraut kein Kraut.“ Dagegen ist zu Medardi (8. Juni) die beste Zeit zum Anbauen desselben.

Am Tage St. Bartholomäi trägt Bartholomäus die Krautköpfe in's Kraut. Geht man an diesem Tage in's Krautfeld und stört ihn in diesem Geschäfte, so misräth dasselbe.

Schnitt.

Vor Beginn der Ernte wohnt der Landwirt mit seinen Leuten einer heil. Messe bei, um günstige Witterung zu erlehen.

Der Gruss während der Erntezeit lautet: „Goot frlai Gleck!“ Der Begrüsste antwortet: „Goot gibs miir ân diir!“

Am 22. Juli, an St. Magdalena, beginnt der Schnitt. Korn, Weizen, Hafer, Gerste wird von den Bauern mit der Sense in der Richtung des Windes geschnitten, Hirse mit der Sichel. Das geschnittene Getreide bleibt, bis das darin befindliche Gras gedörrt ist, in Schwaden, „Schwarten“ (Gerste), oder in Gelegen,

„Gleeg'n“ (Korn und Weizen) liegen. Beim Schnitte des Kornes und des Weizens befindet sich hinter jedem Schnitter oder Mäher (Mader) ein Abraffer, der das geschnittene Getreide in das Gelege legt.

Wenn die letzten Halme einer Fruchtsorte gemäht werden, versammeln sich die Arbeiter, um, wie sie sagen, die Wachtel zu fangen.

Eingefahren wird das Getreide, sobald es in Seile gebunden ist. Die erste Garbe besprengt man mit Weihwasser, auch die erste Getreidefuhre wird beim Anlangen in der Scheuer mit Weihwasser eingesegnet, ebenso der Platz, auf dem das Getreide eingelegt, „eingaldert“ wird, um dadurch alles Böse fernzuhalten. An einzelnen Orten legt man die erste Garbe für die Mäuse in die Scheuer.

Wenn eine Fuhre unterwegs umgeworfen wird, so glaubt man (im Wagstädter Bezirke), dass in eine der Garben ein Frosch eingebunden ward.

Ist alles Getreide vom Felde weggeführt, so wird ein Strohseil für den Teufel zurückgelassen.

Weizkranz, Schnitlessen, Schnittkuchen.

Ist die Ernte beendet, so binden auf grösseren Höfen des Jauerniger und Wagstädter Bezirkes die Schnitter und übrigen Arbeiter aus den abgeschnittenen Ähren der letzten Weizengarbe, welche die „grosse Garbe“ heisst und besonders viel Körner geben soll, oder aus den Ähren verschiedener Getreidearten einen Kranz, Wääskranz oder Erntekrone genannt. Diesen Kranz schmücken sie mit Bändern und Blumen (Kornblumen, *Centaurea cyanus*; Feuerblumen, *Papaver Rhoeas*; Kornwicken, *Vicia hirsuta*; Rittersporn, *Delphinium consolida*, Wegerich etc.) und überreichen ihn durch die jüngste Arbeiterin oder durch den ältesten Arbeiter dem Besitzer mit dem Wunsche, dass das Getreide reichlich körnern und auch die nächstjährige Ernte eine gesegnete sein möge.

Dieser nun veranstaltet ihnen an einem der nächsten Sonntage unter freiem Himmel eine Unterhaltung, wobei gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wird. Während des Essens werden in harmlosen Scherzen diejenigen geneckt, welche während der Ernte mit einer Getreidefuhre umgeworfen. Getanzt wird gewöhnlich auf der Scheuertenne. Lieblingstanz dabei ist im Jauerniger Bezirke die „Hühnerscharre,“ bei welchem Tanze die Hühner im Scharren nachgeahmt werden. Auf den Höfen der übrigen Bauern wird nach Beendigung der Ernte den Arbeitern eine Mahlzeit gegeben, das „Schnittessen,“ wobei Kuchen, Kaffee, Brantwein und Bier, auch wol Fleisch geboten werden. Bei kleineren Wirtschaften ist es mit dem „Schnittkuchen“ abgethan, welcher beim Einführen des letzten Erntefuders an das Hausgesinde verabreicht wird.

Weizbraut, Haferbraut.

Unmittelbar nach der Ernte wird von den jungen Leuten der einzelnen Gemeinden im deutschen Gebirge die „Weizbraut“ gefeiert. Eine Magd und ein Knecht aus der Nachbarschaft des Wirtshauses, in dem das Fest vor sich geht, werden als Braut und Bräutigam aufgeputzt. Um die vierte oder fünfte Nachmittagsstunde begibt sich der Brautzug unter Musikbegleitung in den „Kräättschm.“ Auf einem Leiterwagen, mit Ähren und Blumenkränzen geschmückt und von einem Paar Ochsen gezogen, fahren Braut und Bräutigam dem Zuge voran, hinterher folgen die übrigen Knechte und Mägde. Im Wirtshause wird getanzt bis zum nächsten Morgen. Der Weizbraut ähnlich ist die Haferbraut, die später, ungefahr um Mariae Geburt, abgehalten wird.

Erntefeier von Seite der Kirche.

Im Jauerniger Bezirke wird am Tage Namen Mariae von der Kirche das Erntefest begangen, und zwar mit einem Hochamte und „Te deum.“ Der Altar ist mit Getreideähren geschmückt, und für die Orts-

armen wird eine Sammlung veranstaltet. Ausserdem wird am Montage nach der Kirmes eine sogenannte Wettermesse gelesen, um dem Herrn für die geschenkte Witterung zu danken.

Was die Kirmes anbelangt, so sei bemerkt, dass sie fast durchgehends noch nach altem Brauche gefeiert wird, d. h. abwechselnd die eine Woche in dem einen, die andere Woche in einem andern Orte.

In der Scheuer.

Wenn ein im Dreschen wenig Geübter mit den beiden Händen den Dreschflegel so hält, dass die Handhabe 3 bis 4 Zoll hinter der linken Hand hervorragt, so sagt man in Niederforst: „Er jagt die Gänse hinaus.“ Wenn er mit der rechten Hand beim Dreschen an der Handhabe herauf und herunter fährt, so heisst es: „Er melkt die Handhabe.“

Beim Ausdreschen der einzelnen Getreidegattungen vermeidet jeder den letzten Schlag, den „Zääl, 's Schwänzla“ zu machen. Wen es trifft, der heisst je nach der Getreideart Hafernarr, Kornnarr (Königsberg), auch Määz (Bennisch) oder Klöppel (Wagstadt), und behält diesen Beinamen solange, bis eine zweite Getreideart ausgedroschen ist. Dabei wird er tüchtig ausgelacht, im Bennischer Bezirke auch wol mit den Dreschgeräthen behangen, die er zur Belustigung der übrigen Arbeiter im Hofe herumzutragen hat. In der Regel muss er auch eine bestimmte Quantität Brantwein zahlen.

In Dobischwald muss derjenige, welcher den letzten Drischelschlag macht, ein in Stroh eingewickeltes Holz in eine benachbarte Scheuer tragen, in der noch gedroschen wird. Unverhofft wirft er den Popanz in die Scheuer, und indem er schreit: „Da habt ihr den Klöppel!“ sucht er das Weite. Gelingt es, ihn zu fangen, so wird ihm der Klöppel auf den Rücken gebunden, und er bleibt der „Klöppel“ für das ganze Jahr. Da gibt es einen Kornklöppel, Weizenklöppel, bei der Gerste einen „Grann'saak.“

Bäume.

Geht der Wind in den Zwölfnächten, von Weihnachten bis heil. Dreikönig, sehr stark, so ist das folgende Jahr ein gutes Obstjahr. Wenn in dieser Zeit in einem Bauernhofe gewaschen wird, so tragen im nächsten Jahre die Bäume kein Obst, so weit der Schall reicht, der durch das Waschen erregt wird.

Wenn man am heil. Abend die Bäume mit einem Strohkränze umwindet, so tragen sie viele Früchte, ebenso, wenn man sie am Gründonnerstage während des Gloria schüttelt.

Die Gräten von den Fischen, so wie die Nuss- und Äpfelschalen werden am heil. Abende in den Garten getragen und zu jedem Baume einige gelegt, damit er reichlich Früchte trage.

Junge Bäumchen kommen am besten fort, wenn sie am Gründonnerstage gesetzt werden.

An die Bäume soll man ein Stück Eisen binden, damit durch den Blitz die Blätter nicht vergiftet werden.

Die Früchte eines Baumes, der das erstemal trägt, werden entweder darauf gelassen, oder es pflückt sie der Eigenthümer selbst, oder das jüngste Kind des Hauses, damit der Baum fruchtbar bleibe.

Bei der Obstlese soll man immer eine Frucht auf dem Baume lassen, sonst trägt er das nächste Jahr keine Früchte.

Wenn die Nüsse vom Wallnussbaume abgenommen sind, soll man den Stamm selbst mit Knütteln schlagen, damit er das kommende Jahr wieder reichlich Früchte trage.

Wenn im Herbst ein Obstbaum zum zweitenmale Blüten treibt, so wird das für ein Unglück gehalten. Es stirbt entweder der Hausherr oder einer seiner Angehörigen.

Haben die Holzhauer einen Baum gefällt, so machen sie auf dem Baumstocke ein Kreuz, damit in der Walpurgisnacht nicht die Hexen auf demselben ausruhen können.

St. Nicolaus.

Am Abend vor St. Nicolaus kleidet sich irgend ein Mann aus dem Orte als Nicolaus (Nickel, Neckel). Er trägt einen grossen Bart, eine Mitra (Beschmetze), einen weiten Mantel, um den Leib Ketten, in der Hand ein Körbchen mit Äpfeln, Nüssen, Lebzelt etc. und eine grosse Ruthe. So geht er zu Fuss — in früherer Zeit ritt er einen weissen Schimmel — durch das Dorf. Wird er in ein Haus eingelassen, so betritt er die Stube mit den Worten:

Ich bin der Nickel aus dem Himmel,

Reit' einen weissen Schimmel;

Ich komme aus dem Himmelreich,

Ich straf' die Faulen alle gleich.

Wenn die Buben nicht fleissig beten und singen,

Wird ihnen die Ruth' am Arsch' rumspringen.

Wenn die Mädchen nicht fleissig spinnen und kochen,

Wird auf ihnen der Teufel rumpochen.

Auf sein Verlangen müssen nun die Kinder beten oder aus ihren Schulbüchern lesen, über die Ruthe springen und dieselbe küssen. Sind sie nach der Aussage der Eltern folgsam und können sie geläufig beten und lesen, so erhalten sie eine Gabe; andersfalls werden sie mit der Ruthe gezüchtigt. Ferner breiten die Kinder vor dem Schlafengehen ein Tüchlein aus, und der Neckel beschert über die Nacht Kleidungsstücke, Schulrequisiten, Backwerk, Obst, mitunter auch eine Ruthe. Dies alles wird in das aufgebretete Tüchlein gebunden. Am nächsten Morgen suchen die Kinder die „eingelegte Berde.“ Auch von ihren Taufpathen erhalten sie an diesem Tage Geschenke.

Weihnachten, Neujahr, heil. Dreikönig.

Weihnachtsabend.

Der Weihnachtsabend ist der bedeutungsvollste, der heiligste Abend des Jahres und wird mit wahrer Sehnsucht von Jung und Alt erwartet. In dem Greise und dem gereiften Manne ruft er die Erinnerung an die frohe Jugend zurück, und die Kinder harren in freudiger Erwartung der mannigfachen Gaben, die ihnen das Christkind vom Himmel bringt.

Wenn die Abendglocken läuten und Ruhe geworden ist in und ausser dem Hause, dann versammelt der Hausvater seine Familie um sich, um im Kreise derselben das Abendgebet zu verrichten. Oft geschieht dies unter freiem Himmel; denn da sieht man, wie die Schutzengel die Gebete zu Gott emportragen. Auch steigen um jene Stunde die Seelen derjenigen zum Himmel empor, die an diesem Tage aus dem Fegefeuer erlöst werden. Nach verrichteter Andacht wird gemeinschaftlich das Abendessen verzehrt. Dieses besteht in der Regel aus Pflaumensuppe, Griespappe, Honigbrot und Honigkuchen, wozu schliesslich von der Hausmutter in einer Schüssel Äpfel und Nüsse aufgetragen werden. Jede der anwesenden Personen schlägt drei Nüsse auf, und wenn diese schadhast sind, so gilt es als ein Zeichen, dass die betreffende Person im nächsten Jahre stirbt. Die übrigen Nüsse werden zum Spielen, insbesondere zum „Schleudern*“ benützt.

Nach dem Essen laden die erwachsenen Bauernsöhne ihre Gewehre und brennen zur Ehre des Jesukindes im Freien Festschüsse los. Der Gemeindegemeindehirt geht von Haus zu Haus und lässt seine lange Peitsche knallen, wofür ihm ein Weihnachtskuchen zu Theil wird. Der Nachtwächter lässt das Nachthorn ertönen und singt sein Lied dabei, kurz jeder sucht in seiner Weise den Abend zu feiern.

*) Vergl. I. B. S. 152.

Selbst seines Viehes gedenkt der Landmann; er gibt den Rindern Äpfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlieder mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten, namentlich vor dem „Hauch,“ einem besonders gefährlichen Augenübel, bewahrt bleiben. Auch wirft er ein Stückchen Honig in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulnis zu schützen. Von seinen Feldfrüchten setzt er je einen Teller voll auf den Tisch, auf dass das Christkind sie segne und ihm im nächsten Jahre eine reichliche Ernte verleihe. Für die armen Seelen bleiben Speisen auf dem Tische stehen; denn um die Mitternachtsstunde sei es ihnen gestattet von denselben zu essen. Nachdem so der sorgsame Landmann alles wol bestellt und geordnet hat, besprengt er noch mit Weihwasser Stube und Stall, indes die emsige Hausmutter Öl in das Lämpchen des Hausaltars schüttet, damit es die ganze Nacht hindurch brenne. Vor dem Schlafengehen wird noch in Andacht der in diesem Jahre Verstorbenen gedacht.

Das goldene Lämmlein.

Wer am Vortage des Weihnachtsfestes den ganzen Tag fastet und erst um 6 Uhr Abends etwas isst, der kann am Himmel „das goldene Lämmlein“ sehen.

Sprechen und Weissagen der Thiere.

In der Nacht vom heil. Abend auf den heil. Tag können die Thiere in der zwölften Stunde sprechen und besitzen die Gabe der Weissagung. Insbesondere besprechen sie mit einander die gute oder schlechte Behandlung, die sie im vorigen Jahre erfuhren, oder künden die wichtigsten Glücks- oder Unglücksfälle an, die dem Hofe für's nächste Jahr bevorstehen.

Christkindlein.

In einzelne Häuser kömmt am heil. Abend das „Christkindlein.“ Maria nämlich mit dem heil. Joseph, ein oder mehrere Engel und zwei oder drei Hirten, bisweilen auch der Teufel in Ketten (Bennisch) oder der Knecht Ruprich, Ruprecht (Troppau) oder der Nickel (Jauernig, Zuckmantel) oder der Schimmelreiter (Jägerndorf), erscheinen und führen die bekannten Weihnachtsspiele auf, oder singen wenigstens Christkindelieder*). Der heil. Joseph, welcher unter dem Arme eine kleine Wiege trägt, tritt in schlesischer Bauerntracht auf, Maria und die Engel sind weiss gekleidet. Gewöhnlich ziehen sie über ihre sonstigen Kleider ein Hemd an, welches um die Lenden durch ein rothes Band znsammen gehalten wird. Auf dem Kopfe trägt Maria einen Kranz aus rothen und weissen Blumen, die Engel eine Krone aus Gold und Silberpapier. Die Hirten sind in graue Mäntel gehüllt, welche mit einem Ledergurte oder einem Strohseile fest gebunden sind. In den Händen tragen sie Hirtenstäbe, an denen mitunter Glöcklein hängen. Mit diesen Stäben stossen sie beim Eintritte und auch später nach einem bestimmten Takte auf den Boden. Im Wigstadtler Bezirke führen dieselben auch einen eigenthümlichen Tanz auf. Folgsame Kinder erhalten zum Schlusse gedörrtes Obst und andere Geschenke.

Beim Schlafengehen breiten die Kinder noch ein Tüchlein auf den Tisch, damit ihnen das Christkind über Nacht etwas Schönes beschere. Es beschert ihnen mancherlei Sachen, bindet dieselben in das Tuch zu einer „Berde“ zusammen und versteckt diese. Am andern Morgen suchen sie die Kinder und freuen sich gar sehr, wenn sie dieselbe gefunden haben. Auch von den Pathen erhalten sie hin und wieder solche Bürden.

*) Vergl. I. B. S. 344 ff.

Darstellung der Geburt Christi.

Vor dem heil. Abend schon wird in manchen Häusern, sehr selten noch in Kirchen, die „Krippe“ oder „Geburt,“ eine Darstellung der Geburt Christi, aufgestellt. Die „Geburt“ bleibt stehen bis zum Tage nach Mariae Lichtmess. Am Feste der heil. Dreikönige setzt man die Figuren derselben hinzu. Nach diesem Feste wird ausserdem das Band I. S. 423 ff. mitgetheilte Weihnachtsspiel zur Darstellung gebracht.

Neujahrskrappen.

In Dobischwald erhält am Neujahrstage jeder Dienstbote, welcher aus dem Dienste tritt, als „Wegzehrung“ einen „Schteazkräppe,“ ein Gebäck aus Weizenmehl von ziemlicher Grösse, der Gestalt nach den gewöhnlichen Weihnachtsstriezeln ähnlich.

Neujahrsschreiben.

Vordem pflegten die Schullehrer nach dem heil. Dreikönigtage von Haus zu Haus gehend mit gesweihter Kreide die Buchstaben C † M † B †, da, sogenannte „Neujahr,“ an die Stubenthür zu schreiben. Während das geschah, wurden von den Chorknaben, welche mit herum giengen, folgende Verse gesungen:

:/: Ein Kind geboren zu Bethlehem, /:

:/: Des freuet sich Jerusalem. /:

Alleluja! Alleluja!

Waren die Buchstaben angeschrieben und der Gesang beendet, so wünschte der Schullehrer den Hauseigenthümern ein „glückseliges, freudenreiches, neues Jahr.“ Dann schrieb er in ein mitgebrachtes Verzeichnis alle Hausgenossen ein. Dieses diente im Laufe des Jahres zur Grundlage theils für die Conscriptio, theils für die Nachzählung aller Beichtfähigen. Bei diesem Umgange wurde vom Schullehrer eine Geldgabe, die Neujahrscollecte, emgehoben. Auch die Chorknaben erhielten in der Regel ein kleines Geldgeschenk. In besseren Häusern wurde die Gesellschaft überdies mit Essen und Trinken bewirtet.

St. Blasiussegen.

Vor einigen Jahren noch wurde am Tage des heil. Blasius (3. Februar) in der Kirche zu Jauernig nach Beendigung der heil. Messe zum Schutze gegen Halsschmerzen der sogenannte Blasiussegen erteilt. Der Priester hielt zwei Kerzen in Form eines Andreaskreuzes dem Kirchkinde unter's Kinn und vollzog in stillem Gebete die Benediction.

Fastnacht und Fasten.

Mannigfaltig waren den Berichten alter Leute zufolge die Bräuche, Schwänke und Scherze, welche während der Faschings- und Fastenzeit in den einzelnen Ortschaften unseres Landes ausgeführt wurden. Was sich davon noch im Gebrauche oder doch in treuer Erinnerung erhalten hat, mag hier geschildert werden:

In Dobischwald vereinigen sich am Faschingssontage mehrere Bauernburschen im Wirtshause, um „Fastnacht“ zu halten. Sie trinken auf gemeinschaftliche Rechnung, nehmen die Musik für sich in Anspruch und tanzen fleissig mit den Bauernmädchen. Wenn das einige Stunden gewährt hat, so setzt sich einer als „Fürspruch“ zum „Rechtstisch,“ auf dem sich eine Schüssel befindet. Die Musikanten spielen sodann einen „Deutschen.“ Jeder „Fastnachtsknecht“ nimmt eine Bauerstochter zum Tanze. Hat er einige male mit ihr herum getanzt, so führt er sie zum Rechtstische. Hier erhält sie zu trinken und löst unter dem Zureden des Fürspruchs, welcher während des Tanzes die Kappe ihres Tänzers zu erhaschen verstanden hat, diese wieder aus, indem sie ein Geldstück, in der Regel einen Thaler oder einen Gulden, in die Schüssel legt, in welcher als Anreiz von Anfang an schon ein Kronenthaler liegt. Auf diese Weise werden so ziemlich alle anwesenden Tänzerinnen zum Rechtstische geführt. Zuletzt wird noch an den einzelnen Tischen Geld abgesammelt. Von diesem Gelde werden die Musikanten und der Trunk bezahlt.

Das Hahnschlagen.

Vor etwa dreissig Jahren noch war eine der beliebtesten Faschingsbelustigungen das „Hahnschlagen.“ In Olbersdorf wurde am Faschingsdienstage ein Hahn gefangen und mit einem irdenen Topfe, der oben ein Loch hatte, zugedeckt, so dass der darunter verborgene Hahn Kopf und Hals herausstecken konnte. Dieser Topf wurde auf einen freien Platz gestellt. Die zum Schlagen bestimmten Burschen und Männer erschienen maskiert und mit Dreschflegeln versehen. Eine Maske, gewöhnlich roth gekleidet und mit einem „Dreimaster,“ einem Hute mit dreieckiger Krämpe, auf dem Kopfe, trat auf einen Tisch und las der ganzen Versammlung mit lauter Stimme das Todesurtheil über den im Topfe steckenden Hahn vor, welches wörtlich folgt:

„Es wird hier öffentlich bekannt gemacht, es habe der Gockler Kri in Vertretung der ganzen Hahn- und Hühnergemeinde bei dem Halsgerichte des Geflügels eine Beschwerde angebracht, dass sein Nachbar, der Gockelhahn Kra, nicht in seinem Gebiete blieb, sondern sich unterfieng mehrere Hähne in ihren Gerechtsamen zu stören und in die Höfe, welche ihnen angewiesen waren, einzudringen. Da der beklagte Kra ad Protocollum vernommen und seiner frechen That überwiesen worden, ist ihm der strengste Verweis gegeben und ein besseres Benehmen anempfohlen worden; in kurzer Zeit hat aber der erste Kläger Kri neuerdings die Beschwerde angebracht, dass dieser Kra ihm wieder in den Hof, der ihm zugewiesen, eingedrungen ist, und weil ihm der Kläger solches nicht gestatten wollte, habe er sich zur Wehre gesetzt und dem Kläger Kri den Kamm sehr beschädigt. Weil nun der Kläger viel Blut vergossen hatte und den beschädigten Kamm oder die Krone, welches die grösste Zierde eines Gockelhahnes ist, vorzeigte, wurde der verwegene Kra einstweilen in Arrest gebracht. Während seines Verhaftes kam

noch heraus, dass er auch die Gemeinde der Enten ganz zerzauste. Ja sogar der Gänserer Garks zeigte an, dass ihn Kra mehreremale beunruhigt und ihm sogar nach den Augen gehackt hätte. Das hohe Halsgericht des Geflügels hat daher die Sache reiflich überleget und über den im Gefängnisse sitzenden Gockler Kra das Urtheil gesprochen: Weil er 1. in fremde Höfe eingedrungen; 2. den ihm deshalb gemachten Verweis ganz ausser Acht gelassen, und besonders 3. weil das corpus delicti vorliegt, dass er dem Gockelhahn Kri seine Hauptkrone verletzt, dann letztlich unter den Enten eine Zerstörung angerichtet und dem Gänserich Garks die Augen habe aushacken wollen, so soll ihm für diese Frevelthaten zum warnenden Beispiele für andere das Leben durch einen Flegelschlag benommen werden, dann soll er gebraten und in Stücken in unsere Mägen begraben werden. Gesprochen von dem Halsgerichte des Geflügels am dreissigsten Hornung pro anno stultus. Hast du nun da, dahiedigen da, verstanden, du Gefangener da, dass du von einem Flegel sollst erschlagen werden da?“

Ist so der Hahn zum Tode verurtheilt, so wird mit dem Schlagen begonnen. Dabei werden demjenigen, der an der Reihe ist, die Augen verbunden, und er selbst wird mehreremale im Kreise herumgedreht. Fehlt er mit dem Schlage den Topf, so wird er derb ausgelacht und muss eine Geldstrafe erlegen. Wer aber den Topf trifft, wird als Hahnkönig ausgerufen. Ist es ein Unbemittelter, so wird unter der Gesellschaft gesammelt; ist es aber ein Reicherer, so muss er die Ehre als Hahnkönig theuer bezahlen. Der verurtheilte Hahn wird nämlich gebraten und bei einem lustigen Gelage im Wirtshause verspeist.

Das Schimmelreiten*).

Zu den Fastnachtsschwänken der deutschen Gebirgsdörfer gehört auch das Schimmelreiten. Ein jun-

*) Ein gleicher Aufzug fand in früherer Zeit in Jungferndorf an Martini statt, das „Martinireiten“ genannt.

ger, kräftiger Bursche wird am Faschingsdienstage im Wirtshause als Schimmel aufgeputzt, und ein anderer setzt sich drollig gekleidet auf ihn. Nun tummelt sich der Reiter mit seinem Schimmel im Wirtshause herum, beide machen soviel als möglich Spässe. Auch im Dorfe reitet man, von einem Tross junger Leute unter Singen und Jauchzen begleitet, herum und sammelt in den Höfen reicher Bauern Geld oder Esswaaren (Eier, Speck etc). Hat man die Runde durch's Dorf gemacht, so geht's in's Wirtshaus zurück, wo das Eingesammelte gemeinschaftlich verzehrt wird.

In Dobischwald wird an diesem Tage ein Bauernbursche ganz in Stroh eingehüllt und als „Strohbar“ in ähnlicher Weise durch's Dorf geführt.

Das Mädchenverschreiben.

Auch am ersten Sonntage in der Fasten kommen die Knechte von Dobischwald im Wirtshause zusammen. Es wird aus ihrer Mitte wieder ein „Fürspruch“ gewählt. Dieser nimmt nun das „Mädchenverschreiben“ vor. Wer von den jungen Burschen am meisten zahlt, erhält das schönste Mädchen im Dorfe, und so wird jedem, der zahlt, ein Mädchen zugeschrieben. Sein Recht auf dieses Mädchen besteht darin, dass er bei Tanzunterhaltungen ausschliesslich mit ihr tanzen kann. Die eingegangenen Gelder werden zur Bestreitung des Trunkes verwendet.

Maien.

Am Sonntage Lätare, in manchen Orten wol auch am schwarzen Sonntage, gehen die Kinder mit dem „Sommer“ oder dem „Maien“ herum. Es sind dies Fichten- oder Tannenwipfel, die mit Bändern und Zieraten von farbigen Papier behangen sind. Sie gehen von Haus zu Haus und bitten um eine Gabe, wobei sie verschiedene Lieder singen*).

*) Vergl. I. B. S. 88 ff.

Todnaustragen.

Am 5. Sonntage in der Fasten wird der Tod verbrannt, wovon dieser Sonntag todter oder schwarzer Sonntag genannt wird. In den Dörfern des Wagstädter Bezirkes bekleiden Knaben und Mädchen gemeinschaftlich eine Stroh puppe mit ihrem schönsten Kleiderschmucke. Die Puppe, „den Tod,“ tragen sie dann an einer Stange in einer Art von Umzug bis zur Grenze des Dorfes. Dort wird dieselbe ihres Schmuckes entledigt, sodann zerrissen und verbrannt, wobei die Knaben rufen:

Die Mädchen sind in den Ofen gekrochen,

Sie haben den „Schmeten“ (die Sahne) ausgesoffen. Auch die Mägde aus den Dörfern um Odrau nehmen an diesem Tage ein Bund Stroh und ziehen demselben weibliche Bauernkleider an. Mit diesem Popanz, dem „Tode,“ gehen sie nach Odrau, ziehen dreimal um das Rathhaus herum, begeben sich auf die „Johannesbrücke,“ entkleiden dort das Bund Stroh und werfen es in die Oder. Dabei wird das Lied gesungen:

Als Jesus in den Garten gieng,
Und sich sein bitteres Leiden anfieng,
Da trauerte alles, was da war,
Alle Creaturen, das grüne Gras.

In Dobischwald tragen an diesem Tage die Mädchen unter Begleitung der Knaben eine mit Bändern und Kränzen geschmückte Figur durch das Dorf in den nächsten Wald. Beim Hinaustragen singen sie:

Dar Schuulleer-r, dar Herre,
Giit d' Schuul uufschperre.

Hoo schæde, hoo naus.
D' Schuulleer-rin, di Fraue,
Di tuut sich a Tuud åschaue.

Hoo schæde, hoo naus.
N' s Liis di deicke
Waanbrm Tuud noochscheicke.
Hoo schæde, hoo naus.

N· s Liis di faule
Waanb·rm Tuud noochkaule.

Hoo schaëde, hoo naus.

N· s Liis di faine
Schiit ni uuf fir naine.

Hoo schaëde, hoo naus.

Auch glaubt man in Dobischwald, dass an diesem Tage auf dem ganzen Erdrund 3 neugeborene Kinder ertrinken müssen.

Ostern.

Palmsonntag.

Am letzten Sonntage vor Ostern, am Palmsonntage, werden die „Palmen,“ Blütenkätzchen der Sahlweide, Palmenweide (*Salix caprea*), wol auch die Kätzchen des Haselstrauches (*Corylus avellana*), geweiht. In's Fenster und hinter die Heiligenbilder der Stube gesteckt schützen sie das Haus vor dem Zutritte der Hexen, bei herannahendem Gewitter auf dem Herde verbrannt vor dem Einschlagen des Blitzes. Wenn man drei solche „Palmen“ verschluckt, ist man gegen Fieber und Halsschmerzen gesichert.

Judasaustreiben.

Noch vor wenigen Jahren wurde in Wagstadt am Mittwoch in der Charwoche der Judas ausgetrieben. Nachdem die Metten in der Kirche beendet waren, trat der Kirchendiener mit einer grossen Klapper in der Hand hinter dem Altare hervor und klapperte dreimal. Vordem schon hatte sich ein Knabe, als Judas mit einer rothen Weste bekleidet, nebst den übrigen Schulkindern des Ortes vor der Kirchenthür aufgestellt. Kaum war das Zeichen mit der Klapper gegeben, so lief der Knabe in der rothen Weste eiligst davon. Die versammelten Kinder, mit Klappern und Schnarren, den bekannten, hölzernen Lärminstrumenten versehen, verfolgten ihn unter grossem Ge-

schrei bis vor die Stadt, wo er in dem sogenannten Ruthengange sich gefangen gab und von den Knaben unbarmherzig geschlagen wurde, weil er den Erlöser verkauft.

Gründonnerstag und Charfreitag.

Am Gründonnerstage bekommt jedes Kind zu Hause eine Semmelschnitte mit Honig geschmiert, in Dobischwald grüne Kresse (*Nasturtium*) zu essen. Ferner ist es Sitte, dass die Kinder von ihren Taufpaten, ähnlich wie an St. Nicolaus und an Weihnachten „Bürden“ bekommen. Auch gehen an diesem Tage und am Charfreitage die Kinder mit ihren Klappern und Schnarren durch die Strassen des Ortes und verkündigen die Tageszeiten und Gebetstunden.

Wenn man sich am Gründonnerstage während des Gloria mit Flusswasser wäscht, bleibt man von Sommersprossen frei.

Wer mit einer Hautkrankheit oder dem Wichtel behaftet ist, soll sich, um davon befreit zu werden, am Charfreitage in fliessendem Wasser baden.

Saatengehen.

In der Nacht vom Charsamstage auf den Ostersonntag findet das Saatengehen statt. Knaben und Jünglinge, Männer und Greise versammeln sich Nachts nach 1 Uhr in grosser Anzahl an einem früher bestimmten Orte. Um 2 Uhr wird ausgegangen. Den Zug führt ein bejahrter Mann an. Er trägt das Crucifix, welches mit einem grünen Kranze geschmückt ist. Zu beiden Seiten des Kreuzträgers gehen greise Männer als Vorbeter. Diesen folgen zunächst die schulfähigen Knaben des Ortes, von denen jeder mit einer Klingel (Schelle) versehen ist. Ihnen schliessen sich die erwachsenen Jünglinge an, den Abschluss des Zuges bilden ältere Männer.

Der Zug in Jauernig geht gewöhnlich vom Rathhause aus in feierlicher Stille über den Ringplatz und über die Schlossfreieung gegen den fürstbischöflichen

Meierhof zu und kömmt hierauf in's freie Feld. Nun erschallen Thal und Hügel von dem Geläute der Klingeln und dem Gesange der Jünglinge und Männer. Langsam bewegt sich die Procession dem nahen Walde zu und hält endlich dort bei dem Antonikirchlein, welches festlich beleuchtet ist, unter dem Klange des Glöckleins dieser Kapelle an. Während des Gebetes, das hier verrichtet wird, schiessen junge Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen.

Hierauf lenkt der Zug in das jenseitige Thal gegen die Oberstadt ein. Von da geht es abermals einen Berg hinan, sodann bei dem Todtenhügel vorbei nach der Weissbacher Strasse, wo man mit Tagesgrauen anlangt. Dort warten bereits die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche. Nachdem diese sich angeschlossen, begibt sich die Procession hinter dem Dorfe hinab in die „alte Kirche,“ wo abermals ein längeres Gebet verrichtet wird.

Ist das Gebet beendet, so setzt sich der Zug nach der Stadt in Bewegung und erreicht durch die Obergasse, die Johannes- und Brückengasse hindurch den Ringplatz. Hier schreitet man unter inbrünstigen und ergreifenden Gebeten um die Marienstatue, während fromme Mütter mit ihren kleinen Kindern am Arme von den Fenstern der Wohnungen aus dem Gebete sich anschliessen. Endlich, etwa 6 Uhr Morgens, geht der Zug nach der Stadtpfarrkirche, wo die Saatengänger der sogenannten Saatenmesse beiwohnen.

Ostermännchen

Befindet man sich am Ostersonntage frühzeitig auf einer Anhöhe, so kann man beim Aufgange der Sonne das Ostermännchen hüpfen sehen.

Das Lercheneinlegen.

Am Ostersonntage lässt man in der Kirche Holzstückchen weihen und verfertigt kleine Kreuzchen daraus. Je drei dieser Kreuzchen werden nebst einem

geweihten Palmreislein am Ostersonntage Nachmittags an jede Ecke eines Feldschlages (einer Feldabtheilung) zur Abwehr von Blitz und Hagel gesteckt, dabei wird das Feld mit Weihwasser besprengt.

Im Königsberger Bezirke glauben die Kinder, dass für sie beim Aufstecken eines jeden Kreuzes von der Lerche ein Kreuzer oder ein Kuchen vom Himmel gebracht werde. Die Eltern nämlich legen diese Geschenke für die Kinder auf die Saat und sagen, dass sie das „Liechle“ eingelegt habe.

Osterei.

In Dobischwald zerschneidet am Ostersonntage nach dem Mittagmahle der Hausvater ein hart gesottenes Ei in so viele Theile, als Hausgenossen sind, und gibt jedem derselben einen Theil, damit, wenn einer in diesem Jahre sich verirre, er wieder auf den rechten Weg komme. In Braunsdorf liess man in früherer Zeit am Ostersonntage früh in der Kirche zu demselben Zwecke ein Ei weihen.

Schmeckostern.

Am Ostermontage früh beginnt das Schmeckostern (Schmaguustan), wobei die männliche Bevölkerung die weibliche mit Gerten aus Riemen oder aus Süssholzwurzel und Weidenruthen geflochten mehr oder weniger schlägt. Am andern Tage geschieht dasselbe den Burscheu von Seite der Mädchen. Die „geschmeckosterte“ Person muss sich durch ein Stück Gelb- (Oster-) Brot, durch ein gemaltes Ei, durch einen Kuchen u. s. w. loskaufen. Dabei werden verschiedene Sprüche recitiert*).

In Lichten schmeckostert an diesem Tage auch der Hirt seine Schafe, „damit sie das ganze Jahr gut folgen“.

Osterreiten.

An diesem Tage wird in Dörfern des Wagstädter Bezirkes in den einzelnen Höfen das schönste Handpferd (das Pferd, das rechts eingespannt wird,) von den Mägden mit Bändern und Kränzen geschmückt. Nach dem nachmittägigen Gottesdienste verlassen die

*) Vergl. I. B. S. 87 f.

Burschen auf den herausgeputzten Pferden das Dorf und reiten längs der Grenze so lange hin, bis sie zu dem Gehöfte eines Bauers vom benachbarten Dorfe kommen. Dort lässt man sie ein und sie reiten dreimal im Hofe herum unter Absingen heiliger Lieder, die gewöhnlich mit dem österlichen Alleluja beschlossen werden. Der Hausvater bewirtet sie dann mit einem frischen Trunk Bieres oder Weines.

St. Gregorius.

Am Tage des heil. Gregorius (12. März) schaaren sich in Jauernig arme Knaben zu einem Häuflein zusammen. In den Händen halten sie kleine Fähnchen aus Papier, der Gestalt nach denen in der Kirche ähnlich. Zwei von den Knaben tragen hölzerne Reifen, an welchen „Bäägl,“ ein ringförmiges Gebäck aus Semmelteig, gesteckt werden. Zwei andere tragen je einen „Kober“ für Eier, Obstspalten, Äpfel, Nüsse u. s. w., noch zwei andere tragen Geldbüchsen. So gehen sie von Haus zu Haus und singen das Lied: Kommt, kommt, ihr lieben Kinderlein etc*), worauf sie verschiedene Gaben erhalten. Haben sie auf diese Art die Stadt durchzogen, so theilen sie die empfangenen Geschenke unter einander.

Maibäume.

Am ersten Mai werden in einzelnen Bauernhöfen des Jauerniger und Jägerndorfer Bezirkes Maibäumen an den Kuhstallthüren angebracht. Im Weidnauer Bezirke wird an diesem Tage bei frühestem Morgen eine schlanke, früher abgeschälte Tanne, deren Gipfeläste man stehen lässt, auf einem freien Platze des Dorfes so aufgerichtet, dass sie im ganzen Orte gesehen werden kann. Die Äste sind mit Bändern und Schnupftüchern behangen, welche derjenige erhält, der den Baum bis zum Wipfel erklettert. Der Baum bleibt 8 bis 14 Tage stehen.

*) Vergl. I. B. S. 93.

Johannisfeier.

Oppaland von Ens und mündlich.

Am Abende vor Johanni (24. Juni) werden auf den Bergen die sogenannten Johannisfeuer angezündet. Sie sind von beträchtlicher Grösse, oft mehrere nebeneinander, und werden einige Stunden unterhalten. Herangewachsene Burschen bilden einen Kreis um das auflodernde Feuer, zünden in diesem ihre mit Wagenschmier oder Pech getränkten Besen an, welche sie das ganze Jahr über mit Sorgfalt gesammelt, und schwingen dieselben unter wildem Tanzen, Springen und Schreien, oder werfen sie über sich in die Luft, und fangen sie beim Herabfallen wieder mit der Hand auf. Des andern Morgens sieht man jede Thür mit Birkenstämmchen und Blumen geschmückt, wie am Frohnleichnamsfeste, nur etwas einfacher.

Königschiessen.

Oppaland von Ens und mündlich.

Dieses vom Kaiser Karl IV. zur Waffentübung der Bürger eingeführte Volksfest findet noch jetzt in Troppau, sowie in einigen andern Städten Schlesiens statt, wenn auch nicht mehr in so feierlicher Weise wie ehemals.

Das Fest beginnt in Troppau alljährig am Sonntage nach Kilian (8. Juli) und wird schon 2 Tage vorher durch eine am Rathhause zur Schau ausgehängte und mit Tannenreisern geschmückte Schiessscheibe angekündigt.

Sonntag Nachmittags versammeln sich sämtliche Schützen in schwarzem Feierkleide beim vorjährigen Könige*), nehmen daselbst ein kleines Mahl ein und begleiten ihn dann sammt den beiden Marschällen zu Wagen zur Schiessstätte. Hier angelangt wohnen sie in der nebenan liegenden hl. Dreifaltigkeitskirche einem feierlichen Segen bei. Sodann eröffnet der alte König mit drei Schüssen das Fest, nach ihm schiessen die

*) König heisst jener Schütze, welcher bei diesem Feste den besten Schuss gethan. Die zwei ihm zunächst stehenden heissen Marschälle, und zwar der erste rechter, der zweite linker.

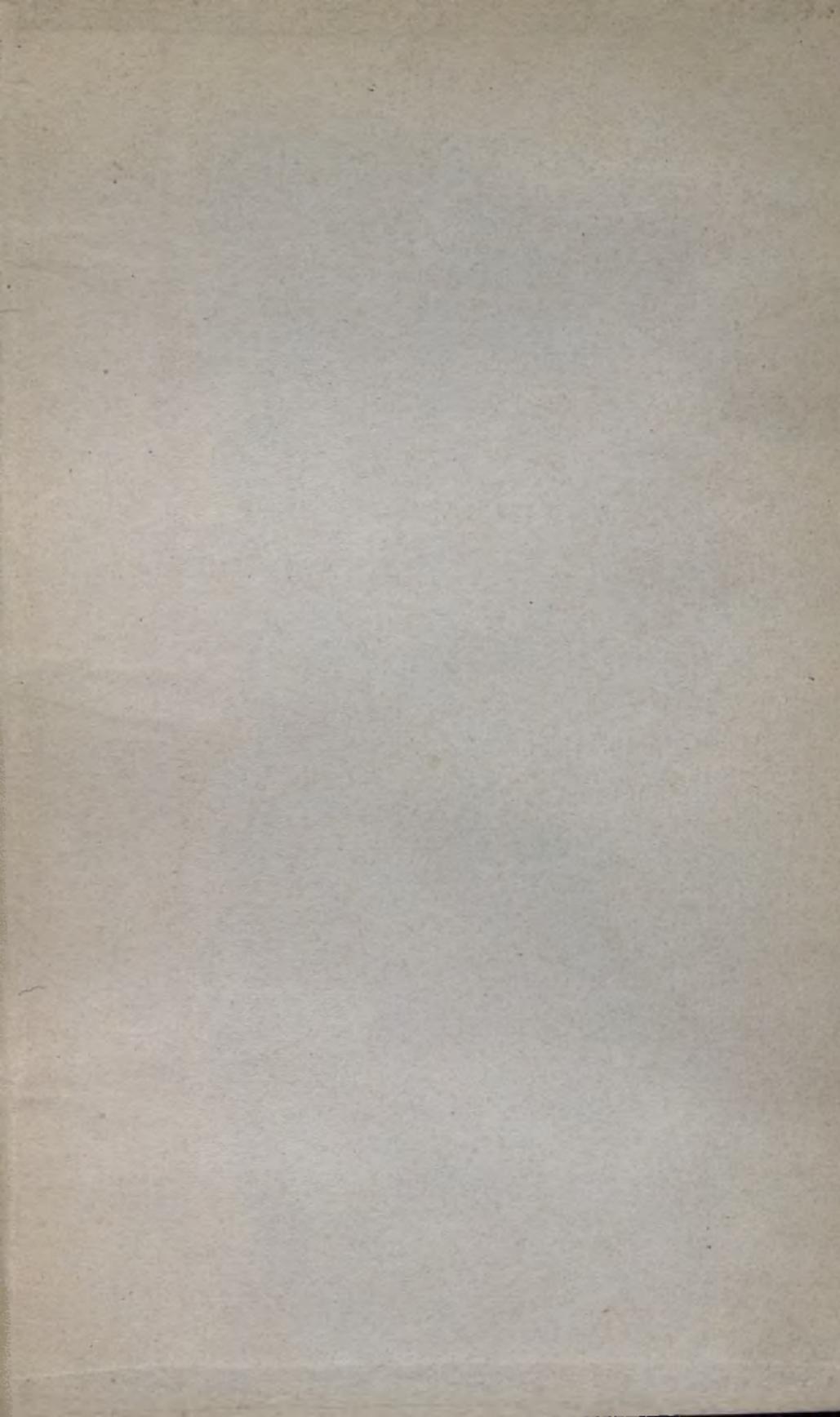
beiden Marschälle und die übrigen Schützen. Auch kommen an diesem Tage zahlreiche Fremde nach Troppau und betheiligen sich an dem Schiessen. Jeder Herzschuss wird durch Pöllerschüsse, Pauken- und Trompetenschall bekannt gemacht. Andere belustigen sich mit Vogel- Bolzen- und Kapselschiessen oder mit Kegelschieben.

Da zu dem Feste eine grosse Menschenmenge herbeiströmt, so werden auch verschiedene Krämerwaaren, Geschirr, Wachsstöcke, Marzipan u. d. g. zum Kaufe angeboten oder mit Würfeln ausgespielt, wozu man durch den fortwährenden Zuruf „Zugesetzt, der Letzte fehlt!“ eingeladen wird.

In dieser Weise wird die Unterhaltung durch acht Tage fortgesetzt. Der Schluss derselben erfolgt am nächsten Sonntage, Schlag 6 Uhr Nachmittags, und wird durch zahlreiche Pöllerschüsse angekündigt. Hierauf wird dem neuen Könige, dem rechten und linken Marschall die errungene Würde zuerkannt, und jedem sein Bestes (die Prämie), dem Könige 45 Gulden, dem rechten Marschall 16, dem linken 12 verabfolgt.

In Jauernig, Freiwaldau, Friedeberg und anderen Städten feiern die Schützen, welche in Jauernig uniformiert sind, das Königschiessen am Pfingstmontage und Pfingstdienstage, und zwar in ähnlicher Weise, wie es in Troppau gefeiert wird.





Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030000699425



I 1161/2

SL